953-, Ep x

gall. sp.
203 Z

Kolloff

GESC
FRESE

<36609083890011

<36609083890011

Bayer. Staatsbibliothek

2 bdr. e
Dln

Schilderungen aus Paris

von

Eduard Kolloff.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist erschienen:

Bösche, Wechselbilder aus Brasilien 1 Thlr. 12 Gr.
Depping, G. B., Heerfahrten der Normannen. 2 Thle. 3 Thlr.
Eschwege, W. L. v., Portugal. Ein Staats= und Sittengemälde. 1 Thlr. 16 Gr.
Forsch, H., Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen 1830 — 183.. 1 Thlr. 12 Gr.
Heine, H., Reisebilder. 4 Thle. 7 Thlr.
— — französische Zustände. 2 Thlr.
Jäger, A., Schilderungen von London. 2 Thle. 3 Thlr.
Lewald, A., Album aus Paris. 2 Thle. 2 Thlr. 16 Gr.
— — Gorgona. Bilder aus dem französischem Mittelalter. 2 Thle. 2 Thlr.
Norder, L., Janus oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. 4 Thle. 6 Thlr. 16 Gr.
Reise durch Oesterreich nach Constantinopel und Triest. 1 Thlr. 12 Gr.
Rosen, L., Reise eines Schwermüthigen. 1 Thlr. 8 Gr.
Röding, J. F. W., Album für Freunde Helgolands 12 Gr., mit Atlas 4 Thlr., illum. 7 Thlr. 16 Gr.
Smidt, H., Hamburger Bilder. 3 Thle. 3 Thlr.
Spaziergänge eines Wiener Poeten. 20 Gr.
Starklof, L., Helgoland. Ein See=Mährchen. 20 Gr.
— — Tagebuch von Helgoland. 1 Thlr. 12 Gr.
Wichmann, A., Bilder aus dem spanischen Bürgerkriege, Tagebuch der englischen Legion 1837. 20 Gr.
Winnbarg, L., Holland i. d. Jahren 1831 — 1833 2 Thle. 2 Thlr. 16 Gr.
Woltmann, J. F. A. Beschreibung einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm und Copenhagen. 2 Thlr.

Schilderungen

aus

Paris

von

Eduard Kolloff.

Erster Theil.

Hamburg,
Verlag von Hoffmann und Campe.

1839.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Inhalt.

		Seite
I.	Das Neujahr	3
II.	Der Winter	47
III.	Der Karneval	71
IV.	Die Maskenbälle	94
V.	Die Kaffeehäuser	124
VI.	Die Estaminets	161
VII.	Die Speisehäuser	168
VIII.	Das öffentliche Ausrufen	210
IX.	Die Bettler	228
X.	Die Künstler	238
XI.	Die Barrièren	255
XII.	Die Katakomben	281
XIII.	Die Spaziergänge	294

		Seite
1.	Der Tuileriengarten	294
2.	Der Luxembourggarten	306
3.	Der Pflanzengarten	326
4.	Der Garten des Palais-Royal	346
XIV.	Das Palais-Royal	356
XV.	Fiaker und Cabriolets	369
XVI.	Omnibus	387

Schilderungen aus Paris

von

Eduard Kolloff.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Das Neujahr.

Der Schluß des Jahres bringt in Paris ein ungemein reges Leben hervor, welches sich besonders in industrieller Hinsicht beurkundet und für den Handel von großer Wichtigkeit ist. In der letzten Dezemberwoche setzt mancher hiesige Kaufmann und Fabrikant einen beträchtlicheren Vorrath von Waaren ab, als sonst im Laufe des ganzen Jahres; ja die Einnahme eines einzigen Tages übersteigt oft die Summe, womit der gewöhnliche Gang der Geschäfte seine Kasse binnen sechs Monaten anfüllt. Dann machen gewöhnlich die Bewohner der Hauptstadt und der 83 Departements ihre Einkäufe zu Neujahrsgeschenken, wofür hier alljährlich unermeßliche Summen verschwendet und in Umlauf gesetzt werden. Trotz der bittern Kälte herrscht das regste Leben in allen Straßen; die rauhe Witterung erzeugt eine Mischung von Emsigkeit und Schweigen, welche nicht ohne Interesse ist. Einen ganz wunderilchen Anblick

gewährt Paris, wenn um diese Zeit Schnee liegt, was eine Seltenheit ist. Der Straßenlärm schweigt, das Wagengerassel gelangt nur in dumpfen Tönen an unser Trommelfell; kaum traut man seinen Ohren; man meint, man sei taub geworden. Die Stutzer und Badauds glauben sich nach Petersburg versetzt; die Illusion wird zur vollständigen Wirklichkeit, wenn das Schellengeklingel auf den Boulevards oder in den Elysäischen Feldern die Ankunft eines Schlittens verkündet; die Spaziergänger bleiben in Masse stehen, die Portiers erscheinen mit Frau und Kindern unter dem Thorweg, selbst die friedlichsten Bewohner der anliegenden Häuser reißen sich vom warmen Kamin los und eilen ans Fenster; kurz Groß und Klein drängt sich herbei, um jene außerordentliche, fabelhafte Erscheinung anzustaunen. Die Cabriolets und Fiaker fahren wider einander; denn da die meisten Straßen nur eine Gosse haben, und das Pflaster von den Häusern abwärts läuft, so rutschen die Wagen, deren Räder auf dem glatten Boden sich nicht drehen können, stets nach der Mitte zu; die armen Pferde, ohne geschärfte Stollen an den Hufeisen, stürzen alle Augenblicke; die Omnibus sind gezwungen, fast an jeder Brücke und in den Stadttheilen, wo es nur ein wenig bergig ist, Vorspann zu nehmen und die schweren Frachtfuhrwerke können gar nicht fort.

Ganz lustig ist es, mit anzusehen, wie die frosti-

gen Pariser über die Trottoirs eilen; denn zu Hause können sie platterdings nicht bleiben, zumal in diesen Tagen, wo sie die Neujahrsausstellungen besuchen müssen. Alle schreiten rasch zu, und hie und da gleitet wohl Einer aus und fällt in den Schnee. Die Damen mit rothen Augen und blauen Wangen, ganz in Rauchwerk eingehüllt und mit kostbaren Caschemirshawls vermummt, trippeln so geschäftig, als wenn sie zu spät zum Tanze kämen; die Männer, dicht in ihre Mäntel oder Ueberziehröcke gewickelt, die Pelzkrägen in die Höhe geschlagen, und das Gesicht mit einem Tuch so verbunden, daß man oft nichts als zwei Augen zwischen einem Hute und einem Foulard herausblicken sieht, machen ab und zu einen kleinen Dauerlauf, um sich die Füsse zu erwärmen. Fast jeder hat ein Paket unterm Arm. Der Eine trägt einen papiernen Esel, dessen indiskrete graue Ohren unterm Mantel hervorstehen; ein Anderer schleppt sich mit einem hölzernen Pferde; dieser hat eine Puppe in Lebensgröße, jener einen Hund; Alle rennen wie besessen, oder wie wenn das Lebensglück eines geliebten Kindes von ihrer Nachhausekunft abhinge; dabei theilen sie nicht selten tüchtige Rippenstöße und Püffe mit den Ellenbogen aus und vergessen sogar die Höflichkeitspflicht, indem sie weiter eilen, ohne um Verzeihung zu bitten.

Die meisten Neujahrsbuden sind mit Käufenr angefüllt, viele sogar zum Erdrücken und Ersticken

voll. Dem Fremden, welcher gerade diesen Zeitpunkt zu einer Reise nach Paris gewählt, wird der außerordentliche Glanz der Kaufläden auffallen, die zwar in der Regel das ganze Jahr hindurch reich und luxuriös ausgestattet sind, in den letzten Tagen vor Neujahr jedoch die größten Kostbarkeiten und Seltenheiten zur Schau auslegen, um Kauflustige anzulocken. Alle diese Herrlichkeiten kann man umsonst in Augenschein nehmen; man ist keineswegs verpflichtet, beim Eintritt etwas zu hinterlegen, oder aus Delikatesse für eine Kleinigkeit den vierfachen Werth zu bezahlen; ein solches Verlangen an das Publikum zu stellen, dazu ist der Pariser Krämer viel zu schlau, spekulativ und human. Er schleppt mit unermüdlicher Gefälligkeit und stets heiterer Laune alle seine Artikel herbei, lobt sie, bittet, sie anzusehen und vergißt nie, so oft als möglich zu wiederholen, wie geschmackvoll und verhältnißmäßig billig Alles sei. Wenn man auch troß dem nichts kauft und nur beim Weggehen nicht zu sagen unterläßt: Monsieur, je suis fâché de votre peine, so macht er eine ganz freundliche Miene dazu und begleitet Einen unter Complimenten bis an die Ladenthür, gleichviel, ob man das Aussehen eines Millionärs oder eines kleinen Rentiers hat; denn er weiß wohl, daß die mit so höflichen Ceremonien verabschiedeten Kunden schon ein anderes Mal wieder einsprechen und die festgeschürzten Knoten ihrer Geldbörse lösen.

Der letzte Monat des Jahrs führt in Paris regelmäßig nicht bloß eine commerzielle, sondern auch eine vollständig sociale Revolution herbei. So lange diese Revolution dauert, etwa vier Wochen, ist gleichsam ein Wohlgeruch von allgemeiner Friedfertigkeit und Leutseligkeit um Einen verbreitet. Wenn Kant und Fichte um diese Zeit in Paris gelebt hätten, wären sie überzeugt gewesen, der ewige Friede und das allgemeine Entwaffnungssystem lasse sich auf die Wohnungen der Menschen nieder. Der Dezember sargt in Paris alle gehässigen Unarten, Verläumdungen, bösen Meinungen und widerwärtigen Grobheiten ein. Man sieht nur lächelnde Gesichter, man hört nur Worte christlicher Nächstenliebe und Verträglichkeit. Man mag nun verheirathet oder Junggeselle sein, vom ersten Dezember an tritt hier Jeder in die Flitterwochen, welche bis zum zweiten Januar dauern; der zwölfte Monat des Jahrs bewerkstelligt allein mehr Aussöhnungen, als alle übrigen Monate zusammengenommen; man hat kein Beispiel, daß sich Eheleute oder Verliebte während den 30 Tagen vor dem heiligen Sylvesterabend entzweit haben. Alle unsere Umgebungen lassen nichts zu wünschen übrig. In den Häusern, wo wir eingeführt sind, springen uns die Kinder schon von weitem entgegen und recitiren Lafontaine's Fabeln; der Bediente nimmt uns den Mantel ab und hängt ihn, sauber ausgebürstet, uns wieder um; die Bonne leuchtet uns beim Weg-

gehen mit der größten Zuvorkommenheit die Treppe hinunter. Die Kellner in den Restaurationen bringen uns gewärmte Teller und nehmen ohne Weiteres die Gerichte wieder fort, an denen man etwas auszusetzen hat; die Garçons in den Kaffeehäusern schenken die halbe Tasse und das kleine Gläschen Branntewein übervoll und tragen unaufgefordert die Abendjournale herbei. Der sauertöpfische Portier des Hotels erkundigt sich nach unserm Befinden, wenn man bei ihm den Stubenschlüssel abgiebt; unsere Journale, welche wir sonst nur um eilf Uhr, und zwar zerlesen, beschmutzt, kurz jämmerlich zugerichtet erhielten, liegen bereits um sieben Uhr, noch ganz frisch und feucht, ganz unberührt und jungfräulich, im Vorzimmer; der Briefträger schenkt uns einen Wandkalender auf das folgende Jahr; unsere Bibliothek, unsere Möbel werden sorgfältig abgestäubt; der Zimmerfußboden glänzt, daß man sich darin spiegeln kann, und wenn man nach Mitternacht Einlaß begehrt, braucht man nicht vergebens zu pochen. Und nun erst die Frauen! Alle, selbst die Portières mit einbegriffen, werden so liebenswürdig, so sanft und zuvorkommend, daß man sich keine Vorstellung davon machen kann; um die Wahrheit zu sagen, es sind keine Frauen mehr, es sind lauter Engel! — Geht es doch so weit, daß man in Versuchung geräth, den alten wollenen Shawl, welcher die Schultern der Thürsteherinnen bedeckt, aufzuheben, um

nachzusehen, ob nicht lange weiße Flügel darunter verborgen sind!

Die Lösung dieses Räthsels liefern die sogenannten Etrennes; ihnen zu Liebe kehrt sich hier die Welt auf eine Zeitlang um. Schade, daß dieser kurze sociale Frieden nur ein Ergebniß unseliger Spekulation und eine faule Frucht der Civilisation ist. Am Abend des zweiten Januar geht leider Alles wieder den frühern Schlendrian; alle Täuschungen sind zerronnen, die Engel sind wieder in den Himmel gestiegen und man fällt aus seinen kurzen Glückseligkeiten und Freuden so ganz plump in die schnöde Wirklichkeit eines neuen Jahres, das gerade so anfängt wie das alte, wenn nicht noch schlimmer. Denn am zweiten Januar behält der Portier unsere Briefe wieder drei Stunden lang unten und erneuert an unsern Journalen sein Feudalrecht der ersten Lektüre; die Milch ist wässerig und die Börse leer; man zankt sich mit seiner Frau, welcher die gestrigen Bescheerungen nicht geschmackvoll genug sind; man wartet eine Viertelstunde auf die halbe Tasse, welche man im benachbarten Kaffeehause nimmt und welche der Garçon uns am Ende ganz kalt servirt, man kommt nach Hause, wo man seinen jüngsten Kleinen krank findet, weil er zu viel Bonbons gegessen hat; man rennt nach dem Arzte, den man nirgends antreffen kann; und müde, wie ein Jagdhund, kehrt man endlich heim und klopft an seine Hausthür, ohne einge-

lassen zu werden, da die Portière zu Bett gegangen und den Miethsleuten nicht mehr aufmacht, weil Mitternacht vorüber. Eine Patrouille passirt gerade durch die Straße und führt uns in die Wache, wegen nächtlicher Ruhestörung! — Der Dezember in Paris ist ein Wonnemonat; aber der Januar ist ein Wehemonat. Mit ihm hören unsere Flitterwochen auf, um erst in 335 Tagen wieder anzufangen. Die Welt schaukelt sich wieder in dem alten Gleichgewicht, und man lebt nach, wie vor, zwischen Undank und Verrath, jenen Zwillingsbrüdern des Egoismus, welchem man es nie recht machen kann.

Glücklich, dreimal glücklich wäre der Sterbliche, welcher die Kunst zu geben zu allseitiger Zufriedenheit auszuüben verstände! Mich wundert, daß noch kein französischer Dichter, der zugleich Millionär ist, wie es deren bekanntlich in Paris gibt, auf den Einfall gekommen, ein Werk zu schreiben über die „Kunst zu geben", als Gegenstück zu der ovidischen „Kunst zu lieben".

Die Sitte des Neujahrsfestes ist sehr alt. In Deutschland bescheert man bekanntlich nicht wie hier, am ersten Tage des Jahres, sondern am heiligen Abend vor Weihnacht. In einem großen Theile von Norddeutschland, wie in Meklenburg, Pommern und Holstein, werden die Geschenke am Christabend mit dem Ruf: „Juulklapp" auf die Flur geworfen, weshalb man auch in jenen Gegenden die

Weihnachtsbescheerungen gewöhnlich Juulklappen nennt. Jede Familie ist alsdann um einen großen Tisch versammelt, worauf der Christbaum mit seinen Lichtern und goldenen Nüssen brennt; die mysteriösen, von unbekannter Hand ins Haus geworfenen Pakete werden eins nach dem andern geöffnet, wobei es Stoff genug zum Lachen giebt.

In Persien, China, Japan fällt der Anfang des Jahres in die Wintersonnenwende und man feiert dann das Laternenfest. Das ist ein allgemeiner Freudentag oder vielmehr eine Freudennacht; die Häuser werden illuminirt, und jeder Eigenthümer in China hängt ein Transparent mit der Inschrift: „Dem wahren König des Jahres!" aus. Die Samariter feierten dies Fest ebenfalls zur Zeit der Wintersonnenwende: jedoch lediglich durch Beten und Almosenspenden. Es ist nicht wohl möglich, das Jahr besser anzufangen. Es war den Nachkommen Ephraims vorbehalten, Muster in Allem zu sein; der Reiche dieser Sekte legte sich Entbehrungen zu Gunsten des Armen auf, und ohne Entbehrung giebt es keine Tugend; nach dem Ausspruch des Heilands selbst waren die Samariter die barmherzigsten von allen Völkern.

Nach Festus begingen die Römer diese Feierlichkeit unter dem Namen Strenae, woraus die Franzosen ihr Substantiv étrennes gebildet haben; in Rom aber überbrachte der arme Client seinem reichen

Patron das Neujahrsgeschenk. Der Senat, die Ritter und das Volk versäumten nie, an den Kalenden des Januar dem Augustus die Etrennes zu überreichen; wenn der Kaiser abwesend war, oder eben Besuche machte, ließen sie ihre Gaben auf dem Kapitol zurück, was damals, wo man die Thür- und Fenstersteuer noch nicht kannte, eine höfliche Manier Contribution zu bezahlen war. Das Neujahrsgeschenk, welches man den Nachfolgern des Augustus zu geben pflegte, bestand in einem goldenen Buch, 72 Solidi an Werth; das ist wenigstens die Ansicht des gelehrten Gronovius.

Die ersten christlichen Bischöfe erhoben ein gewaltiges Geschrei gegen diese heidnische Sitte; aber ihre Nachfolger befanden sich so wohl dabei, daß die frommen geistlichen Herrn diesen Brauch aufrecht erhielten, und bis auf unsere Tage vererbt haben. In Frankreich wird er streng in Ehren gehalten, obschon die Etrennes eine wahre Plage und Frohnde geworden sind. Man braucht zwar kein goldenes Buch mehr zu geben; aber anstatt dessen muß man doch irgend etwas, einen Shawl, einen Hanswurst, eine goldene Kette oder eine Düte mit Bonbons schenken. Nicht Jedermann hat das Talent, sich so wohlfeil, wie der Abbé Dübois, aus dieser Affaire zu ziehen. Jener Apothekerssohn aus Brives-la-Gaillarde hatte einen Intendanten, dessen Spitzbübereien und Veruntreuungen ihm bekannt waren. Als nun dieser

geschmeidige Haushofmeister seinem Herrn, dem vertrauten Günstling Ludwig XV., zum neuen Jahr gratulirte, gab der gescheite Abbé anstatt der Etrennes die einfache Antwort: „Ich schenke Euch Alles, was Ihr mir gestohlen habt.“

Dieser ökonomische Ausweg ist nur für reiche Herren praktikabel; wir gewöhnlichen Bürgersleute müssen zu Neujahr geben, und auf dem Altar der Generosität opfern, wofern wir nicht jenen Unbekannten von Rennes nachahmen wollen, auf dessen Leichenstein man folgende Grabschrift lieset:

Ci-gît dessous ce marbre blanc
Le plus avare homme de Rennes,
Qui mourut tout exprès le premier jour de l'an,
De peur de donner des étrennes.

Wer dieses Mittel nicht ergreifen will, bequeme sich daher, seine Vorbereitungen zu treffen. Man kann sich nicht leicht einen Begriff davon machen, wie viel Glückwünsche, Redensarten und Aufwartungen am Neujahrstage in Paris gemacht, wie viel Visitenkarten umhergesandt, und wie viel Geschenke ausgetheilt werden. Es ist unglaublich, wie oft man sich hier während dieser vierundzwanzig Stunden belügt, umarmt, und ausspottet!

Die Pariser Neujahrsausstellungen dauern gewöhnlich bis in die Mitte Januar; die glänzendsten darunter veranstalten die Herrn Alphonse Giroux und Compagnie, in der Rue du Coq-Saint-Honoré.

Auf dem in der Nähe befindlichen Platz vor dem Louvre halten zwei Munizipalgardisten zu Pferde, welche den ganzen Tag über weiter nichts zu thun haben, als den Equipagen, deren Herrschaften bei Giroux abgestiegen sind, die zu beobachtende Rangordnung anzuweisen. An der Eingangsthür des Ladens selbst stehen zwei andere Munizipalgardisten zu Fuß, um den Zudrang der Schau- und Kauflustigen abzuwehren, und den Eintretenden die Treppe zu zeigen, welche zum Hinaufgehen in die Säle bestimmt ist. Wir treffen bei Giroux zwar keine so prächtige Vorhalle, wie im Diorama der Gebrüder Gropius zu Berlin, wo eine kleine Fontaine, aus einem Marmorbecken hervorsprudelnd, und ein in seinem Ringe sich wiegender, schnatternder Papagey uns angenehm überraschen; aber wir begegnen hier einem Schauspiel anderer Art. Auf der Hausflur wimmelt es von Jägern mit Hirschfängern, Federbüschen und Kokarden, von schwarzen und weißen Lakaien, von bordirten und unbordirten Domestiken, welche Damenmäntel auf dem Arm, und Möpse und Windspiele an seidenen Schnüren halten. Vom wohlgeheizten und vermittelst einer Glasthür geschlossenen Peristyl aus führt eine schmale, aber elegante Treppe, mit gußeisernem Geländer und Blumenvasen geschmückt, in den Entresol, dessen Säle ganz im Geschmack der Renaissance meublirt und dekorirt sind. Tapeten, Spiegelrahmen, Armsessel, Fenster, Thüren, Kar-

nieße, Kamine, — Alles trägt das Gepräge jener Kunstepoche, und ist höchst geschmackvoll angeordnet Welche Masse von allerliebsten, unendlich mannigfaltigen Zierrathen, wie sie das Zeitalter Franz I. liebte, und das Alles ist hier nicht blos zum Anschauen, sondern zum Auswählen!

In den übrigen Etagen seines Hauses hat Giroux noch 12 Säle eingerichtet, worin wir die wunderbarsten Kunstschöpfungen in so buntem Gemisch und in so kostbarem Vorrath erblicken, daß selbst einem Nabob die Wahl schwer fallen muß. Jene echten Porzellanvasen von Sèvres, mit vergoldeten Henkeln und schönen Gemälden, jene Bücherschränke mit gewundenen Säulen und künstlichem Schnitzwerk, jene zierlichen Handarbeitskörbe, jene eleganten Schreibmappen, Agenda's, Schriftstellernècessaires und Wirthschaftsbücher für Herren und Damen, jene geschmackvollen bronzenen Dintenfässer und Briefbeschwerer in hunderterlei Formen und Figuren, jene Papiermesser mit elfenbeinerner Klinge und agatnem Griff, welche für Königinnen gearbeitet scheinen, jene hölzernen fantastischen Männchen, wie sie nur die Phantasie eines Hoffmann träumen kann; kurz jene ganze Welt von theuren Kleinigkeiten und Nichtigkeiten, — möchte man nicht einen Theil davon besitzen oder wenigstens kaufen können, um guten Freunden und Freundinnen, Bekannten und Verwandten eine Freude damit zu bereiten?

Die Säle mit Kinderspielzeug sind erstaunlich reich und manigfaltig. Jener kleine Mylord hält gerade einen mechanischen Tänzer, der bei jedem Kortelzuge, unter Begleitung eines vollen Orchesters, die seltsamsten, schwierigsten Touren ausführt. Mit diesen Puppen hier kann Jeder, wer Gefallen daran findet, dieselben künstlichen Menschenpyramiden construiren, welche die dreizehn Beduinen vor 2 Jahren auf dem Theater der Porte-Saint-Martin, unter dem rauschenden Beifall eines entzückten Publikums, aufgebaut haben; mit dem Inhalt jener Schachtel kann jedes Kind, was vom Brücken- und Wasserbau auch nicht die mindeste Vorstellung hat, den Pont-des-Arts zusammensetzen und wieder auseinandernehmen; diese Mühle klappert und mahlt wirklich, wenn man den Behälter davor mit Wasser füllt, dann die Schleusen aufzieht. Dort in der Ecke steht ein kleiner Schenktisch mit mittelalterlichen Humpen, und daneben liegen Schwerter, Lanzen, Helme, Kürasse, kurz vollständige Rüstungen für ungezogene Ritter von 3 bis 4 Schuh. An jenen Lichtschirmen kann man die schönsten Dekorationen der Hugenotten vor sich vorüberziehen lassen und die Lebensgeschichte Napoleons studieren. Wer seinen Sohn zum Admiral bilden will, kaufe jene Seehäfen mit Bassins voller Masten und Schiffe, in denen man bequem das Manoeuvre einer Seeschlacht einüben kann; alle Fregatten sind

komplet bemannt, und am Takelwerk fehlt kein einziges Segel; den kleinen künftigen Artilleristen schenke man ein Polygon, jenes französische Lieblingsspiel, welches darin besteht, daß man in einiger Entfernung ein Faß, als Kugelfang an eine Stange gebunden, aufstellt und nun mit einem aus einem Mörser geschnellten Gummiball in die Oeffnung hineinzutreffen sucht. Erwachsene Leute, vorzüglich Soldaten, stellen diese Uebung häufig in den Elysäischen Feldern an, wo im Sommer solche Polygone zu Dutzenden aufgeschlagen sind; drei Schüsse kosten einen Sou; wer in das Faß hineintrifft, gewinnt einen Blumenstrauß, der unten mit dem Balle zugleich herausfällt.

Mit den Kinderpuppen wird hier ein wahnsinniger Luxus getrieben; man sah bei Giroux eine Puppe in Kleidern von dem reichsten Stoffe ganz nach der Mode des vorigen Jahrhunderts geputzt; sie saß auf einem prächtigen Sopha ihres vollständig meublirten Boudoirs, worin nichts, selbst die Klingelschnur nicht vergessen war; auf einem zierlichen Gueridon vor ihr stand ein Korb mit Hochzeitgeschenken. Diese wächserne Braut sollte tausend Franken kosten; ich dachte mit Schrecken an die Mutter' welche eine so liebe, verzogene kleine Tochter hat, die diese Puppe durchaus zu besitzen wünscht.

Außerdem findet man noch bei Giroux sehr hübsch gearbeitete Bauernhäuser, ländliche Zim-

mer mit Kukuksuhren, kleine Diorama's, großartige Hanswürste u. s. w. Besonders amüsant sind zwei Bären, aus deren Köpfen, wenn man auf eine geheime Feder drückt, die beiden Koryphäen der Pariser Eulenspiegel, Odry und Alcide Tousez hervorspringen. Ueberhaupt sieht man hier alle französischen Bühnencelebritäten in ihren vorzüglichsten Rollen als kleine mechanische Mannequins.

Nach Giroux haben die Neujahrsausstellungen des Herrn Susse den meisten Zuspruch. Herr Susse besitzt zwei Papierhandlungen (papeteries), wovon die eine im Passage des Panoramas, die andere am Börsenplatz befindlich. Ich weiß eigentlich nicht, warum sich Herr Susse papetier (Papierhändler) nennt; man kauft alles Mögliche bei ihm, nur kein Papier, das englische Briefpapier mit durchbrochenen Rändern etwa ausgenommen, wovon jedes Quartblättchen 20 Sous kostet. Da man natürlich eine Enveloppe in demselben Genre dazu nehmen muß, welche eben so theuer ist, so kommt das bloße Schreibmaterial für einen einzigen Brief auf zwei Franken. Voriges Jahr sah man bei Susse auch karlistisches Briefpapier mit schwarzen, künstlich ausgezackten Rändern, linker Hand oben mit einer goldenen Krone oder drei goldenen Lilien gestempelt; diese Einfassung war in der That höchst geschmackvoll; ich habe nie eleganteres Briefpapier gesehen; sechs Blätter kosteten 5 Franken.

Die Läden des Herrn Susse sind nun aber, wie schon bemerkt, keine eigentlichen Papierhandlungen, sondern vielmehr brillante Kunstkammern. Die Neujahrsgeschenke, welche man dort einkauft, sind fast ausschließlich Kunst- und ausgesuchte Industriegegenstände. Viele neuere Künstler pflegen einzelne Erzeugnisse ihres Pinsels und Meißels auf die Ausstellung bei Susse zu schicken; Decamps, Charlet, Alfred und Tony Johannot, Camille Roqueplan, Paul Delaroche, Bellangé, Cabat und andere ausgezeichnete Maler lassen hier ihre Aquarelle, Landschaften und kleinern Genrebilder verkaufen. Die Aquarelle werden seit einiger Zeit sehr gesucht und gut bezahlt, weßhalb auch die ersten französischen Maler es nicht verschmähen, ihre Thätigkeit und ihr Talent diesem Genre zuzuwenden. Die französischen Damen, welche hier in nicht geringer Anzahl die Malerkunst ausüben, tragen besonders dazu bei, dem Handel mit Aquarellen eine große Ausdehnung zu verschaffen. Es gehört zum guten Ton, ein Album mit Aquarellgemälden zu besitzen, und es bei Soiréen herumzureichen; den Hauptabsatz finden jedoch diese Kunstgegenstände im Ausland.

Man trifft ferner bei Susse sehr niedliche Bildhauerarbeiten in Gyps oder in Bronze. Vor allen zeichnet sich eine Statuette der Fanny Elßler aus, welche der Künstler, Herr Barre, abgebildet hat,

wie sie den Cachucha tanzt, und sich mit den Castagnetten dazu begleitet. Desprez hat eine hübsche Büste von der Malibran angefertigt, und Antoine Moine zeigt uns die große Sängerin als Desdemona in einem kleinen wohlgelungenen bronzenen Standbilde. Sie hat so eben die schöne Romanze: Assisa al pie d'un salice beendet, und das Geräusch von kommenden Schritten gehört; sie stützt sich auf ihre Harfe und scheint aufzuhorchen, ob es Othello sei, der nahe. Ihre Physiognomie ist wunderbar ausdrucksvoll; die Falten ihres langen Nachtgewandes fallen weich herab, und es ist nicht wohl möglich, in einem kleinen Kunstwerke eine glücklichere Auffassung und Ausführung zu beurkunden. Derselbe Bildhauer hat außerdem noch einen Bonaparte und einen Don Quichotte in geistreich modellirten Statuetten gegeben; der Sieger bei Arcole ist im Kostüm eines republikanischen Generals, wie auf dem ersten Bilde Gros', vorgestellt; der Held von La Mancha, mit dem Mambrinshelm geschmückt, ist vom Kopf bis zu Fuß gewaffnet; mit der Rechten hat er seine Lanze gefaßt, und die Linke in die Seite gestemmt, schaut er stolzen, gravitätischen Blickes in die Welt hinein. Ueberhaupt ist der irrende spanische Ritter neuerdings vielfach der Lieblingsgegenstand französischer Künstler; Décamps hat ihn und seinen getreuen Knappen in einem trefflichen Aquarell dargestellt, welches, nebenbei gesagt, mit

tausend Franken bezahlt worden, und Tony Johannot hat so eben die Kupferstiche zu Viardot's neuer Uebersetzung des Don Quichotte vollendet, welche uns den komischen Helden in allen Scenen seines thatenreichen Lebens vorführen.

Merkwürdig und äußerst interessant ist die Galerie der Dantan'schen Gypskarrikaturen, welche ebenfalls hinter den großen Spiegelfenstern bei Susse figurirt. Dantan ist, soviel mir bekannt, der erste, welcher seine Satyren und kaustischen Auffassungen mit dem Bossirbein dargestellt hat; er greift in seinen originellen Chargen, deren jede die Gegenwart des mächtigsten Satyrs verkündet, nicht, wie Hogarth in seinen Kupferstichen, die Sitten der Zeit an, um sie zu geißeln und zu bessern, sondern er wählt, wie es ihm gerade einfällt, die Riesen und Coryphäen der modernen Bildung heraus, welche unter seiner Hand zu Zwergen und Kobolden zusammenschrumpfen. Die berühmtesten lebenden Componisten, Schauspieler und Schriftsteller erscheinen hier in grotesken Masken, und jedem derselben hat der Künstler ein unterscheidendes Kennzeichen gegeben, das sich entweder auf die Eigenthümlichkeit seines Talents, auf die Art und Weise seines Vortrags, oder auf irgend eine Begebenheit seines Lebens bezieht. Jener dicke, schwerfällig einherwatschelnde Mann, dessen obere Kinnlade einen ihrer Zähne verloren hat, ist der gepriesene Romanschreiber Balzac, welcher

Trotz dem, daß er sich sein langes, schönes Haar hat abschneiden lassen, doch der Ruthe des Spötters anheimgefallen ist. Dem Verfasser der „Elennshaut“ ist der halbe Kopf geschoren, und unter seinem Arme trägt er jenen kostbaren Spazierstock, dessen Preis hundert Louisdor betragen soll, und dessen Andenken gewiß nur mit dem Namen seines berühmten Besitzers untergehen wird. Aus letzterem Grunde hat der Künstler diesem Spazierstocke die Ehre der Apotheose in einem besondern Monument widerfahren lassen. Nicht weit von seinem ebenbeschriebenen Herrn erblicken wir jenen litterar-historischen Spazierstock, mit dem Hut und den langen Haaren Balzac's geschmückt, dessen Portrait, von einem Strahlenglanze umgeben, vorne auf dieser prächtigen Trophäe als Medaillon inkrustirt ist. Von allen Seiten klettern neugierige Liebhaber und aufrichtige Bewunderer mit Seilen und Strickleitern an den Stock hinauf, um sich im Sonnenscheine des romantischen Gestirns zu wärmen. Zu den burlesken Portraits des genialen Gyps-Zerrbildners gehört der bekannte Clavierspieler Liszt, der Vertraute Lamennais und der Madame Düdevant; einmal sehen wir ihn als eine lange, hagere Gestalt, welche den Erzengeln in den Hallen der gothischen Münster gleicht; das zweite Mal hat ihn Dantan vor dem Klaviere sitzend dargestellt; er fährt in krampfhaften Zuckungen auf den Tasten herum, und drehet dem Beschauer den Rücken zu, von dem

seine langen Haare über die Stuhllehne herabrollen in der Positur, welche er eben macht, sieht er einem Frosche ähnlich, der gerade alle viere ausspreizt, um zu schwimmen. Der Ingenieur Lebas konnte natürlich wegen seines glücklich ausgeführten Manövers zur Aufrichtung des Obelisken der Ehre der Abkonterfeiung nicht entgehen: Dantan stellt uns den geschickten Ingenieur vor, wie er mit dem Luxor unterm Arm auf dem Seile tanzt. Vor mehreren Jahren hat der Künstler eine Reise nach England gemacht und mehrere Notabilitäten jenseits der Meerenge verewigt. Samuel Rothschild schwimmt mit wahrem Entzücken, wie ein indischer Magot, auf seinem Goldhaufen herum; die beiden Repräsentanten der englischen Aristokratie, die Herzöge von Cumberland und Glocester, bilden mit ihren Pendants, den beiden Häuptern der Demokratie, Cobbet und O'Connell, den drolligsten Contrast. — Neuerdings sind auch die beiden Komiker des Palais-royal und des Théatre français dantanisirt worden. Leménil erscheint uns hinter dem enormen Wanst des Kapitän Truguet, jenes fanatischen Nationalgardisten in dem amüsanten Vaudeville, le Conseil de discipline betitelt. Jener Bediente, welcher mit seinem kleinen, keck aufs Ohr gedrückten Hut in so stolzer Haltung uns entgegentritt, und dem die Augen faustdick aus dem Kopfe heraussteheu, — ist der unübertreffliche Monrose. — Nicht weit von jenen Herrn sehen wir einen

Steinschneider, der mit aufgestreiften Hemdsärmeln große Mauerstücke zermalmt. — Dieser rüstige Geselle ist Niemand anders, als ein berühmter französischer Arzt, Herr Leroy d'Etiole, welcher, Trotz seines bedeutenden Talents, sich indeß nicht rühmen kann, den Kranken so ungeheure Steine zu operiren, als er gerade in Arbeit hat. Neben dem berühmten Operateur steht auf der Höhe einer Sternwarte eine Art Schwarzkünstler mit langer spitzer Mütze, in einen weiten sternbesäeten Talar gehüllt; auf seiner Brust strahlt, anstatt des Ehrenkreuzes, ein langgeschwänzter Komet. Die komische Aehnlichkeit dieser Personnage läßt auf den ersten Blick den berühmten Astronomen Herrn Arago erkennen. — Jene zwei Köpfe, welche aus einem und demselben Dintenfasse hervorragen, sind die Gebrüder Cogniard, beliebte Vaudevilleschreiber, denen der Künstler nur eine Feder gegeben. Ein anderer mit zwei dicken Augen und einem dicken Schnurbart geschmückter Kopf, der aus einem Schuh (soulier) hervorkuckt, hat eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Romanschreiber Fréderic Soulié; und jene große, höchst sonderbare Nase, dicht daneben, stellt die Figur des Sängers Couderc an der komischen Oper vor. — Außer diesen Gypschargen finden wir die hübsche Statuette des Modeschriftstellers Roger de Beauvoir und mehrere kleine Büsten, unter andern die des Doktor Marjolin, und des unter der Restauration berühmten Komikers

Potier, welcher gegenwärtig die tugendhaften Rosenmädchen von Vincennes krönt, die nicht nur den galanten Anträgen der jungen Bauernbursche, sondern auch, was viel schwieriger, den mordbrennerischen Liebeserklärungen der eroberungslustigen Artilleure des Schlosses von Vincennes widerstanden haben.

Von Bildhauersachen bemerkt man sonst noch bei Susse die Sammlung der bronzenen Thiere und Thiergruppen von Fratin, welche sich ganz vortrefflich zu Ornamenten auf Caminen oder Arbeitstischen eignen.

Eine große Kunstfertigkeit verrathen die aus Papier geschnitzten Blumen; sie sind so zart und fein, daß sie den Morgenthau zu fürchten scheinen, und liegen in Körben von täuschend nachgeahmten Weidenzweigen, deren Rinde und Knoten so natürlich und so graziös sind, als wären sie eben im Walde geschnitten, und von der Hand eines kunstgeübten Fauns zusammengeflochten.

Endlich findet man bei Susse eine äußerst reiche Auswahl von Visitenkarten. Sie sind je nach dem Rang und Stand des Ausgebers und des Empfängers verschieden. Wer schlicht bürgerlich gekleidet geht, und bloß bürgerliche Anstandsbesuche zu machen hat, begnügt sich damit, einfache, weiße Visitenkarten abzugeben, worauf als einziger Schmuck der Name in gothischen oder englischen Karakteren gravirt ist; wer aber einen Waterpuffo der Palletot und dar-

unter einen luxorfarbigen Frack mit goldübersponnenen Knöpfen, sammtnem Kragen und ditto Umschlägen, eine weiße Cravatte, eine atlasdamastene Weste, schwarze Casimirhosen, strohgelbe Handschuhe und Glanzwichsstiefeln ohne Absätze trägt, und zu diesem Anzuge eine jährliche Rente von 40 — 50000 Franken hat, darf natürlich nur Visitenkarten abgeben, wie wir deren bei Susse sehen, und wovon das Dutzend 100 — 200 Franken kostet. Dieselben sind nämlich mit einem zierlich durchbrochenen Rande eingefaßt und mit Landschaften oder allerlei artigen Schäfer- und andern Scenen bemalt. Den Damen hinterläßt man Visitenkarten, welche anstatt der Aquarellgemälde mit Stickereien verziert sind. Dantan hat voriges Jahr angefangen, bei speziellen Bekannten seine eigne Gypskarrikatur als Visitenkarte zurückzulassen, und man versichert, dieser spaßhafte Einfall habe ihm zahlreiche Bestellungen für dieses Jahr zugezogen, welche er natürlich abgelehnt.

Doch jetzt ist es Zeit, von Susse aufzubrechen; folgen wir jener Dame, welche so eben ihrem Kammermädchen einen ganzen Sack der artigsten Sachen zum Nachhausetragen übergeben, und sie nach Verlauf einer halben Stunde zu Düvelleroy hinbestellt hat, um dort neue Einkäufe in Empfang zu nehmen. Herr Duvelleroy ist nämlich ein berühmter Fächerfabrikant, welcher vor kurzem einen brillanten Laden im Passage des panoramas etablirt hat. Die Fächer sind

hier besonders seit den letzten drei Jahren wieder in Aufnahme gekommen; die schöne vornehme Welt zeigt sich heutzutage auf Bällen und Promenaden nie anders, als mit diesem leichten Handwerkszeuge bewaffnet. Wer aus eigner Erfahrung weiß, wie graziös die Französinnen ein verschämtes Erröthen oder ein halb unterbrochenes Gähnen mit dem Spiel ihres Fächers verbergen, wie deutlich sie einem durch die Bewegungen dieses eleganten Instruments zu verstehen geben, daß man lästig sei, und sich entfernen möge, wer ferner mit eigenen Augen gesehen hat, wie gewandt sie einen Liebesbrief in die Falten ihres Fächers auffangen, und wie sorglos sie die Antwort durch dasselbe Mittel zurückexpediren, wird es begreiflich finden, warum für eine Pariserin der Fächer eins der unentbehrlichsten Toilettenstücke ist. Die mannigfaltigste Auswahl davon trifft man bei Düvelleroy; hier werden nichts als Fächer verkauft, und man kann in jenem Laden wirklich historische Studien über Moden und Sitten verschiedener Zeiträume anstellen. Wir haben namentlich ein reizendes Spielzeug dieser Art von hohem Alterthume bewundert, dessen 24, ungemein trefflich ciselirte Stäbe von Perlmutter ein Blatt Pergament zusammenhalten, worauf W a t t e a u eigenhändig die letzte Zusammenkunft der Agnes Sorel mit dem Dauphin Louis, Sohn Karl VII., gemalt hat. Jene beiden Figuren, von großem Verdienst, waren mit einer, vorzüglich bei

Watteau ungewöhnlich seltnen Bravour ausgeführt. Der Bibliophil Jacob hatte wahrscheinlich diesen Fächer vor sich liegen, als er in seinen Francs-Tourpins die schreckliche Scene schilderte, welche das Pergament darstellt. Auf den Fächern aus der Regierungsepoche Ludwig XIV. sieht man alle Wunder von Versailles abgebildet; die unter Ludwig XVI. stellen meist die Luftschifffahrten Montgolfier's vor, und es wimmelt darauf von Ballons jeder Größe und Form. Selbst während des Schreckenssystems von 1793 haben sich die Französinnen dieses Schmucks nicht beraubt; die Fächer aus jener Sturm- und Drangperiode zeigen uns die damaligen Helden des Tags in ihrem nachlässigen, oft malerischen Costüm.

Paris fabrizirt gegenwärtig für zwei Millionen Fächer, wovon Frankreich für 150000 Fr. braucht; England, Deutschland und Rußland nehmen zusammen nur für 20 bis 25000 Fr. Der bedeutendste Absatz in diesem Handelszweige geht nach Spanien, Portugal und Italien; auch werden in diesem Artikel nicht unbedeutende Geschäfte nach Amerika gemacht, besonders nach den dortigen spanischen und portugiesischen Colonien. Man zählt in Paris 10 Fächerfabriken, unter denen die des Herrn Düvelleroy die bedeutendste ist. — Sehr elegante Etrennes, höchst kostbare Luxus- und Fantasie-Gegenstände findet man in dem Theemagazin des Herrn Houssaye, à la Porte chinoise, in der Börsenstraße, wo der

Zulauf vornehmer Käufer besonders dies Jahr sehr stark war. Man fand daselbst eine prächtige Sammlung von altchinesischen Porzellansachen, Vasen aus der Fabrik von Sèvres, und einen Caminaufsatz, welcher der Maria Antoinette gehört und ein Gemach in Trianon geziert hatte. Lackirte Kunstwerke, Theebüchsen, Theeservice, Theearten, so wie alle Erzeugnisse China's waren in reichlicher Menge und Güte in der Porte chinoise zu haben.

Die Pariser Chokolatefabrikanten und Zuckerbäcker wetteifern jedesmal um Neujahr in schöner und künstlicher Verarbeitung ihres Materials. Die Kunst — weiß der Himmel, wo die Kunst sich am Ende noch einnisten wird! — erzeugt in Paris auch Meisterwerke in Zucker und Chokolate und schafft wunderbare Sachen, welche dem Gaumen nicht weniger als dem Auge angenehm sind. Unter den Chokolateverkäufern sind die Herrn Debauve und Gallais, Rue des saints pères 26, die berühmtesten. Diese beiden Namen verdienen in der That den kolossalen Ruf, welchen sie errungen haben; was Chevet und Véry für die Gastronomen, sind Debauve und Gallais für die Chokolateesser und Trinker. Ihre Chokolate ist zart, fein, schmackhaft, unvermischt, wohlthätig, der Gesundheit zuträglich, mit einem Worte hat alle unschätzbaren Eigenschaften, welche Brillat-Savarin in seiner Physio-

logie du gout rühmt und derentwegen er die Chokolate allen Gutschmeckern anempfiehlt. Es giebt wenige Leute in Paris und ganz Frankreich, welche nicht von den Erzeugnissen jener Fabrikanten gekostet hätten. Dieselben haben sich nun aber keineswegs darauf beschränkt, den Chokolatefreunden ihr gewürziges Präperat in einer einzigen, allgemeinen Form zu bieten, sondern sie bestrebten sich auch, dies Labsal wirklich ins Unendliche zu variiren. Wir wollen hier einmal die Hauptchokolatearten aufzählen: stärkende Chokolate mit persischem Salep, besänftigende Chokolate mit Mandelmilch, sogenannter Théréobrome oder chocolat à la minute, Chokolate mit indischem Tapioka, tonische Chokolate mit gummiartigem, gewürzhaltigem japanischen Saft, Chokolate mit Mokka-Aroma, Magenchokolate, chocolat au soconusco, verdauungbefördernde Chokolate, krampfstillende Chokolate, mit Orangenblüthe vermischt, sehr beliebt bei Damen, die nervösen Anfällen ausgesetzt sind, weiße Chokolate mit Arrow-root, graue ambraduftende Chokolate, welche die Stutzer in der Tasche zu tragen pflegen, und noch hundert andere Chokolate-Sorten, welche es gewiß mit der Ambrosia der Olympier aufnehmen könnten, wenn das Rezept jener famösen Götterspeise nicht auf ewig verloren gegangen wäre. Alles bisher Genannte ist nur reizend und verführerisch für Feinschmecker; aber

man betrachte jetzt jene Vasen, Sennhütten, Wirthshäuser, Schweizermädchen, Nationalgardisten, Necessaires, Maieux's, Robert-Macaires und Bertrands; jene petits und petites malpropres, welche eine unaussprechliche Handlung verrichten, mit Broussais zu sprechen, „eins von den vier unbestreitbaren, ewigen und unwandelbaren Rechten der Gesellschaft ausüben;" jene Thermometer, welche beständig schönes Wetter andeuten, jene federleichten Fangspielbälle, jene geschmackvoll eingebundenen Bücher, jenes vollständige Arsenal von Feuerschlünden großen und kleinen Kalibers, denen man sich mit Freuden entgegenstürzen möchte; jene aufgefahrenen Batterien von Kanonen mit brennenden Lunten, welche gewiß jedes Kind sich anheischig macht, einzunehmen; endlich jene Neufoundländer ächter Race, jene englischen Rennpferde pur-sang, d. h. pur caraque; — Alles aus Chocolate, aus guter, reiner, unvermischter Vanillenchocolate verfertigt; — kann da Einer der Versuchung widerstehen? Von welcher Art nun auch die Etrennes sein mögen, welche man eingekauft hat, so giebt es doch noch eine unvermeidliche Beilage, womit man sie begleiten muß; man kann keine Etrennes ohne Bonbons bescheeren. Bisweilen wird das Supplement sogar das Hauptgeschenk. Es gibt viele Personen, denen man nur Bonbons verehren kann; die Bonbons sind überall willkommen und die zarteste Em-

pfindlichkeit hat nicht das Recht, sie auszuschlagen. Mit Bonbons erwiedert der alte Junggeselle, welcher weder offene Tafel, noch Salons hält, um Bälle und Soiréen zu geben, alle im Lauf des Jahrs empfangenen Einladungen und Höflichkeiten. Die Bonbons sind übrigens eine höchst elastische Neujahrsbescheerung, welche, je nach Umständen, bescheiden oder luxuriös ausfallen kann. Man sprach voriges Jahr viel von Madame de C...., welche eine solche ansehnliche Masse von Bonbons zu Neujahr erhalten hatte, daß drei Zimmer damit angefüllt waren; den ohngefähren Werth dieser Zuckerwerkslawine schätzte man auf 10000 Franken.

Der brillanteste Zuckerbäckerladen in Paris ist der des Herrn Terrier in der Rue Saint-Honoré 254. Zwei prächtige vergoldete Palmbäume tragen den Peristyl dieses graziösen Tempels der Leckerei, dessen äussere Ausstattung einen wahrhaft orientalischen Luxus, eine Feenpracht verräth, welche allein mehr als hinreichend wären, die Zuckerbäckerei Terriers weit und breit berühmt zu machen. Im Innern erstaunen wir jedoch noch mehr über die große Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben und des Geschmacks, welche dieser geschickte Kunstbäcker seinen Bonbons zu verleihen gewußt. Wer könnte die Masse von kleinen reizenden Gegenständen in Zucker hernennen, welche man in den „beiden Palm-

bäumen" (so lautet das Aushängeschild der Conditorei) bewundert: jene niedlichen Körbchen, voll des ausgesuchtesten Naschwerks, jene chinesischen und japanischen Fratzen und Götzen, jene köstlichen boites anglaises mit einfältigen Devisen, jene zierlichen deutschen Binsenkörbe, welche man hier corbeilles de hongrie nennt, jene schildpattnen, mit Perlmutter ausgelegten Handschuhschachteln u. s. w. Lieblich ist Alles dies anzuschauen, noch lieblicher, es zu besitzen, und am lieblichsten es zu schmecken. Terriers Blumen, vorzüglich seine Rosen, Nelken und Camelien scheinen in der That mit der Morgenröthe aufgebrochen zu sein; Frühling und Herbst haben sich hier unter diesen „beiden Palmbäumen" Rendezvous gegeben. Wer würde sich nicht glücklich preisen, jene Johannisbeeren, Aprikosen, Pfirsiche, Mirabellen, jene saftigen Trauben, jene Königs-Bergamottes, jene fetten poires de beurée blanche zu pflücken und zu kosten? Gewissen Leuten empfehlen wir die Terrier'schen Bonbons à thé, welche um den, der sie bei sich trägt, eine angenehme Atmosphäre verbreiten.

Wer Bonbons von vorzüglicher Güte, Feinheit und Schmackhaftigkeit einzukaufen wünscht, muß sie nicht in der Rue Saint-Honoré, sondern in ihrer wahren Heimath aufsuchen. Es ist bekannt, daß die Bonbons in Paris in der Rue des Lombards auf die Welt gekommen sind. Wenn es uns verstattet wäre,

bei Gelegenheit von Zuckerwerk und Confekt unser Belesenheit auszukramen, so würden wir erzählen, wie die Bonbons aus Italien herrühren, und nach Frankreich durch eine Kolonie Lombarden übersiedelt wurden, welche dem Theile der Hauptstadt, worin sie ihre schmackhafte Industrie aufschlugen, ihren Namen lieh. Gegenwärtig haben sich zwar die in der Rue des Lombards geborenen Bonbons über alle zwölf Arrondissements von Paris erstreckt, aber sie sind dennoch immer in dem Quartiere, wo sie zuerst französisches Bürgerrecht erhalten, in der schönsten Blüthe geblieben. Die ganze fassionable Welt macht um Neujahr die Reise nach der Rue des Lombards. Diese Straße ist ein wahres Schlaraffenland, wo Bäche von Honig fließen, wo die Bäume eingemachte Früchte tragen, und wo alle Dinge unaussprechlich süßen Gesetzen und Schicksalen unterworfen sind.

Die Bonbons des Conditors Lemoine, à la Reine de France, rue des Lombards 50, sind wegen ihrer außerordentlichen Feinheit und Delikatesse bekannt; außerdem treffen wir hier wirkliche Wunder der Zukkerbäckerei; nämlich so reizende Nachbildungen in Zucker, daß wir sie kaum anzutasten, geschweige denn zu zerstören und aufzuessen wagen; unter andern weiße und rosafarbene Atlaßschuhe für so kleine, zierliche Füßchen gearbeitet, wie sie nicht einmal die Pariserinnen, höchstens die Nixen und Elfenköniginnen

aufzuweisen haben; ferner kleine Kinder in Windeln mit allerliebsten Zuckermäulchen zum Küssen oder zum Davonlaufen, denn mehrere greinen aufs Natürlichste; auch hübsche Zimmerverzierungen, Vogelbauer, Porzellanpfeifen, Tabacksdosen und brennende Cigarren liegen in bunter Auswahl da; vor den Fenstern kriechen ungeheure Schildkröten, welche eben im Begriff scheinen, ihr schweres Schilderhaus in Marsch zu setzen; kurz das Magazin zur „Königin von Frankreich" ist ein Heiligthum aller Zuckerneuigkeiten. Wenn man z. B. jene dort aufgestellte Vogelreihe von der sanften, girrenden Turteltaube an bis zum blutgierigen, kreischenden Lämmergeier sieht, glaubt man sich nach dem Jardin des Plantes vor die geräumigen Vogelbauer versetzt; alle jene Vögel sind getreu der Natur nachgezeichnet und wirklich schön; die Kenner der Süßigkeiten ziehen ihnen jedoch die Bonbons mit Mandelmilch und die vergoldeten Pastillen vor, von denen Lemoine einen unermeßlichen Vorrath absetzt.

In der rue des Lombards gibt es noch einen zweiten Tempel, dessen Name für Bonbons historisch und zum Sprüchwort geworden ist; wir meinen nämlich den Fidèle Berger, der berühmteste Laden in ganz Paris. Dieser „treue Schäfer," süßer und reizender, als alle Schäfer Virgil's und Florian's, trägt einen Schäferstab von Rouener Apfelzucker und

äßt seine Schaafe à la vanille und seine Hammel à la fleur d'orange auf Wiesen weiden, welche mit dem Schmelz gebrannter Mandeln überzogen sind. Um Neujahr ist die Rue des Lombards mit zahlreichen Equipagen aus der Chaussée d'Antin und dem Faubourg Saint-Germain versperrt, und alle diese Equipagen fahren nach einer Station vor No. 46 mit leckern Schätzen wieder in ihre Stadttheile zurück. Im ersten Stock dieses geschmackvollen Tempels sind weitläuftige, glänzende Säle geöffnet, wo man die elegantesten, graziösesten Gegenstände zu Neujahrsbescheerungen auswählen kann: Kisten und Kasten, Körbe und Schachteln, alle möglichen Arten von kleinen reizenden Möbeln, köstliches Spielzeug und tausenderlei Fantasien, wie sie die Pariser Industrie schafft, um den ersten Tag des Jahrs würdig zu feiern. Die Bonbonsdevisen des Fidèle Berger werden seit einigen Jahren von dem französischen Componisten Adam in Musik gesetzt, und alle Maitressen der Rue Chantereine girren die zärtliche Liebespoesie dieser Papillotten.

Eine reiche Neujahrs-Ausstellung veranstaltet Herr Lesage, welcher den Baronen der hohen Finanz bei der Meublirung ihrer Hotels seine weisen Rathschläge zu geben pflegt. Der Laden des Herrn Lesage ist dies Jahr aus der Rue Grange-Batelière in die Rue de la Chaussée d'Antin verlegt worden

und hat die Ueberschrift: à l' union des arts. Die Künste haben bei ihm freilich ein etwas sonderbares Bündniß geschlossen, ein Bündniß nach der Mode. In diesen Sälen finden wir Alles, was unsere Großeltern so hoch in Ehren hielten und was die heutigen Franzosen mit dem Spottnamen cecoco bezeichnen. Eine Menge von kostbaren Meubeln und werthvollen Luxusgegenständen aus dem vorigen Jahrhundert ist hier zusammengetragen und aufgespeichert. Ich bemerkte insonderheit eine Sammlung von ausgewählten chinesischen und japanischen Porzellanvasen, welche mit aller nur ersinnlichen Pracht überladen waren; ein Paar davon sollte 3000 Franken kosten; außerdem hatte man noch die Wahl zwischen zahlreichen Kunstgegenständen aus demselben Porzellan, welche ungleich billiger zu stehen kamen und als Neujahrsgeschenke viel gekauft wurden. Als ich Herrn Lesage besuchte, handelte eine schöne, reich gekleidete Dame gerade um ein chinesisches Theeservice, welches der Kaufmann Tsaou-Fan nannte; es war aus einem wunderlich geformten Theetopf, ditto Zuckerdose, Milchnapf und sechs Tassen zusammengesetzt; anstatt auf einem Präsentirteller stand es auf einer Art von Schenkbret, das man an der Wand befestigen konnte. Die Dame legte dafür ein Bankbillet von 1000 Franken auf den Zahltisch; ich weiß nicht, wie viel sie herausbekommen hat. Die Chinoiserien sind

überhaupt sehr en vogue. Ich begreife nicht, wie sich die groben, unförmlichen Kunstwerke des nordöstlichen Asiens als Ornamente in die Pariser Salons haben eindrängen können; erst neulich sah ich den Sims eines im Styl der Renaissance kostbar gearbeiteten Kamins mit dickbäuchigen chinesischen Götzen und Magots verunstaltet. Wie ist es möglich, daß Leute mit großem Vermögen und feiner Bildung einen so gänzlichen Mangel an Schönheitssinne verbinden? Lesage hatte voriges Jahr, direkt aus Peking, eine reiche Sammlung solcher Chinoiserien erhalten; darunter war merkwürdiges Kinderspielzeug, z. B. kleine mechanische Puppen, welche ganz allein auf- und abmarschiren, wie erwachsene Mädchen auf der Promenade; es fehlt ihnen nichts als die Sprache. Aus der Masse der übrigen Verkaufsgegenstände bei Lesage führen wir noch an: schöne Büffets, Schenk- und Sophatische, Jardinières, Gueridons, Damenfauteuils, Kaminschirme mit Palissanderholz ausgelegt, Leuchter à la Pompadour, tausenderlei anderer Dinge nicht zu gedenken.

Will man nützliche Artikel bescheeren, welche über die Alltäglichkeiten der ordinären Geschenke hinausgehen, so gehe man ins Magazin des Herrn Huret, auf dem Boulevard des Italiens, am Eck der Rue Grange Batelière. Dieser geschickte Mechanikus hat das Eisen so kostbar zu machen verstan-

den, als Gold. Wir bewundern zunächst seine Geldkoffer, welche rücksichtlich ihrer geschmackvollen Form und Verzierung es mit den elegantesten Möbeln aufnehmen, und unter ihrem glänzenden Schmuck die solidesten Tugenden verbergen. Diese Geldkisten halten jede Probe aus: weder Gewalt noch List können sie besiegen, ihr dreifacher Panzer ist gefeit, undurchdringlich. Um eine davon zu öffnen, muß man ihr Geheimniß kennen und das Stichwort wissen, welches dem unerbittlichen Schlosse als Ordre gegeben ist. Derjenige, welcher die Kiste zugeschlossen hat, vermag allein, sie wieder aufzumachen. Man kann sein ganzes Vermögen in diesen Koffer verschließen und dann ruhig darüber einschlafen; selbst wenn Zaun und Schubry uns einen nächtlichen Besuch abstatten sollten, so würden sie vergebens ihre Kräfte anstrengen, um unsern Schatz zu heben. Der Huret'sche Koffer, ein undurchdringlicher Eisenschrank, würde allen Räubern der Apenninen und Karpathen trotzen. Nur mit Kanonenschüssen könnte man ihn sprengen und müßte eine förmliche Belagerung mit grobem Geschütz vornehmen, um ihn zu bezwingen und zu überwältigen.

Aber, wird man uns einwenden, man kann nicht allen Leuten eine Geldkiste bescheeren; es gibt sogar sehr viele, denen ein solches Geschenk als ein schlechter Spaß vorkommen würde; die Leute mit

Geldkisten machen mehr Geschenke, als sie empfangen. Dieser Einwand wäre ganz richtig, wenn Huret nicht Geldkoffer von jeder Größe und für den Umfang jedes Vermögens hätte. Und wem die Koffer nicht gefallen, der findet in demselben Laden ganz kostbare Portefeuilles. Und wer braucht gegenwärtig kein Portefeuille? Ein Portefeuille ist das unentbehrlichste Möbel des Diplomaten, des Dichters, des Kaufmanns und des Rentiers. Alle Leute, welche ordnungsliebend sind, wollen ein gut verschlossenes Portefeuille haben, und wo gibt es eine Frau, welche nicht von Zeit zu Zeit ein Geheimniß unter Schloß und Riegel zu verwahren hätte, die keine eifersüchtige Hand öffnen noch sprengen kann? Die Portefeuilles des Herrn Huret sind gegen jede Indiskretion geschützt; man kann ihnen in aller Sicherheit Staats-, Familien- und Herzens-Geheimnisse anvertrauen; alle diese Geheimnisse sind wohl besorgt und aufgehoben. Herr Huret hat seit dem Anfang der Restauration die Portefeuilles aller französischen Minister geliefert. Im J. 1812 wurde der Plan zum russischen Feldzug von einem Spion ausgewittert, der mit dem Huissier des Kriegsministeriums einverstanden war und das Portefeuille öffnete, worin man die auf jenen Feldzug bezüglichen Depeschen beförderte. Seitdem hat das französische Cabinet Herrn Huret die Sorge anvertraut, die politi-

schen Geheimnisse zu verwahren. Huret wurde außerdem noch vom Generalpostmeister Herrn von Lavalette beauftragt, der Postadministration die Portefeuilles der Estafetten zu liefern; welche Lieferung er stets behalten und zu welchem Behuf er ein eignes Schloß erfunden hat, welches dem lang anhaltenden Trab und Galopp der Pferde Widerstand leistet.

In dem Hüret'schen Laden finden wir außerdem noch wunderbar vervollkommnete Eisenbettstellen; einige ahmen die hölzernen Bettstellen nach, deren Gestalt sie haben; andere fallen uns wegen ihrer schönen getriebenen Arbeit auf; es gibt ganz einfache, welche man auf- und zusammenschlagen kann, so daß sie mit ihrem ganzen Zubehör nicht mehr Platz als ein Violinkasten wegnehmen. Und das ist ein erheblicher Vorzug; denn in unsern Tagen verlangt man, daß die Industrie alle ihre Anstrengungen dem Nützlichen zuwende; ein Mechanismus zum bloßen Spielen, und wäre er meisterhaft ausgeführt und ersonnen, würde keinen Beifall mehr finden; ein Automat, welcher Schach spielen, die schwierigsten mathematischen Aufgaben lösen, die Cachucha tanzen und Gott weiß was sonst noch Alles könnte, würde wenig Aufsehen machen und seinem Urheber auch nicht den kleinsten Theil von der Achtung eintragen, welche ganz und gar dem Fabrikanten zufällt, dessen

Talent sich Arbeiten von allgemeinem Nutzen widmet.

Für gewisse Neujahrseinkäufe ist ferner der Papier-Laden des Herrn Raulin in der Rue Saint-Honoré 348 zu empfehlen. Hier treffen wir nicht so vielerlei unter einander gewürfelt, wodurch oft ein widerlicher Contrast entsteht, so sehr ihn auch die kunstsinnige Hand und das geübte Auge des Pariser Kaufmanns zu verbergen sucht. Bei Raulin dagegen zeugt die strenge Auswahl seiner Artikel, die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich nur innerhalb seiner Spezialität bewegt, für den guten Geschmack des Kaufherrn. Das Meiste in seinem Laden ist schön, Manches zugleich nützlich und angenehm, zwei bekanntlich sehr schwer vereinbare Eigenschaften. Alles, was nur ein reicher Kunstliebhaber, ein ästhetisirender Dandy, ein romantischer Bankier und ein Dichter, der 50000 Franken Rente hat, zur Verschönerung und Ausschmückung seines Privatkabinets wünschen kann, bietet sich hier unseren Blicken dar: geschnittene Steine, Pettschafte, die beliebten Timbres secs, Pressen zum Papierstempeln, welche die Wappen und Namenszüge der Besitzer so schön ausdrücken und daher für die hiesigen litterarischen, artistischen oder bloß schlechtweg aristokratischen Notabilitäten ein unentbehrliches Hausgeräth geworden sind; ferner die Polygraphes,

Maschinen, welche für Geschäftsmänner von unberechenbarem Vortheil sind, und womit die modernen Don Juans des Boulevard de Gand zwei, drei Liebesbriefe auf einmal schreiben können; florentinische Kunstsachen in Bronze, allerlei zierliche Figuren von Elfenbein und carrarischem Marmor; endlich eine reichliche Auswahl von Gegenständen, um Arbeitspulte, Sekretäre und Kamine zu schmücken, Festungen, Schlösser, alte Kirchen, berühmte öffentliche Gebäude in Kork geschnitzt, und besonders allerliebste chinesische Feuerschirme, von den ersten Künstlern in Peking bemalt. Großes Aufsehen erregte ein unglaublich schöner Pelzkragen von Colibri- und andern aus Mexico gebrachten Vogelfedern, inwendig mit Eyderdunen gefüttert. Wie mag sich die große Dame brüsten, der es vergönnt ist, diese Regenbogenpracht eines andern Welttheils um ihren schönen Nacken auszubreiten!

Das schöne glänzende Palais-Royal ist um die Neujahrszeit viel schöner und glänzender, als gewöhnlich; es hat dann seine allerbesten, allerkostbarsten Schmucksachen ausgelegt, um die schwachen Sterblichen zu verblenden. Es ist wirklich merkwürdig, wie viel verrätherische Schlingen um diese Jahreszeit auf allen Wegen ausgeworfen sind, um die Frivolität, Koketterie und Leckerei zu fangen; es übersteigt alle Begriffe, welche Künste das bewegliche industrielle Genie der Pariser Kaufleute ersonnen

hat, um alle die zu berücken, welche nach den Meisterwerken des Luxus und des Glanzes lüstern sind. Mit besonderer Perfidie sind die Erzeugnisse der Mode ausgestellt, welche den Frauen und Mädchen die Köpfe verdrehen. Wir rathen keinem galanten Ehemann, seine Frau um Neujahr durch die Rue Vivienne zu führen. Diese Straße ist bekanntlich das Hauptquartier der Mode.

Die letzten Tage des Jahrs sind für die hiesigen Putzmacherinnen, was die Blüthezeit für die Bienen ist; jedoch unterscheiden sie sich von diesen dadurch, daß sie nicht ausfliegen, um zu schwärmen und süße Nahrung einzusammeln; sondern sie bleiben ruhig in ihren Körben, das heißt Boutiken, sitzen und saugen die Blumen aus, welche an diesen Tagen zu hunderten vor den Putzläden angefahren kommen, um mit den dort eingekauften prächtigen Farben die reichen Beete der Salons in den Tuilerien und in den Hotels der Chaussée d'Antin während der Wintersaison zu schmücken. Die Pariserinnen leihen unter ihren beiden großen Putzmacherinnen, Natur und Kunst, der letzteren das geneigteste Ohr; denn diese ist hier eine so freundliche, plauderhafte Hexe, daß sie sich bald zur Herrin in allen Häusern aufwirft; und wenn jene sich zurückzieht und abtrünnig wird, weiß diese mit ihrem Flitterwerk alle Flecken und Mängel auf eine so unendlich feine Weise zuzudecken, daß sie die Natur im eigentlichsten Sinne des Worts zu Schanden macht.

Wer die Wintermoden in Paris studieren will, der besuche fleißig die Messe in der neu eröffneten Kirche Notre-Dame-de-Lorette, welche seit vorigem Jahre das Rendezvous der schönen Welt geworden ist. Jeden Sonntag hält eine Menge glänzender Equipagen auf dem Platz vor der Kirche, und der Zudrang der Andächtigen ist so stark, daß man, wie vor dem Theater, Queue am Eingang machen muß. Hier tragen die Pariserinnen ihre Morgentoiletten zur Schau, und bereiten sich den Tag über auf den Staat vor, den sie am Abend in der großen Oper zum Besten geben wollen. Diese neue Kirche ist übrigens so recht, was man in den Salons allerliebst, charmant nennt; im äußeren Baustyl und in der innern Ausschmückung haben Koketterie und Geschmacklosigkeit mit einander gewetteifert. Die griechischen Säulen der Façade erinnern an die Zeit Aspasiens, die innern Zierathen an die Boudoirs der Regentschaft, oder an die Vergoldung des Müsard'schen Conzertsaals. Was auf den ersten Blick in diesem angeblichen katholischen Gotteshause überrascht, sind die vielen Beichtstühle in den Saitengängen. Die Geistlichkeit dieses Kirchsprengels war offenbar der Meinung, daß es in der Chaussée d'Antin viele Sünderinnen gebe; oder wußte sie etwa, daß die größte Zahl der unterhaltenen Mädchen um Notre-Dame-de-Lorette herum wohnt? Die neuen

Sünden-Vergebungs-Tribunale sind grün angestrichen, mit goldenen Zierrathen und sammetnen Polstern ausstaffirt, auf welche hinzuknieen eine wahre Lust sein muß.

Die wichtigste Neuerung in den weiblichen Kleidermoden, welche seit dem letzten Winter aufgekommen, ist unstreitig, daß die Pariser Damen anfangen, Röcke von demselben Tuch, wie die Männer zu tragen. Nachdem sie sich mit Madame Düdevant des Romans und der Revuen, mit Mademoiselle Puget der komischen Oper, mit Mademoiselle Bertin der großen Oper, und mit Madame Ancelot des Théâtre-français bemächtigt, stehlen sie den Männern auch noch einen Stoff, der bis auf den heutigen Tag unser alleiniges Erbtheil war, und uns das Recht gab, alle weiblichen Kleidungsstücke mit dem Titel „Flitterstaat" zu bezeichnen. Im Tuileriengarten und auf andern öffentlichen Promenaden sah man diesen Winter viele Damen in königs- und justemilieublauen Tuchüberröcken, vorn an der Brust zugeknöpft und mit gestickten Schnüren geschlossen. Zu diesem Anzuge trug man kleine Halbstiefeln mit zierlich geformten und seidengesponnenen Knöpfchen. Diese Halbstiefeln scheinen mir ein zweiter Eingriff in die Männerrechte; und jetzt fehlt bloß noch, daß die Damen das spanische Rohr in die Hand nehmen.

II.

Der Winter.

Die Eintheilung und Benennung der vier Jahreszeiten rührt wahrscheinlich von einem unwissenden oder bequemen Astronomen her; man sollte sie abschaffen. Wer kann mir denn ein Land angeben, dessen Klima, wie der Hauszins, in vier gleiche Termine getheilt ist? wo in aller Welt giebt es einen Winter, in dem es drei Monate anhaltend friert, schneit und nebelt? Hat man je einen dreimonatlichen Frühling erlebt, der vom ersten bis zum letzten Tage seiner Dauer sich mit Rosen und Schleedornblüthen bekränzt? Ist endlich je ein Sommer und ein Herbst vorgekommen, welche gleichmäßig mit der Herrschaft über die Atmosphäre abgewechselt hätten, ohne die mindesten Eingriffe in ihre gegenseitigen Rechte zu machen? Dies sei im Vorbeigehn gegen die Vorurtheile derjenigen bemerkt, welche glauben, daß Gott in seiner Weisheit sich habe nach dem Kalender richten wollen, und daß der niedrige Stand der Sonne

im Winter, und ihre Höhe während des Sommers von den angenommenen Stufenfolgen des Jahrs abhänge. Vier Jahreszeiten kommen nirgends vor. Drei zählt man am Spitzberg und am Tollensee; zwei in Afrika. Paris hat einen äußerst freundlichen Herbst; keinen Sommer, als Schadenersatz dafür aber einen endlosen Winter, worin der Frühling mit aufgeht.

Die Wintertage in Paris sind von sehr kurzer Dauer; im Durchschnitt fangen hier die Nächte schon um drei, spätestens vier Uhr Nachmittags an, und dauern bis den andern Morgen um 8 Uhr, wobei natürlich die Tage nicht mitgerechnet sind, an denen es gar nicht Tag wird und die Lampen in den meisten Boutiken nicht ausgehen. Die acht Stunden des Tages sind den Geschäften und der Arbeit gewidmet; die 16 Stunden der Nacht nehmen die Glücklichen für ihre Feste und ihren Schlaf in Anspruch; einen Theil davon benutzen die Spitzbuben, welche auf das Eigenthum Anderer spekuliren.

Während der letzten funfzig Jahre hat die Sitte des Aufstehens und Schlafengehens in Paris vielfach gewechselt und allmälig eine ganz neue Gestalt angenommen. Vor 1789 war die neunte Stunde Abends der feststehende Angenblick des Schlafengehens; um 8 Uhr wurden die Läden zugemacht; die Kaffehäuser und Theater löschten schon um 10 Uhr ihre Lichter

aus. Die Revolution änderte die häusliche und öffentliche Lebensweise der Pariser; die politischen Diskussionen, die Zusammenkünfte in den Clubs, die permanenten Kammersitzungen, die nächtlichen Verhaftungen und Haussuchungen raubten dem Pariser Bürgersmann seine schönsten Ruhestunden, und von der Zeit an hat er nie wieder so fest und so süß geschlafen, als ehemals. Heutzutage werden die Buden um 11 Uhr geschlossen; die Kaffeehäuser und Estaminets halten bis Mitternacht offen, und viele Theater enden ihre Vorstellungen erst nach Mitternacht. Von dieser veränderten Lebensweise hat der Pariser den Nachtheil, daß er sich nicht mehr mit der Abendglocke zu Bett legen kann; aber dafür hat er auch den Vortheil, daß er später aufsteht. Der kleinste Boutikier ist erst gegen 9 Uhr auf den Beinen und im Stande, mit einiger Geistesklarheit auf die Nachfrage seiner Kunden zu antworten; er überläßt seinen Commis gerne das Vergnügen, den ersten Hahnenschrei zu hören und den Sonnenaufgang zu sehen.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Vornehmen Winters um 11, und Leute aus den mittlern Ständen zwischen 8 und 10 Uhr aufstehen. Wenn der Arbeiter im Winter unter seiner dicken Bettdecke hervorkriecht, läßt sich schwer ausmitteln, da er während dieser Jahreszeit nicht immer Beschäftigung findet, und oft den ganzen Tag über im

Bette zubringen muß, um sich gegen Kälte zu schüz-zen. Die Frachtfuhrleute, welche Baumaterialien anfahren, die Steinsäger, die Holzablader, die Kohlen- und Mehlträger gehören in die Kategorie der Arbeiter, welche am früheſten aufſtehen und am regelmäßigſten ihr Nachtlager aufſuchen; daher wird man auch ſpät Abends keinem Sackträger der Halle in den Straßen begegnen, und die Annalen der Pariſer Gerichtspflege legen Zeugniß dafür ab, daß ſie nie bei nächtlichen Unruhen betheiligt ſind. Daſſelbe Lob kann man den Maurern, Brunnenfegern, Dachdeckern und Glaſern nicht geben, welche zwar auch mit Tagesanbruch an die Arbeit gehen, aber ſpäter Feierabend machen, und ſich bisweilen in unangenehme Händel verwickeln. Wer dieſe Leute ſtudiren will, muß ſich nach dem Gréveplatz begeben, wo ſie ſich verſammeln, wenn ſie ohne Arbeit ſind und ſich verdingen wollen. Gegen 9 Uhr fegt der Portier den Thorweg, während ſeine Frau die Zimmer reinigt und die Fußteppiche ungeſcheut auf das Trottoir ausſtäubt. Wenn die Kehrichtſammler den Straßenkoth aufgeräumt haben, fangen die Eckenſteher und Commiſſionäre ihre Amtsverrichtungen an, die ſie leider mit einbrechender Nacht einſtellen, wo man gerade ihre Dienſte am meiſten in Anſpruch zu nehmen wünſchte. Da Paris keine Nachtwächter hat, ſo ſollten dieſe Leute Abends ſpät auf ihren Poſten blei-

ben, und jedesmal eine Laterne zur Verfügung der Vorübergehenden bereit haben; es nimmt mich Wunder, daß noch kein Pariser auf diese Industrie verfallen ist, welche gewiß einträglich sein würde. Um 10 Uhr bemerkt man die Nähterinnen, Stickerinnen und andere Putz-Arbeiterinnen, die Handlungsdiener, die Angestellten der Büreaux, die Externen, welche in die Pensionen geführt werden, u. s. w. Gegen 11 Uhr wird der Wirrwarr der arbeitenden Classen, welche sich in die Straßen von Paris ergießen, immer ärger, und wenn erst Mittags noch die hinzukommen, welche aufstehen, um gar nicht zu arbeiten, ist es unmöglich, sich zurechtzufinden.

Der Winter übt hier, wie überall, einen besondern Einfluß auf die Privat- und öffentlichen Vergnügungen aus. Die gewöhnlichsten Winterbelustigungen sind die seit einigen Jahren aufgekommenen Conzerte zu 20 Sous, ganz besonders aber die Bälle, welche je nach den einzelnen Stadttheilen, nach den Sitten der Einwohner und nach den Vermögensumständen verschieden sind. Die Bürgersleute veranstalten in der Regel bei sich zu Hause kleine Gesellschaftsbälle, wo es ganz ordentlich und ehrsam hergeht; schade nur, daß sie zu viel kleinstädtische Bestandtheile in sich aufgenommen haben, wodurch man leicht ins Gerede der Leute kommt. Es wimmelt daselbst von tugendhaften Familienmüttern und hoff-

nungsvollen Bräutigams; wenn die Damen Thee tränken oder Strümpfe strickten, könnte man wähnen, in einer kleinen norddeutschen Stadt zu sein. Die spekulative Ehe hat hier vorzugsweise ihre Netze ausgespannt und tritt einem mitten im Walzer auf die Hühneraugen. Jede Mutter, welche heirathsfähige Töchter hat, ist auf diesen Bällen ein verkleideter Notar; jeder Junggeselle, welcher seiner Tänzerin den Handschuh aufhebt und einige Lobeserhebungen über die geschmackvolle Wahl ihres Anzugs hinzufügt, giebt dem jungen Mädchen Hoffnung und der Mutter Bürgschaft für ernstliche Absichten. Wer in diesen spießbürgerlichen Assembléen eine und dieselbe Person dreimal zum Tanze auffordert, ist so gut als kirchlich mit ihr proklamirt. Aber wie soll man es in Paris anders machen, um die jungen Leute mit einander zu verheirathen? Die bürgerlichen Gesellschaftsbälle bieten dazu die natürlichste Gelegenheit. Die Kirche ist in unsern Tagen kein allgemeines sociales Band mehr; die verliebten Stelldichein nach der Messe hinter dem sechsten Pfeiler, in der Nähe der Sakristei, haben aufgehört, aus dem einfachen Grunde, weil man nicht mehr in die Kirche geht; kaum hält man es noch der Mühe werth, die Ehe von dem Priester einsegnen zu lassen. Die Familienmütter begeben sich daher mit ihren mannbaren, erwachsenen Töchtern auf die Gesellschaftsbälle und verrichten so eine

heilige Handlung, weil sie Ehen stiften wollen; nichts ist bekanntlich heiliger als die Ehe!

Die kleinen Beamten, die Nationalgarde und die Artisten — eine weitschichtige Bezeichnung, welche die Handwerker der verschiedensten Gewerbe und alle Künstler umfaßt — geben Winters gewöhnlich Subskriptionsbälle, welche oft unangenehme Auftritte wegen Verwaltung des Budget veranlassen. Jeder Subskribent zahlt nämlich für Beleuchtung, Musik und Erfrischungen einen bestimmten Beitrag, wodurch, wie es auf dem Einladungscircular heißt, sämmtliche Kosten gedeckt werden sollen. Ereignet es sich nun aber, daß die Decke des Tanzsaals zusammenbricht, daß die Mauer einen Riß, oder die Majorität der ehrenwerthen Gäste einen Hieb bekommt, und daß die Damen dreimal soviel Kuchen und Backwerk essen, als man Anfangs gerechnet hatte, so verlangt der Ballausschuß gleich 50 Franken Nachschuß, was Murren und Wortwechsel zur Folge hat. Vor 1830 waren diese Subskriptionsbälle viel origineller, weil damals jede der verschiedenen Zünfte eigne Tanzvergnügungen organisirte, wo man entweder lauter Tischler oder lauter Grobschmiede antraf. Ein umfassenderer Verein, als die Zunftgenossenschaften, die Nationalgarde, hat jetzt die verschiedenen Handwerkerklassen von Paris in ein Ganzes verschmolzen, und die allgemeine Bürgerfahne

hat die einzelnen Zunftbanner verdrängt; der Schneider tanzt gegenwärtig neben dem Tischler, der Schuster neben dem Ziegelbrenner.

Seit mehreren Wintern haben bekannte hiesige Künstler angefangen, aus ihrer Werkstätte einen Tanzsaal zu machen. Camille Roqueplan hat diese Künstler-Raouts aufgebracht, welche wegen ihrer originellen Ausgelassenheit bekannt sind. Die hohe Finanz und der Geldadel geht auf die Bälle in der großen Oper und in den Tuilerien; der Faubourg Saint-Germain begnügt sich mit seinen eignen Bällen und den Erinnerungen an die hstorischen Feste, welche die Herzogin von Berry vor der Julirevolution im Pavillon Marsan zu geben pflegte.

Der Winter ist bekanntlich die Jahreszeit der Pariser Soiréen, wovon man sich überm Rhein nicht selten einen falschen Begriff macht. Die großen und glänzenden Gesellschaften sind sehr aus der Mode gekommen, seitdem der alte Hofadel sich auf seine Güter zurückgezogen hat, oder in eng geschlossenen Coterien im Faubourg Saint-Germain lebt. Die ausländischen Botschafter, z. B. der englische, österreichsche und russische, und einige reiche Fremde, wie der Baron Dellmar und Herr Schickler aus Berlin, sind fast die einzigen, welche große Gesellschaften geben, wo das Gedränge jedesmal so furchtbar ist, daß man seines Lebens keine Minute froh wird.

Die Pariser Salons sind nicht mehr wie früher der treue Spiegel der gerühmten französischen Geselligkeit; es sind daselbst nicht sowohl herzliche Lust, geistreiche Unterhaltung, witzige Tändelei, als kalte Langeweile, glänzende Pracht, fade Arroganz, zischelndes Geflüster, kurz alle jene socialen Bestandtheile zu Hause, welche einem plebejischen Gemüthe so große Unbehaglichkeit und so gräßliche Langeweile verursachen. Man besucht hier die Salons aus politischen Gründen; man will ein Buch schreiben, nützliche Bekanntschaften machen, oder an einer Handelsspekulation Theil nehmen; in allen diesen Fällen geht man in die renommirtesten Soiréen der Hauptstadt. Selbst die Gesellschaften, welche der Hof giebt, sind nicht frei von diesem industriellen Treiben; der Hof hat auch Freunde und Popularität nothwendig; er muß viele empfangen, um sich so wenig Feinde, als möglich zu machen. Daher wird auch die Bourgeoisie in einzelnen Nüancen zu den Hoffesten eingeladen, und wenige politische Misanthropen der Linken widerstehen der Versuchung, in seidenen Strümpfen die blanken Marmortreppen der Tuilerien hinaufzusteigen und auf den Gobelins der königlichen Prunkzimmer herumzutreten, zumal da sie auf jenen Teppichen mit Gesandten, Marschällen, Prinzen, Prinzessinnen und ihrem Könige in gleicher Linie stehen. Vielleicht hat mancher Oppositionsmann für ein Glas Eis von

Tortoni, im Kronsaal verspeiset, dem Budget hunderttausend Franken mehr bewilligt.

Seit mehreren Jahren haben die Soiréen des Kammerpräsidenten Dupin großen Ruf. Die Blätter des Tierspartie unterhalten ihre Leser jedesmal ein Langes und Breites über diese glänzenden Zirkel, welche sich von den übrigen wenig unterscheiden mögen. Es treffen sich hier die entgegengesetztesten Meinungen, und die Versammlung kann schon aus diesem Grunde keine bestimmte Haltung und Abschattung haben. Man spricht dort allerdings über die Angelegenheiten des Tags, über die Politik im Großen, über die Zukunft der Völker, aber Alles das ist nichts mehr, als eine gemüthliche Plauderei, wo man, wie Diderot sagt, die Meinungen Anderer wie Mücken bei sich vorüberfliegen läßt und seinen eignen ebenfalls keinen Werth beilegt; die Staatsgeheimnisse sind hier viel weniger im Umlauf, als Limonade, Mandelmilch und die künstlichen Eissorten von Desmares. Die bedeutendsten Deputirten, die Herrn Odillon-Barrot, Mauguin, Lamartine, die Minister, die Prinzen und berühmte Männer aller Nationen besuchen indeß die Abendzirkel des Herrn Dupin, welche insofern für einen Deutschen manches Interesse haben.

Ueberhaupt wollen wir keineswegs den Besuch der Pariser Salons ganz abrathen; wer Zeit und

Mittel hat, versäume nicht diese Bildungsschule für höhere Gesellschaft durchzumachen; ein Deutscher namentlich wird hier viele sociale Untugenden ablegen lernen; und dann giebt es für den Fremden eben kein anderes Mittel, zu erfahren, wie die vornehme Welt in Paris wohnt und lebt. Es ist unmöglich, die zahllosen Nüancen, in welche sich die pariser haute société theilt, durchzuführen; — wer kann die tausendfältig schillernden Farben auf den ausgespannten Flügeln eines brasilianischen Schmetterlings beschreiben? Einige Andeutungen über das, was sich dem Beobachter in den Pariser Salons bieten wird, mögen genügen.

Das Geld hat hier die höheren Stände in geselliger Hinsicht völlig ausgeglichen und den Unterschied der Geburt und des Ranges aufgehoben. Die Mehrzahl der neuen Reichen bewohnt die prächtigen Hotels der ehemaligen Großen. Eine breite, bequeme mit amaranthfarbigen Decken belegte Marmortreppe, von deren Geländer blühende Pommeranzenbäume uns ihr frisches Grün entgegen breiten, und zierliche Statuen uns ihre einladenden Grüße zuwinken, führt zu einem wohlgeheizten Peristyl, wo sich sofort ein Dutzend reichgalonnirter, gepuderter Bedienten von ihren mit Utrechter Sammet überzogenen Sitzen erhebt; der Oberceremonienmeister ragt den Ankommenden nach seinem Namen, und

schreiet denselben mit lauter Stimme durch die geöffneten Flügelthüren in den Salon hinein. Die elegante Toilette der Damen, die einfache, aber gewählte Kleidung der Männer, die reiche, strahlende Beleuchtung, die mit gedämpftem Tone geführte Unterhaltung und der freundliche Empfang von Seiten der Hausfrau, machen einen wohlthuenden Eindruck auf den Eintretenden. So wie der Eingeladene den Herrn und die Dame des Hauses begrüßt und wenigstens der letztern einige Artigkeiten gesagt hat, ist er aller Verbindlichkeiten für den Abend überhoben und er kann treiben, was ihm ansteht; er kann spielen, lesen, bleiben oder gehen, wie es ihm beliebt, ohne noch irgend eine Höflichkeitsformel zu erfüllen.

Wer noch nicht zu den Vertrauten des Hauses gehört, findet Muße genug, sich die innere Einrichtung der Salons anzusehen. Die Zimmerfußböden sind mit feinen Teppichen von den schönsten Zeichnungen und Farben bedeckt, die Wände mit preiswürdigen Gemälden von neueren Künstlern behangen, auch wohl statt der üblichen Tapeten mit bildlichen Darstellungen in pompejanischer Weise geziert. Eine kunstreiche Hand hat die seideatlassenen Fenstervorhänge in zierlichen Falten und Verschlingungen drappirt und ein von der Mitte des Plafonds herabhängender, kristallner Kronleuchter, dessen Lichtstrahlen sich in 12 Fuß hohen Wandspiegeln brechen, erhellt

die bunten Arabesken des Frieses und die vergoldeten Rosacen der cassettirten Decke. Die neuesten Tagserscheinungen der französischen und englischen Litteratur, eine Sammlung der modernsten Kupferstiche, ein Billard und Spieltische findet man in den anstoßenden Gemächern. Kann man auf eine humanere Weise für die Bedürfnisse seiner Gäste sorgen?

Unser deutsch-bürgerlicher und adlicher Luxus ist im Vergleich mit dem pariser kleinlich und schwerfällig. Bei uns zu Lande begreift man das Vergnügen und den Vortheil, reich zu sein und große Schätze zu besitzen, nie in seinem ganzen Umfange; unsere Vornehmen machen auch großen Aufwand, aber sie behalten dabei ihren hochmüthigen Stolz, der für die Empfangenen, wie für die Empfangenden lästig ist. Die Prachtzimmer unserer Großen gewähren den Sinnen und der Langeweile keine Zerstreuung; die Geräthe um uns her scheinen entweder ganz unnöthig und zu gar keinem Gebrauch bestimmt zu sein oder nur der Laune, dem Ueberdruß und dem schlechten Geschmack des Besitzers ihr Dasein zu verdanken, so daß man am Ende sich selbst zu den unnöthigen und überflüssigen Geräthen zählt.

Was die Gesellschaft anbetrifft, welche sich in den heiter geschmückten pariser Salons bewegt, so

bemerkt man zwar bald, daß man aus den streng abgemessenen Formen nicht herausgeht, und sich im allgemeinen mehr ernsthaft, als fröhlich, mehr zurückhaltend, als offenherzig beträgt; jedoch findet man zu gleicher Zeit, daß jenes steife, ceremoniöse, altfränkische Wesen, welches wie ein beängstigendes Alpdrücken auf unsern hohen und höchsten Zirkeln lastet, hier ganz verbannt ist. Die Etikette liegt dem Franzosen nicht bleischwer an Händen und Füßen; sie ist ihm nur eine silberleichte Fessel, womit er spielt. Die Pariser-Salonsdamen, ob hübsch oder häßlich, erscheinen uns deshalb alle interessant, weil ihnen die linkischen Manieren, die verdrießlichen Mienen und die affektirte Prüderie unbekannt sind. Sie führen mit einer wunderbaren Leichtigkeit die Conversation, wobei ihnen allerdings die Sprache sehr zu Statten kommt, welche für alle Kleinigkeiten und Unbedeutenheiten des Lebens tausend Namen und witzige Umschreibungen hat und sich mit ihrer glatten Volubilität ganz für die Conversation und die liebenswürdigen Tändeleien einer verdorbenen Welt eignet. Im Allgemeinen haben die Französinnen eine freiere Regsamkeit und Lebhaftigkeit, die, von gebildeten Sinnen und feinem Takt in Schranken gehalten, ihnen ungemein reizend steht; sie kennen die Etikette nur als eine schöne Gewohnheit des Lebens, nicht als eine strenge Gebieterin.

Die Jahreszeit der Soiréen ist zugleich die Theatersaison. Im Winter halten nämlich die hiesigen Schauspieldirektoren ihre Ernte, welche während der Sommermonate nicht sehr ergiebig ist, oft ganz mißräth und kaum die Bestellungskosten einträgt. Der reichliche Segen der unfreundlichen Jahreszeit stellt sonach das nöthige Gleich- oder Uebergewicht für alle Pariser Theater her; sie müßten denn lauter schlechte Stücke zur Aufführung bringen. Es ist schwer zu bestimmen, welches von den hiesigen Theatern verhältnißmäßig am meisten gewinnt, weil alle gedrängt voll sind und jeden Abend einen langen Zuschauerschweif an ihrer Eingangsthür haben; jedoch gibt es für die einzelnen Theater gewisse Tage, wo der Zudrang weniger stark ist, als an andern Abenden, wo eine gute Einnahme nie fehlt. Der Freitag wird in der großen Oper jedesmal mit 3 rothen Kreuzen angestrichen, welche soviel als 6000 Franken bedeuten.

Bald nach Neujahr hängen die Costümverleiher ihre Maskenanzüge aus und Maskenbälle werden in allen Theatern und in zahlreichen andern Lokalen an den Straßenecken angekündigt. Nun kömmt der eigentliche Fasching, welcher durch Bälle, Schmausereien und Mummenschanz gefeiert wird. Die Bälle der Mitfasten dauern bis in die Charwoche, welche hier weder Theater noch Tanzvergnügen unterbricht.

Bis jetzt haben wir dem Leser bloß die Lichtseite des Pariser Winters gezeigt; wir wollen ihm jetzt auch die Schattenseite aufdecken. „Nirgends, sagt Mercier, ist der Winter so lang, nirgends hat er eine so garstige Miene, als in Paris.“ In der That, Paris befindet sich während dieser Jahreszeit in einem erbärmlichen Zustande. Kaum reichen Sommer und Herbst hin, um die in den Straßen der Hauptstadt angerichteten Verheerungen wieder gut zu machen. Ist denn etwa zu Paris der Schnee in den Hundstagen noch nicht geschmolzen, und führt die Seine um die Zeit der Weinlese noch Treibeis vom vorigen Jahre? Nichts weniger; das hiesige Klima ist milder als das süddeutsche; die Kälte beträgt hier im Durchschnitt nur $8\frac{1}{2}°$ R.; alle zehn Jahre einmal friert die Seine zu; aber die ewigen Regen verderben das Pflaster, machen es uneben und holprig, so daß man die Folgen davon den ganzen Sommer über verspürt. An der Außenseite der Häuser bleibt von der ewigen Nässe eine schimmelige Masse zurück, welche die Sonne niemals überwältigt; die Wände behalten das ganze Jahr hindurch die Feuchtigkeit der sich tief in den Tag hinein erstreckenden Nebel; welcher Umstand demjenigen nicht mehr auffallend erscheint, der die Statistik der physischen Constitution von Paris kennt. Im Verlauf des Jahres rechnet man 57 Tage, wo es warm ist,

58, wo es friert, 12, wo es schneit, 180, wo es nebelt und 140, wo es regnet.*) Diesen Wetterbeobachtungen zufolge machen sich Regen und Nebel die Herrschaft über die Atmosphäre der französischen Hauptstadt streitig; letztere tragen den Sieg davon. An manchen Wintertagen ist Paris in so dichten Nebel eingehüllt, daß man nicht von einem Ufer der Seine zum andern hinübersehen kann. Dieser Nebel verdünstet den ganzen Tag nicht; in den engen, tiefen Straßen herrscht ewige Nacht, und die Fuhrwerke, welche diesen Umstand wenig berücksichtigen, sind alsdann die Hauptleiden der armen Fußgänger; denn selbst das Geräusch der Pferde und Wagen dringt nur undeutlich durch diese dichte, dumpfe Hülle. Die Kuppeln der öffentlichen Gebäude und die Kirchthürme verbergen ihre Formen hinter einem undurchsichtigen Nebelschleier, und die Luft, ihrer Elasticität beraubt, stumpft den Geruchsinn völlig ab. Zu dem düstergrauen Tageslicht, zu der faden Luft und dem nassen Steinpflaster gesellt sich noch ein feiner, prickelnder Regen, fast wie ein Pfefferstaub, dessen giftiger Dunst Augenschmerz, Nervenabspannung und Müdigkeit verursacht.

Obschon Paris keine bluttriefenden Schlachthäu-

*) Das meteorologische Jahr hat bekanntlich mehr als 365 Tage; wenn es an einem und demselben Tage regnet, schneit und friert, macht man daraus 3 Tage.

häuser und verpestende Fabriken mehr in seinen bevölkerten Stadttheilen hat, obschon das Regen- und Spülwasser in zahlreiche unterirdische Canäle abläuft, und die Todtenäcker, Lohgerbereien und Trocknenplätze vor die Stadt hinaus verbannt sind, so ist es doch im Ganzen ein trauriger Winteraufenthalt. Vier Monate hindurch genießt Paris einer Kothlage, deren Dicke selten mehr als 8 Zoll, jedoch nie weniger als 5½ Zoll beträgt. So oft es regnet, verwandeln sich die Straßen in kleine Dreckseen; wenn es friert oder glatteiset, läuft man Gefahr den Hals zu brechen; wenn es nebelt, wird man bestohlen; wenn es aufthaut, schwitzen die Zimmerwände eine unsaubere Feuchtigkeit aus, welche viele Krankheiten erzeugt.

Beim Herannahen der unfreundlichen Jahreszeit wandern die unvernünftigen Thiere in wärmere Gegenden aus, oder bauen sich in hohlen Baumstämmen ein schützendes Nest von Moos und Blättern, welches die Kälte abhält. Dem Pariser fehlt dieser natürliche Instinkt; er bereitet sich auf keine Jahreszeit vor. Erst wenn die Novembernächte die Schiefer auf den Dächern mit glitzerndem Reif bekleiden, fängt er an, die Nothwendigkeit von Holz und Steinkohlen einzusehen. In keiner Sache ist er knickiger, als in dem Ankauf von Brennmaterial, welches doch im Winter so nothwendig ist, als das liebe Brod; er friert lieber einen ganzen Monat,

als daß er 30 Franken für eine halbe Klafter Holz ausgeben sollte.

Für die niederen Volksklassen giebt es in Paris öffentliche, auf Stadtkosten geheizte Säle (chauffoirs). Zwei strenge, hinter einander folgende Winter, wo die Armen wie Mücken dahinstarben, weil eine Kälte von 14 Grad sie ohne kräftige Nahrung, ohne warmes Getränk, ohne Feuer und Bett überraschte, haben diese Wärme-Anstalten ins Leben gerufen. Es sind große Säle, mit Bänken ringsum besetzt und mit einem kolossalen eisernen Ofen in der Mitte.

Während des Winters ist das Elend des Volks am größten. Ein gewichtiger Zeuge dafür ist, daß das Pariser Leihhaus in dieser Jahreszeit doppelt und dreifach so viel Scheine ausgiebt, als im Sommer; es sprechen ferner dafür die Winters ungleich häufiger vorkommenden Selbstmorde und Diebstähle, die nächtlichen Einbrüche und täglichen Versteigerungen von confiszirten Möbeln auf dem Place de Châtelet.

Welche Mittel hier die Armuth erfindet, um sich gegen die rauhe Jahreszeit zu schützen, mag der Leser nach folgendem Vorfall beurtheilen. Während des Winters, als die Cholera in Paris wüthete, wurde der Polizei eines Tags gemeldet, daß aus dem Zimmer einer an jener Seuche gestorbenen Frau sich ein pestilentialischer Gestank verbreite; die Gerichts-

diener konnten nicht sogleich die Ursache dieser Ausdünstungen entdecken. Nach langem Suchen bemerkt man in dem obern Theile der Wand einen Verschlag, den man nur vermittelst einer Leiter erreichen konnte, welche die unglückliche Bewohnerin wahrscheinlich kurz vor ihrem Tode verbrannt hatte. Man schaffte eine andere Leiter herbei, stieg hinauf und fand in dem Verschlage eine ganze Sammlung — von todten Hunden! Obschon der Vorrath ein wenig zusammengeschmolzen war, so zeigten doch die Ueberbleibsel deutlich genug, welche Bestimmung diesen Thieren vorbehalten gewesen. Nachdem sie erdrosselt, wie Mumien umwickelt und am Kaminfeuer gedörrt waren, hatte sie die Frau als Holzscheite verbrannt, und sich also mit Hunden gekocht, und gewärmt. Wer weiß, ob sie vielleicht nicht gar noch zu anderm Gebrauch gedient hatten! Als Pendant zu diesem gräßlichen Gemälde mögen hier einige Züge aus dem Leben eines Pariser Philanthropen, dessen Name auch ins Ausland gedrungen, ihre Stelle finden.

Vor mehreren Jahren sah man an einem kalten Wintermorgen auf dem Pont-au-Change einen Unbekannten von gutem Aussehen ankommen; zwei Diener begleiteten ihn, von denen jeder einen ungeheuren Kessel trug. Der Unbekannte veranstaltete eine unentgeltliche Suppenaustheilung, und zeigte an,

daß diese fromme Freigebigkeit während der strengen Jahreszeit alle Tage stattfinden würde. Darob erscholl einstimmiges Lob: Das sey ein wahrhaft mildthätiger Mann, schrie man von allen Seiten; das sei ein ächter Menschenfreund, u. s. w. Die Armen, deren Napf er füllte, fragten ihn nach seinem Namen, um ihn zu seegnen; er antwortete, daß er anonym zu bleiben wünsche. Da gaben ihm die Armen den Beinamen: „Der kleine Blaumantel"; denn er trug, wenn er Almosen spendete, einen kleinen blauen Mantel, wie Napoleon, wenn er in den Krieg ging, einen kleinen grauen Ueberrock trug; und dieser kleine blaue Mantel war obendrein noch ein Zeugniß für die unerschöpfliche Barmherzigkeit des Unbekannten; man sagte; „wenn sein Mantel so klein ist, so hat er es ohne Zweifel wie der heilige Martin gemacht, und einem Unglücklichen die Hälfte seines großen Mantels abgegeben."

Die Journale, welche die Dispensationen des Renommée's ertheilen, ermangelten nicht, dem Manne, welcher die Armuth umsonst gespeiset, ihren Beifall und ihre hohe Achtung zu bezeugen; die Presse verlieh dem Beinamen „der kleine Blaumantel" einen offiziellen Karakter, und Jedermann nannte fortan so den Unbekannten vom Pont-au-Change, welcher den Armen auf eine so generöse Weise seine Omnibussuppe spendete. Es fanden sich zwar einige

Philosophen, welche die Frage aufwarfen, warum der barmherzige kleine Blaumantel seine Wohlthaten in eigner Person austheilte. Deine Linke soll nicht wissen, was Deine Rechte giebt, lehrt das Evangelium, und zwischen dieser christlichen Vorschrift und der christlichen Liebe, welche im Angesicht Aller, unter freiem Himmel und auf freier Brücke ausgeübt wird, ist ein himmelweiter Abstand. Jedoch bestand man nur obenhin auf diesen Einwand, und der kleine Blaumantel erhielt von der öffentlichen Dankbarkeit den Rang angewiesen, welcher den edlen und bescheidnen Wohlthätern der leidenden Menschheit gebührt.

Plötzlich sah man auf der vorletzten Kunstausstellung im Louvre in einem prächtig vergoldeten Rahmen ein superbes Portrait erscheinen, welches einen Herrn im Mantel vorstellte; dieser Mantel war sehr klein und sehr blau. Man schlug im Katalog nach, und las bei der Nummer dieses Bildes folgenden Artikel: „Portrait des Herrn Champion, mit dem Beinamen der kleine Blaumantel. Es ist bekannt, daß dieser ehrenwerthe und wohlthätige Mann alle Winter eigenhändig Suppen unter die Armen austheilt.“ Wenn man näher hinsah, bemerkte man auf dem kleinen blauen Mantel einen rothen Fleck; das war das rothe Band der Ehrenlegion. Jedermann brach in die Worte aus: „Lieber kleiner Blaumantel und theurer Freund, was hast Du mit Dei-

ner Bescheidenheit, mit Deiner Anspruchslosigkeit und mit Deinem Wunsch ungenannt zu bleiben, angefangen?" Aber dabei sollte es noch nicht sein Bewenden haben: der Suppenmann, nicht zufrieden mit den öffentlichen Seegenssprüchen, mit seinem im Salon ausgestellten Portrait und seinem übrigens redlich verdienten Ehrenkreuze auf seinem kleinen blauen Mantel, hat neuerdings durch das Organ des Moniteur die Erlaubniß verlangt, seinem Namen Champion den populären Beinamen „den kleinen Blaumantel" gesetzlich anhängen zu dürfen, — damit das Andenken seiner Wohlthaten sich in alle Ewigkeit forterbe.

Die Franzosen können sich demnach gefaßt machen, eine neue Aristokratie aufblühen zu sehen. Wie die Helden des Kaiserreichs sich mit siegreichen Schlachtnamen schmückten, so werden die neueren Philanthropen ihre Ehrentitel in der Ausübung ihrer Tugenden schöpfen. Befremdender Ehrgeiz, welchen die christliche Liebe noch niemals herausgekehrt hatte, und welcher für unsere philanthropisch gesinnte, aber eitle, kokettirende und in Publizität auffallend verliebte Epoche ganz charakteristisch ist! Wir haben, Gott behüt uns, keineswegs die Prätension, das Verdienst der unendlich lobenswerthen Freigebigkeit des kleinen Blaumantels schmälern und herabsetzen zu wollen; aber besser hätte er, unserm Dafürhalten nach, ge-

handelt, wenn er schlechtweg mit dem populären Taufnamen zufrieden gewesen und nicht bei der competenten Behörde um die gesetzliche Sanktionirung desselben eingekommen wäre. Was ist daraus entstanden? Nicht wir, aber die Zweifler haben den Kopf geschüttelt und gesagt: „der kleine Blaumantel war noch eine von den Illusionen, welche wir nach so vielen andern aufgegeben haben; das war auch nur ein kleiner Mantel, welcher Stern und Stickerei wollte, wie so viele andere kleine und große Mäntel!" Herr Léon Gozlan hat so eben einen zwei Bände starken Roman gegen die Sitte der Philanthropen geschleudert; und wer weiß, ob diese Geschichte nicht einen französischen Vaudevillisten veranlaßt, das ganze Geschlecht der Menschenfreunde lächerlich zu machen? Und wäre es nicht möglich, daß irgend ein solcher Philanthrop sich nächsten Winter in Paris am Pont-neuf aufstellt, und Rindfleisch oder Braten zu seiner Suppe austheilt, um Baron, Akademiker, Ritter der Ehrenlegion, Kapitän der Nationalgarde und Pair von Frankreich zu werden, unter dem Vorwande, daß eine gut angewandte Barmherzigkeit, welche durch ein geschicktes Manöver mit sich selbst endet, zu allem Möglichen verhelfen kann? Diesen Winter hat man übrigens nichts von dem kleinen Blaumantel gehört.

III.

Der Carneval.

E morto il carnavale! so lautet der Klageruf, womit jammernde Stimmen in der Nacht des Giove di grasso die Straßen von Rom erfüllen; und wer kann es den Italienern verdenken, wenn sie den Tod und das Ableben des Carnevals betrauern, weil bei ihnen zu Lande die lustigen Feste, welche den vierzig Tagen der Buße und Entbehrung vorangehen, einen ganz besondern poetischen Reiz und Karakter haben, den man sonst nirgends mehr antrifft? Prächtige Fahnen und farbige Teppiche wehen von allen Fenstern und Balkonen längs des Corso; das Straßenpflaster ist mit feinem Sande bestreut und zu beiden Seiten rollen in zwei unabsehbaren Reihen die Carossen, worin bald die Schönheit der Frauen, bald die Pracht der Gewänder und Verkleidungen unsere Aufmerksamkeit fesselt; zwischen den Wagen, vom Obelisken des Platzes an bis zum venetianischen Palast und zum

Fuß des Kapitols herab, rauscht und wimmelt eine tobende, jubelnde Menge von Menschen in mannigfach reizenden, malerischen Trachten und Masken. Professoren und Doktoren aller Fakultäten mit riesenhaften Perrüken und gewaltigen Folianten preisen sich als Muster von Gelehrtheit; verrückte Zahnärzte fallen die Leute an, untersuchen den Mund und wollen platterdings die hohlen Zähne ausreißen; schnatternde Advocaten drohen Jedem, der ein ernsthaftes Gesicht macht, einen Proceß an den Hals zu hängen. Bären, Hunde, Katzen, kurz eine ganze Menagerie von Thieren geht Arm in Arm spazieren und bewirft die Vorübergehenden mit Witzen, Blumen und Confetti's, eine Art unschädlicher Wurfgeschosse, welche expreß für diese Bürgerkriege verfertigt werden, woran selbst die elegantesten und zartesten Damen Antheil nehmen. Schäferinnen, so leicht und schwebend wie Sylfen, drängen sich mit ihren weißen, durchsichtigen Gewändern durch die Menge, halten die jungen Burschen an, reißen sie ungestüm herum, necken sie, sagen ihnen, daß sie häßlich, linkisch, abscheulich seien und schenken ihnen Veilchen oder andere Blumen. Hunderte von Sackträgern, Schuhputzern und Lohnbedienten tanzen als Harlekins, Polichinelles und Hanswürste unter Schellengeklingel und Tamburinspiel herum, veranstalten hie und da eine schnakische Scene, schwingen sich auf die Wägen und äffen und necken Jedermann. Flinke Gärtner legen

ohne weiteres ihre Scaletti's an die Häuser, klettern bis ins zweite, dritte Stockwerk hinauf und überreichen den Damen zarte Liebesbillette und Blumensträuße. Galanterie und Liebe sind die wesentlichsten Bestandtheile des römischen Carnevals. Ein angeborenes Gefühl fürs Schöne, ein lauterer Sinn für Sitte und Wohlanständigkeit leiten die Aeußerungen der römischen Volkslust, und die Verwirrung, welche in jenen Tagen die ausgelassenste Freude und momentane Besinnungslosigkeit hervorbringt, begünstigt nur die geheimen Intriguen und beeinträchtigt keineswegs die öffentliche Sittlichkeit durch freche Uebertreibungen und Parodien. Jeder nimmt ein besonderes Interesse an diesem lärmenden Jubel und freut sich von Herzen über die Freiheit, einmal wieder ganz sein Müthchen kühlen zu können. Vollkommne Gleichheit herrscht in allen Reihen; Witz und Geist verleihen einzig und allein die Privilegien und Standeserhöhungen, welche anerkannt werden. — Ist es da ein Wunder, wenn die Römer am Ende ihres Carnevals wehklagen: è morto il carnavale! il carnavale è morto!

Die Pariser haben weniger Ursache, das Aufhören des Faschings zu bedauern; einmal verbittert die rauhe Jahreszeit die Carnevalslust im Freien und das Nichthalten der nachfolgenden Fasten benimmt dem Feste seine Bedeutung; ferner äußert sich der französische Volkskarakter beim Mummenschanz nicht

sowohl in muthwilliger, toller Laune und närrischer Kinderfreude, als in plumper Parodie und garstiger Rohheit; von jener geistreichen Ausgelassenheit, von jener drolligen Jovialität, welche den ernstesten Denker zum Lachen zwingt, weiß der Pariser Carneval nichts; seine Antecedentien sind wenig ruhmwürdig. Wer ihm sein Curriculum vitae abverlangt, dem wird er Kunde geben, wie er, eines Abends, vor Eröffnung eines Maskenballs, dem Todesröcheln eines Prinzen beiwohnte, den ein Dolchstoß so eben zu Boden geworfen hatte und den ein Kranz von Masken im Theaterfoyer den Geist aufgeben sah; er wird noch hinzusetzen, daß, eines andern Tags, sein verzehrender Hauch über die Wohnung eines Kirchenfürsten wehete, und das Gebäude niederriß, ohne dem lustigen Gefolge von Türken, Wilden, Bettlern, alten Weibern und Krüppeln, welche über seine Trümmer dahinschritten, den mindesten Aufenthalt zu verursachen. Und weiter wird er erklären, wie das Uebermaaß seiner gegenwärtigen Vergnügungen, die Raserei und die krampfhaften Zuckungen seiner Lust Niemanden überraschen dürfen; denn was muß er nicht Alles vergessen und in Vergessenheit bringen! Eine Staatsumwälzung, welche, einem schrecklichen Erdbeben gleich, drei Tage lang anhielt und die Riesenstadt mit Trümmern und Leichen bedeckte; eine Seuche, welche zweimal mit ihrem schwarzblauen Finger die Hauptstadt zeichnete und den zehnten Theil der Einwohnerschaft

dahinraffte; eine Emeute, welche die Kaufläden, Schauspielhäuser und Tanzsäle schloß; eine Handelskrise, welche das öffentliche und Privatwohl bis in den Grundvesten erschütterte, — sind das nicht Unfälle genug, — worüber der Carneval eine ganze Bevölkerung tröstet!

Nach gewaltigen Aufregungen fühlen die Völker das Bedürfniß, die Totalsummen ihrer ausgestandenen Schmerzen zu addiren und eine Gegenrechnung von Vergnügungen aufzusetzen. Die Bälle für die Opfer der ersten französischen Revolution begannen noch am Fuße der bluttriefenden Schaffotte; um daran Antheil nehmen zu können, mußte man den Todtenschein seiner guillotinirten Verwandten vorzeigen. Unter der Herrschaft des Schreckenssystems wurde im Stillen das Nest bereitet, aus dem die wüste Brut des Direktoriums hervorkroch; Paris, vor Kurzem noch schreckenbleich, wurde auf einmal liederlich roth. Herrschte doch in Venedig die größte Maskenfreiheit und die scheußlichste Tyranney des Zehnerkollegs, der Bleidächer und der Seufzerbrücke!

Unter dem Kaiserreich erloschen allmälig die anfangs noch beibehaltenen Ueberlieferungen des Carnevals. Das Direktorium hatte folgende Karaktermasken aufgebracht: den Muscadin, den Zierbengel mit Segeltüchern, statt Hemdkragen; Madame Angot mit ihrem Sohne Jeannot, jenes Emporkömm-

lingspaar von so unübertrefflicher Albernheit; den Jocrisse, jenen so geistreichtölpelhaften Einfaltspinsel; den Fort, den Malin und die Poissarde, drei damals sehr populäre Typen; den Pierrot, den lustigen Hans-ohne-Sorgen und Spaßmacher von Profession, Cassandre, den geprellten Greis. Die italienische Comödie hatte auch ihr Contingent zu den Personnagen des Pariser Carnevals geliefert: den Polichinelle, den hochgeborenen Herrn von Bologna, den Pantalon, den vornehmen Patrizier von Venedig, den Gilles, den pfiffigen Bedienten, und den Harlekin, jenen sanften, schlanken Jüngling aus Bergamo. Dem ancien régime hatte man den Marquis entlehnt; die Gestalten der frühern Faschingsbelustigungen: der Wilde, die Narrheit, der Türke, der Schornsteinfeger, die artige Fanchon und der pathetisch ernste Spanier vervollständigten endlich die Theogonie des damaligen französischen Carnevals.

Jede von diesen Personnagen hatte ihr eigenes Costüm und ihre eigenen Redensarten. Sogar die Witzworte wurden nach unveränderlichen, feststehenden Regeln vorgebracht. Während der vier letzten Tage vor den Fasten mußten die Vorübergehenden geduldig zugeben, daß man ihnen den Rücken mit Kreide weiß machte oder das Gesicht mit Brei einseifte. Die Masken hatten ihre Generalquartiere in der Rue Saint

Honoré, und auf den Boulevards, wohin sie der laute Jubel der Straßenjugend begleitete; der Ball in der großen Oper begann um Mitternacht seinen langweiligen, einförmigen Umzug, wozu zwölf Violinisten in rosafarbenen Dominos den einschläfernden Takt spielten; das Volk tanzte den Monaco und das Fricassée auf der Courtille, und der Mastochs durchzog mit einem Gefolge von Wilden und römischen Consuln 72 Stunden lang die Straßen von Paris. Alles dies war ein für alle Mal bestimmt und symmetrisch geordnet. Der Carneval wurde damals nach unwandelbaren Gesetzen gefeiert.

In diesem engen, beschränkten Kreise zehrte er aber von Jahr zu Jahr ab; es war ein Jammer mit anzusehn; denn damals gab es noch geistreiche Masken. In den Salons und Soiréen tanzte man mit ekelhafter Ziererei; bei Hofe gab man einige glänzende, kostspielige und traurige mythologische Feste; wahrhaftig, man beging den Carneval, wie man von Zeit zu Zeit eine nothwendige Handlung verrichtet; er war beinahe, wie das Fasten, ein vorgeschriebener Brauch.

Während der 15 Jahre der Restauration gelang es dem Carneval nicht, seine alten Gerechtsame wieder zu erobern; selbst in dem Augenblicke, als die französische Bank und Industrie dem Umlauf des Geldes eine so bedeutende Ausdehnung verschafften,

schlummerte der Fasching. Zwar machte das Volk den Versuch, einige Carikatur-Masken in Umlauf zu setzen; einzelne Russen, Deutsche und Engländer kamen zum Vorschein, welche die Masse mit höhnendem Spotte verfolgte; eine kleinliche, nicht einmal spaßhafte Rache! Im allgemeinen aber hielt der Carneval während dieses ganzen Zeitraums ausschließlich an seinem öffentlichen Programme fest. Von der vornehmen Welt, welche damals glänzende und prächtige Feste gab, war er verbannt, jedoch pochte er ohne Ueberdruß an alle Salonsthüren der hohen und höchsten Gesellschaft. Die Herzogin von Berry willigte am Ende ein, dem ungebetenen Gaste die Prunk-Zimmer des Pavillon Marsan zu öffnen, aber er wurde nur mit dem historischen Costüm zugelassen. Herr Duponchel, gegenwärtig Direktor der großen Oper, damals offizieller Zeichner bei Hofe, stattete ihn reich und prächtig aus; er trug eine goldene Kette um den Hals, und einen gewirkten Sammetmantel über der Schulter, er wurde in den Adelstand erhoben, aber er war auch nicht mehr wiederzuerkennen; eine so steife, schmollende, tölpische, linkische und langweilige Miene nahm er an; jener schwere von Gold und Stickereien strotzende Plunder und Firlefanz stand ihm schlecht an und schnürte ihm die Kehle zu.

Dafür hat er sich aber auch schön gerächt!

Mit dem Winter 1831 setzte er sich in Bewegung, und durchstürmte Paris ganz außer sich vor Freude, ganz buntscheckig, bald toll, bald ausgelassen lustig, beständig trunken, mit Lumpen und Schminke bedeckt. Am Tage ließ er sich auf elenden Fuhrwerken, mit Postpferden bespannt, herumkutschiren; und in der Nacht bewaffneten sich seine Diener mit flammenden Pechfackeln. Sein lärmendes Getöse setzte selbst den friedfertigen Mastochsen in Erstaunen, welcher seit so langer Zeit daran gewöhnt war, in ruhigem, gemessenem Schritt seinen Weg durch die Stadt zurückzulegen und den Großen des Reichs seinen Besuch abzustatten, nach der Weise: ou peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Nachts ließ der Carneval sich die Theater öffnen, nahm Besitz davon, pflanzte darin die Fahne der souveränen Volksherrschaft auf, und herrschte als unumschränkter Gebieter; er verstärkte das Orchester, verdoppelte die Anzahl der Kronleuchter, foderte mit ungestümen Gebrüll seine Lieblingsarien und naturalisirte daselbst seine zügellosen, mimisch-brutalen Tänze; Alles ward übertrieben, Gebärden und Worte, alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; es war ein allgemeiner Taumel, ein allgemeiner Wahnsinn; er kannte keine Schranken, keine Rücksichten mehr, die Rennbahn stand offen, die Woge fluthete herein und füllte den ganzen Raum bis oben voll.

Man kann sich nicht leicht eine Vorstellung davon machen, welch' unermeßlichen Zulauf die Carnevalsbelustigungen in den ersten Jahren nach der Julirevolution hatten.

Aber wie hätte es auch anders kommen sollen? Memnon that bekanntlich einstens das feste Gelübde, fortan vernünftig zu werden, dem Wein, dem Spiel, den Weibern und allen Teufelsgelüsten zu entsagen; aber an demselben Tage sah er zu tief ins Glas, verliebte sich in ein hübsches Mädchen, das ihm eine Nase drehete, und verlor in einer Balgerei, welche wegen des Spiels anging, sein rechtes Auge. Die Geschichte Memnons ist nicht bloß die Geschichte einer zahlreichen Klasse von Individuen, sie ist auch zuweilen die ganzer Völker. Die Nationen, wie die Individuen, entwerfen zu gewissen Zeiten die schönsten Pläne von der Welt; sie fassen sehr ernstliche, lobenswerthe Vorsätze, und dann kommen hinterdrein die Menschen und die Umstände, vielleicht auch Gott oder wenigstens die Vorsehung, welche einen Strich durch die Rechnung machen; lebt wohl, ihr glänzenden Träume von Glück und Tugend; fahrt hin, ihr chimärischen Seifenblasen von Herrlichkeit und Pracht! Man kehrt dem vorgesteckten Ziele den Rücken und schlägt gewöhnlich den gerade entgegengesetzten Weg ein.

Ist es Frankreich seit der Julirevolution anders ergangen? welch träumerische Hoffnungen hat das

französische Volk nicht im Taumel der großen Woche gehegt! welch neue Aera von Freiheit und Ruhm, von politischen und socialen Verbesserungen schien ihm anzubrechen! Die Freiheit haben ihm die Einschüchterungsgesetze beschnitten; die Londoner Protokolle, die Eroberung der Antwerpener Citadelle, die Botschaft des Präsidenten Jackson, der zweideutige Sieg bei Maskara, eine unzweideutige Niederlage, und eine provisorische Einnahme von Constantine sind die ruhmvollsten Haupt- und Staatsaktionen Frankreichs seit 1830. Ueber politische Reformen ist bloß viel geschrien und geschrieben worden, und sociale Verbesserungen war man im Begriff, nach der Ile-Bourbon zu deportiren. Was ist denn nun aber die hervorstechendste Thatsache dieser neuen Epoche in Frankreich? Ich will es verrathen: die im Verhältnisse gesteigerte Ausgelassenheit des Carnevals.

Wir sind weit entfernt, als mürrische Sittlichkeits-Saalbader gegen die Pariser Tanzwuth und Maskeradenleidenschaft zu eifern; nur können wir die flüchtige Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Sinnesänderung der großen Nation uns an die Geschichte des weisen Memnon erinnert.

Die während des Carnevals herrschende Fröhlichkeit dient natürlich den Optimisten zum Text für die Behauptung, daß ein voller Wind die Segel

der öffentlichen Wohlfahrt schwelle; denn nach der Aussage dieser Leute ist die Staſtitik der Maskeraden der zuverlässigste Messer des allgemeinen Wohlbefindens. Für uns liegt die Ursache dieser übersprudelnden, tollen Lust vielmehr in dem Bedürfniß, welches die Menge fühlt, sich zu betäuben und zu vergessen. Kann man es der Masse übel nehmen, wenn sie für eine moralische Enttäuschung Schadenersatz sucht und das peinliche Mißbehagen, welches politische Entmuthigung hervorruft, auf Augenblicke erstickt? Nicht weil es ihnen übermäßig wohl ist, sondern weil sie eine Last auf dem Herzen haben, verabschieden die Pariser um die Faschingszeit den überlegenden Verstand und stürzen sich in dieses Pêle-mêle von bizarren Figuren, in dieses schwirrende Babel, dessen Sprache und Formen einer andern Welt angehören. Sie genießen den Carneval wie die Türken das Opium, und verlangen von seiner betäubenden Kraft einen kurzen, aber lockenden Sinnenrausch, der sie in die süßen Träumereien der morgenländischen Trunkenheit einwiegt.

In seiner höchsten Glorie zeigt sich der Pariser Carneval am Fastnachtsdienstag.

Einige Stunden nach Mittag wimmelt es auf den Boulevards von einer ungeheuern Menschenmenge, welche zwischen unzählbaren Wagen, von der Magdalenenkirche an bis zum Bastilleplatz, auf

und abwoget. In zwei unabsehbaren Reihen rollen die Equipagen, Karossen, Fiakers, Cabriolets, Landau's, Tilbury's, Charabancs und Tapissières zu beiden Seiten der Boulevards entlang; in der Mitte zwischen den Fuhrwerken, welche, langsam wie Leichenwagen, auf der rechten Seite hin und auf der linken Seite wieder zurückfahren, tummeln sich die Reiter, und auf den beiden Trottoirs drängt sich ein ungeheures Gewirre von Fußgängern. Kein anderes Volksfest, selbst keine große Truppenrevue wirft zahlreichere Spaziergänger, Reiter und Wagen auf das Pflaster der Hauptstadt, als der Dienstag vor Fasten. Dieser Carnevalstag ist die allgemeinste der Pariser Volksbelustigungen, woran ohne Unterschied alle Stände, alle Meinungen, alle Klassen der Gesellschaft mehr oder weniger Theil nehmen; Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Gering setzt sich in Bewegung. Die Geistlichkeit und die Kranken fehlen allein bei dieser Lustbarkeit. Und fast, glaube ich, sind wir schon zu weit gegangen, die Kranken davon auszuschließen; denn die körperlichen Gebrechen scheinen an diesem Tage hier eine Pause zu machen. Ich berufe mich z. B. nur auf die Grippe, welche im vorigen Jahre am Fastnachtsdienstag in Paris wie verschwunden war; man hörte weder husten noch schnäuzen, sondern nur Schrillen, Lachen, Jubeln und Schreien. Alles war auf die

Boulevards geeilt, um den Carneval zu feiern. Für die Meisten besteht das Faschingsvergnügen darin, sich ein Paar Stunden unter dem Gewühl der Menge herum zu treiben und zu thun, was alle thun, zu sehen und sich sehen zu lassen. Man ist zugleich Zuschauer für sein eignes Vergnügen und Schauspieler in den Augen Anderer. Das gilt sowohl vom ersten fremden Botschafter als vom letzten einheimischen Chiffonnier. Man kann sogar behaupten, daß die fremden Gesandten in Paris eher einen integrirenden Bestandtheil des französischen Carnevals ausmachen, als die Lumpensammler, insofern Equipagen mit gemalten Wappenschilden am Wagenschlag, mit zwei galonnirten Jägern hinten drauf, mit einem in Pelz eingemufften Kutscher auf dem Bock und einem wiehernden Viergespann an der Deichsel sehenswürdigere Gegenstände sind, als Chiffonniers, selbst mit ihren Tragkörben and Hakenstöcken. Das Spaßhafteste dabei ist, daß die Einen sich darauf verlassen, die Andern werden große Maskenzüge veranstalten, und so im Verhältniß zu der herbeigeströmten Menschenmenge nur wenige maskirt erscheinen. Bei den gesetzten Leuten gehört es zum guten Ton, eher zuzusehen, wie Andere sich belustigen, als sich selbst zu belustigen. Der Pariser Spießbürger ist viel zu ernsthaft, als daß er sich entschließen könnte, mit dem gemeinen Volke einige

Stunden närrisch und ausgelassen zu sein. Daraus entsteht für viele eine bittere Täuschung.

Der Hauptschauspieler des Pariser Carnevals ist der fette Ochse. Derselbe hält nämlich jedes Jahr, langsam und schwer, mit seinem Herkules, seinen römischen Liktoren, seinen wilden Männern und andern fantastischen Begleitern einen dreitägigen Triumphzug durch die Straßen der Hauptstadt. Hinter ihm her fährt Amor in einem mit Masken angefüllten Wagen, dessen Kutscher die beflügelte Zeit mit der Sichel vorstellt. Da der Zug gewöhnlich nur im Schritt sich vorwärts bewegt, wie man es von Seiner schwerfälligen Majestät, dem Boeuf gras, nicht anders verlangen kann, so scheint der beflügelten Zeit die Zeit sehr lang zu werden; sie hat daher gemeiniglich ihre Sichel auf die Seite gelegt und sich zur Kurzweil eine Pfeife angebrannt. Die Wege, welche der Mastochse jeden Tag gehet, ersieht man aus gedruckten offiziellen Programmen, welche in allen Straßen ausgerufen werden. Es finden aber häufige Unterbrechungen in dem vorgeschriebenen Marsche statt, wenn nämlich das arme Thier nicht weiter kann und frische Kräfte schöpfen muß, oder wenn es, wie im vergangenen Jahr, vor Mattigkeit zusammensinkt.

Man sieht vielleicht nirgends in der Welt eine größere Menge Wagen beisammen, als am Fast-

nachtsdienstage auf den Pariser Boulevards. In den Karossen sitzen meistens reichgekleidete Damen oder Bonnen und Kinder, denen man mit Schminken und Schönpflästerchen das Gesicht verunstaltet hat; die ehrsamen Bürgerfrauen lassen sich mit ihrer Familie in Fiakern herumfahren; die Miethkabriolets sind gewöhnlich von öffentlichen Freudenmädchen occupirt. Die Studenten mit ihren Grisetten zeigen sich auf Char-à-bancs, die Dandys mit ihren unterhaltenen Mädchen in Landau's, von denen es Orangen, Zoten und Bonbons herabregnet. — Diese Herren und Damen sind fast immer als Pierrots und Pierretten, als neapolitanische Fischer und Schweizermädchen, als Postillione u. s. w. maskirt. Die Tapissières hat in der Regel eine Schaar von halbbetrunkenen Wilden und Türken besetzt, welche ein ihrem Costüm analoges Geschrei ausstoßen. Sehr sinnreiche, ergötzliche Maskenscenen erblickt man selten; Anspielungen auf die Gegenwart kommen jedoch öfter vor. So sah man voriges Jahr den Obelisken von Luxor und die Biberons darbo über die Boulevards fahren. In einer eleganten zurückgeschlagenen Kalesche lagen auf einer Matratze vier junge Leute, welche eine höchst trübselige Miene machten und dabei Tisane, — nämlich Tisane d' Epernay, aus Theetassen tranken. Hinter ihnen wehete eine Fahne mit der Inschrift: Mort à la grippe!

Wie die Zeitungen gemeldet, so hat sich die Grippe später an diesen kühnen Wagehälsen gerächt und sie sämmtlich bei der Kehle gepackt; sie haben sich wirklich zu Bett legen und Tisane trinken müssen, die nicht von Epernay, sondern aus der Apotheke verschrieben war. Es ist mir nicht bekannt geworden, ob die Grippe den Spaß und die Rache so weit getrieben, daß sie auch auf die Bettvorhänge der Kranken geschrieben: Mort aux railleurs! Den glänzendsten Maskenzug zu Pferde und zu Wagen pflegt die Truppe Franconi's und der Jockeiklub zu veranstalten. Unter den Fußgängern begegnet man bald einem Frachtfuhrmann mit seiner Peitsche, bald einem Marquis mit seiner ungeheuren Allongenperücke und seinen weit hinausstarrenden Jabots; hier schwenkt ein Postillion seinen bebänderten Hut, dort wirft ein Pierrot seine Narrenkappe in die Luft; dann folgt ein Husar in Weiberkleidern, der sich einen dicken Wanst ausgestopft und einen durchlöcherten Sonnenschirm über den Kopf ausgespannt hat. Ein unermeßlich Geschrei ertönt, und ein Robert-Macaire und sein unzertrennlicher Spießgeselle Bertrand rasen heran, mit ihren klassischen, wahnsinnigen Lumpen geschmückt, und eine Schaar von Gassenbuben stürzt ihnen mit einem Lebehoch nach!

Dieses Wagen-Pferde-Menschen- und Masken-Gewühle bietet einen gigantischen Anblick dar,

welcher zugleich an die Uebertreibungen Milton's, an die ungeregelte Phantasie Schakspeare's und an die phantastischen Träumereien unsers Hoffmann erinnert. Welch ein Strom von toller Lust und Besinnungslosigkeit! welch ein teuflischer Reigen! drehet und wendet sich das nicht, wie ein wahnsinniger, verzückter Derwisch? Bald tönt dir lustige Waldhornmusik entgegen, welche im Rasseln der Wagen, im Hufschlag der Rosse, im Toben des Volkes verrauscht; bald betäubt dich ein unmäßiges Gebrüll und Gekreisch. Jetzt erblickst du eine vorüberfahrende Karosse, worin schöne Frauen deine Sinne bezaubern; jetzt siehst du einen Wagen voll schaamloser Weibsbilder mit glühenden Wangen, entblößten Busen, blaugefrorenen Nacken und frechen Stirnen, deren unzüchtige Reden und brünstige Gebährden dich mit Ekel und Abscheu erfüllen!

Und diesen Carneval, dessen Anblick zurückstößt oder anzieht, dessen tausend und aber tausend Stimmen betäuben oder entzücken, beehren hohe Personnagen mit ihrer Gegenwart. Wenn ich dem Leser sagen wollte, welche Namen sich unter manchen grotesken Verkleidungen bergen, so müßte meine Feder alle diejenigen aufrufen, welche Frau von Genlis die Blüthe des französischen Adels nannte.

Dies ganze Treiben und Wogen auf den Boulevards ist nun nichts, als ein bloßes Vorspiel; der eigentliche tollste Spuk geht erst mit einbrechender

Nacht an. Da mehren sich die Masken und Alles drängt sich auf die öffentlichen Bälle in und außerhalb der Stadt. Denn in der Nacht vom Fastnachtsdienstag auf Aschermittwoch geht Paris nicht zu Bett; die vornehme Welt stürmt die Theater und den Müsard'schen Conzertsaal; das gemeine Volk eilt vor die Barrièren. Diese Maskenbälle sind seit den letzten Jahren sehr in Aufnahme gekommen; nichts hat ihnen Einhalt thun können; sie haben beinahe die Etikette der Salons aufgehoben; die keuschesten, züchtigsten Damen der Finanz und des hohen Adels haben sie wenigstens durchs Schlüsselloch mit ansehen wollen. Voriges Jahr hat man sogar einen populären Maskenball in der großen königlichen Oper erlaubt. Ein öffentliches Blatt versicherte, daß der Polizeipräfekt für diese einzige Nacht die Erlaubniß zu 780 Maskenbällen ertheilt habe. Da dieselben eine ganz eigenthümliche Physionomie haben, so glauben wir, daß sie eine besondere Schilderung verdienen.

Der Pariser Carneval endet am Aschermittwochmorgen mit dem einzigen und berüchtigten Schauspiel, welches man hier die Descente de la Courtille nennet und worauf die Pariser ebenso stolz sind, als die Altengländer auf ihre Boxereien. Zum bessern Verständniß bemerke ich übrigens vorneweg, daß die famöse Courtille kein Dorf, kein Berg, kein Theater, sondern ganz einfach eine von den hundert Knei-

pen vor den Barrièren ist, welche dem Vater Desnoyers gehört. Dieser in der That sehr große Restaurant in Belleville, dessen Säle jedoch nicht, wie die Inschrift über seiner Thür besagt, 3000 Couverts fassen, ist Sonntags der Tummelplatz der arbeitenden Klassen; er heißt alsdann Desnoyers kurzweg, wie man auch in Paris gewöhnlich bloß Véry und Véfour sagt; an dem letzten Tage des Carnevals wird er die Courtille genannt. Hier geben sich die Masken aller Barrièren am Morgen des Aschermittwoch Rendezvous, um von da nach Paris herunterzusteigen und herunterzufahren. Die welche das Schauspiel mit ansehen wollen, eilen um 6 Uhr früh auf den Boulevard du Temple oder in einen der zahlreichen Restaurans der Rue du foubourg-du-temple, wo der Zug vorbeipassirt. Bevor dieser Skandal angeht, trifft die Regierung militärische Vorsichtsmaaßregeln, um alle Thätlichkeiten zu verhindern; der ganze Faubourg-du-Temple wird mit Soldaten besetzt, und in allen Straßen blinken Helme, Kürasse und Bajonnette, wie wenn ein feindlicher Angriff auf die Stadt zurückgeschlagen werden sollte. Wenn aber die Descente in vollem Gange ist, wälzt sich ein solcher Strom von Volk aus Belleville herunter, daß man weder Helme, noch Kürasse, noch Bajonnette mehr sieht, weil sie sich in die Nebenstraßen haben retten müssen, um nicht von den brausenden Wogen des

überfluthenden Menschenmeeres verschlungen zu werden.

Das Schauspiel der Descente de la Courtille ist nicht sowohl originell, als excentrisch; man meint einen umgestürzten Thespiskarren zu sehen, welcher nicht auf dem Pflaster der Stadt Minervens, sondern in der allerschwärzesten Jauche Lutetiens umgeworfen hat. Es ist der Beschluß der Carnevalssaturnalien. Hier zeigt sich der Fasching matt und müde, ohne Maske vor seinem von Nachtwachen und Orgien falben Gesichte; nach einer in Saus und Braus durchschwärmten Nacht wälzet er sich von Belleville in einem unbeschreiblichen Gewirre von Türken, Schäferinnen, Colombinen, Harlekins, Hanswürsten, Mameluken, Robert Macaires und Bertrands, Pierrots und Pierretten herunter, welche etwas weniger als Menschen, und etwas mehr als Thiere sind, nämlich Pariser nach dem Faschingsdienstag. Das Gewühl und Gedränge mehrt sich jeden Augenblick; der Schwarm brüllt, heult und schiebt sich langsam, wie eine kompakte Masse, zwischen zwei Häuserreihen fort, aus denen ein abscheulicher Geruch von Wein und Völlerei zum Himmel aufsteigt. Man reizt und schmähet sich aufs beste und die Kehlen erschöpfen sich gegenseitig in den sonorsten Liebesworten, wie man sie im Diktionnär der Fischweiber und der Damen von der Halle findet; man traktirt sich gegenseitig mit

den gröbsten Schimpfreden und wirft sich Witze, Zoten und Hände voll Mehl an den Kopf; Manche nehmen auch in Ermangelung des Mehls den Gassenunrath, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben. Erstaunlich und unglaublich ist, welche Kraft der Lunge die Pariser bei dieser Gelegenheit bewähren. Nachdem sie den ganzen Tag vorher getobt und geschrien, die Vorübergehenden mit schlechten Späßen geneckt, den Frauen Unanständigkeiten gesagt, die jungen Mädchen schaaamroth gemacht, die kleinen Kinder geängstigt und die alten Leute umgefahren haben; nachdem sie in jeder Pintenschenke eingesprochen, getrunken, geraucht, gebrüllt und eine ganze lange Winternacht von 15 Stunden auf einem Balle in einer Hölle zugebracht haben, wo Satan selber schwitzen und ersticken würde, — sind die Pariser noch im Stande, die Anhöhen von Belleville hinanzuklimmen und unter grobem Gefluch und schrecklichem Geschrei wieder hinunterzusteigen, ohne daß ihnen die Gurgel platzt. So etwas können auch nur die geborenen Pariser, welche die Nationalorgien der Courtille fast ausschließlich durch ihre Gegenwart verschönern. In diesem letzten Paroxismus der Carnevalstollheit ist Alles erlaubt; der Catéchisme poissard verbietet nichts; die delirirendste Ungebundenheit, von dem Wein und der Liebe der Pariser Barriéren begeistert, feiert hier den höchsten Triumph und hinter den Fenstern und anf den Balkonen bemerkt man

höchst elegante blasse Herren und Damen; welche sich zwar nicht gemeinschaftlich mit dem Plebs in diesem Cloake wälzen, aber doch diese unfläthige Volksorgie mit ansehen und mit anhören, ohne eine Miene zu verziehen und ohne sich die Ohren zuzuhalten. So wie das Schauspiel zu Ende ist, nehmen die Incroyables von 1837 mit ihren petites-maitresses ein stärkendes Dejeuner in der Vendanges de Bourgogne und begeben sich von da in ihre wohlgeheizten Salons der Chaussée d' Antin zurück, während das arme Volk mit leerem Magen auf einem Strohsack in den kalten Dachstuben des Foubourg Saint-Victor den kurzen Sinnenrausch verschläft und den folgenden Tag mit Weib und Kind in die Hospitäler wandert!

IV.

Die Maskenbälle.

Wer nur einen Winter in der Hauptstadt Frankreichs zubringt, kann sich von der Wahrheit des so oft ausgesprochenen Satzes überzeugen, daß die Franzosen die beweglichste, sanguinischste und leichtsinnigste Nation der Welt sind, und daß es kein vergeßlicheres, tanzlustigeres Volk auf Erden giebt, als die Pariser. Regelmäßig nach Neujahr, wenn der Carneval herankommt, geräth ganz Paris, wie von einer Tarantel gestochen, in eine fieberhafte Aufregung, und dreht sich, wie ein losgeschnellter Kreisel, in wirbelndem Umschwung. Dann athmet man hier in einer von Lärm, Licht, Freude, Gelächter und Musik erfüllten Atmosphäre. Die Nacht und der Schlaf sind abgeschafft; Krankheit, Elend und Kummer sind bis zu den Ideen des Mars vertagt; Cras seria! lautet der allgemeine Wahlspruch; die ernsten Dinge

kommen den nächsten Monat wieder an die Reihe, heute, morgen und übermorgen sind attische Nächte und bacchantische Festgelage in strahlenden Sälen an der Tagsordnung! Was nur noch irgend erträgliche Beine hat, eilt auf die Bälle; man tanzt vor den Barrièren, in der Chaussée-d'Antin, bei Hofe, in den Kasernen, in den Mansarden, in den Theatern, überall! Fünfzig, sechszig große, geräumige Säle, im Glanze unzähliger Wachskerzen schimmernd und von den Schwingungen eines oft zwei hundert Mann starken Orchesters erzitternd, stehen um diese Zeit jeden Abend oder vielmehr die ganze Nacht hindurch dem Schwarm der Tanzliebhaber offen. Fürwahr, wenn diese Tanzwuth sechs Monate lang anhielte, so könnte sie sehr bedenkliche Folgen haben; ich glaube, die ganze Stadt würde an der Auszehrung sterben, und man dürfte auf die Thürme von Notre-Dame eine Trauerfahne pflanzen mit der Inschrift jenes Verses der Hugo'schen Orientalen:

Elle aimait trop le bal; c'est ce qui l'a tuée,

So oft ich diese tolle, ausgelassene Freude mit angesehen und das den höllischen Tönen der tausend Orchester sich vermählende satanische Gelächter der Menge mit angehört habe, war es mir immer, als werde das lärmende Getöse von der warnenden, unheimlichen Stimme des Père sournois in den petites Danaides überschrien:

Amusez-vous,
Premoussez-vous;
Il n'est pas certain,
Que vous vous amusiez demain!

Die Maskenbälle beginnen mit dem zwölften Glockenschlag um Mitternacht; diese in der ganzen Welt dem Schlaf und der Ruhe geweihte Stunde ist hier das Signal zu Lärm und Unruhe. So wie die vernünftige Bevölkerung, die kranken, verheiratheten und gesetzten Leute in Paris, welche man heutzutage „das alte Frankreich" nennt, sich die Schlafmütze fest übers Ohr gezogen und die Bettgardinen hinter sich geschlossen haben, erhebt sich das „junge Frankreich", d. h. die Bevölkerung der frischen, flinken, unverheiratheten und tanzlustigen Gesellen vom Lager, segnet die Eltern, Geschwister und Penaten, und schleicht frohen Muths aus dem Hause, um sich dahin zu begeben, wo die Fiedel ertönt und das Jagdhorn schallt. Nach einer Weile sieht man sie, in wunderlichen Staat gehüllt, in groteske Verkleidungen gemummt, aus den Läden der Kostümverleiher Babin und Sanktus herauskommen: dann giebts keine Studenten der Medizin oder Jurisprudenz, keine Grisetten und Modistinnen, keine Civilpersonen und Offiziere, keine Diplomaten und Künstler mehr; sondern in dem noch wachenden, lebendigen Paris trifft man um diese Stunde nur Cadet-Buteux's und Postillone von Longjumeau, Kärner

und Tyroler, Robert Macaire's und Bertrand's, Pierrots und Pierretten, Harlekins und Polichinelles, Matrosen und Marketenderinnen, algierische Piraten und griechische Palikaren, neapolitanische Fischer und spanische Banditen, Türken und Hidalgo's, Rosenmädchen und nassauische Besenhändlerinnen.

In einem solchen Augenblick muß man Paris sehen; da ist es auf seiner rechten Höhe! Diese eilen in die Variétés, oder ins Palais-Royal, jene in den Saal Ventadour, oder nach der Rue neuve-Vivienne; Jeder geht seiner Laune, seinen Gewohnheiten und seinem Geschmacke nach. Die Majorität liebt die bacchischen Tänze mit fliegendem, aufgelöstem Haar, wobei man sich allerlei Freiheiten gestatten darf; die Minderzahl sucht den anständigen Tanz auf, wobei man Gott, die Moral, die Menschen und die Obrigkeit fürchtet. Die Ruhestörer meiden die Orte, wo die Polizei wachsam, mürrisch, verdrießlich ist und Jeden, der Händel sucht, in den Saal Saint-Martin expedirt; die Liebhaber des Cancan frequentiren vorzugsweise die Bälle, wo die Wächter des öffentlichen Anstands nachsichtig, gutmüthig, geduldig sind und erst ein Wort mit sich sprechen lassen, bevor sie zu dem äußersten Mittel, nämlich zum Thürhinauswerfen, ihre Zuflucht nehmen. Einige geben Jullien den Vorzug, weil er Orgelton und Glockenschlag in seine Quadrille mischt; Andere tragen ihr Geld zu Beaudouin, der sein Or-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

chester mit Artilleriesalven begleiten läßt; noch Andere tanzen am liebsten bei Musard nach Peitschengeknall und dem Gekrach berstender Stühle.

Man meint wahrhaftig, die Parteien des römischen Cirkus seien in Paris wieder aufgelebt. In Rom zogen sie die Schwerter und tränkten den Boden mit Blut; in Paris versammelt sich jede Faktion unter den Fahnen ihres Anführers Musard, Jullien oder Beaudouin zum Contre-Tanz, Walzer oder Galopp.

Nichts Ueberraschenderes als der Moment, wenn die Thüren eines Ballsaals eröffnet werden, und die Menge sich in den innern Raum hineindrängt; die schäumenden Wogen eines reißenden Stroms stürzen sich nicht mit größerem Ungestüm durch die aufgezogenen Schleusen. In einem Nu ist das wilde Heer der Ballgäste Meister des Terrains und tollt wie besessen im ganzen Hause herum. Das Hohngelächter von tausend neckischen Koboldeu schallt wider die Decke des Saals, und wenn man von einer Loge herab dies Gewimmel betrachtet, glaubt man ein lebendiges Kaleidoskop vor Augen zu haben. Noch tanzt diese ungeduldige Menge nicht, sondern treibt sich bloß in chaotischem Wirrwarr durch einander, schreit, schlägt mit Händen und Füßen um sich, kugelt sich auf dem Boden herum und macht die possirlichsten Bocksprünge. Endlich beginnt die Musik,

man schickt sich zum Tanze an, aber der Lärm dauert fort und die gellenden Töne der Trompete und die donnernden Schläge der türkischen Trommel vermögen allein, einige Harmonie in dieses übermäßige Getöse zu bringen.

Besuchen wir der Reihe nach die Maskenbälle der Pariser Theater.

Wer alt, schwach, gichtbrüchig, lendenlahm, Pair de France, Seinepräfekt oder geheimer Legationsrath ist, geht hier zu Lande auf den Maskenball in der großen Oper; dort findet man ernste, abgemessene und für einen vornehmen Stand wie für ein hohes Alter passende Vergnügungen, d. h. noble Langeweile, welche der gute Ton unter seine schützenden Fittige genommen, und mir nichts Dir nichts gezwungen hat, unter den Carnevalslustbarkeiten zu figuriren. Der feine Ton schreibt hier vor, daß die Direktion der großen Oper jedes Jahr vier Maskenbälle veranstalte, wo trotz eines zahlreichen Orchesters und aller möglichen Zurüstungen zu einem Balle, dennoch keine einzige Quadrille getanzt werden darf, wo die Damen erscheinen, ohne den zauberischen Reiz ihrer Gegenwart mitzubringen, wo kein schönes Gesicht, kein weiblicher Nacken, keine zarte Mädchenhand den traurig herumirrenden Ritter daran erinnert, daß er in dieser unermeßlichen, mit Menschen bevölkerten Einöde nicht allein sei. An allen andern Orten lacht, tanzt und berauscht sich der Carneval

mit Lärm, jubelnder Freude und moussirendem Champagner; in der großen Oper spielt er den Enthaltsamen, den Schweigenden, den Gesetzten; er fastet und schreitet gravitätisch ernst im Saale einher, zeigt sich in gelben Handschuhen, schwarzem Frack und düstern Dominos, und die einzigen Freiheiten, welche er sich erlaubt, bestehen darin, daß er nach dem letzten Wechselcours fragt und Neuigkeiten vom Hofe erzählt.

Um in diese monotone Promenade von schwarzen Leibröcken und düstern Dominos einige Abwechselung und einiges Leben zu bringen, ist die Operndirektion genöthigt, jedes Jahr eine unterhaltende Zerstreuung für das Publikum zu ersinnen.

Vor drei Jahren fand man im Foyer der großen Oper die seltensten und kostbarsten Sachen zur Schau ausgelegt: Gemälde von den bessern französischen Künstlern, kostbare goldene Armspangen, Pleyel'sche Flügel, indianische Caschemirs, vollständige Theeservice im neuesten englisch-chinesischen Geschmack u. s. f. Alles dies, meine Herren und Damen, gehört Ihnen; nur hereinspaziert, verehrtes Publikum! So sprach Herr Baron, damaliger Generalpächter der Kunst, den Vergnügungen der Pariser Mannigfaltigkeit und Reiz zu verleihen. Um Mitternacht öffnete die große Oper ihre Pforten und indem man ein Eintrittsbillet an der Kasse nahm, erhielt man deren zwei; eins, welches man bezahlt,

ein anderes, welches Einen bezahlt machte; für das eine sah man den Mazurka, den Bolero, den Fandango, den Saltarello und die Nationaltänze aller Nationen; mit dem andern konnte man das schönste Theeservice, ein Gemälde von Johannot oder einen Pleyel'schen Flügel gewinnen; für seine 10 Franken Eintrittsgeld sah man die Taglioni und die beiden Elsler tanzen und für nichts konnte man vielleicht den Emirgrünen Caschemirshawl gewinnen und ihn der Frau Gemahlin nach Hause bringen, oder ein schönes Mädchen damit unglücklich machen. Die Direktion verhieß den Ballgästen nicht bloß Freuden, sondern auch Schätze; man brauchte zu dem Behuf nur dieselbe Nummer in der Hand zu haben, welche auf der Bühne aus der Urne gezogen ward; mitten auf der Scene befand sich nämlich eine Lotterie, wo die kostbaren Gegenstände des Foyer durch eine Reihe von Ziffern dargestellt waren, welches man Tombola nannte.

Vor zwei Jahren hatte der gegenwärtige Operdirektor Herr Düponchel das Foyer in ein Wohlthätigkeitsbürau umgewandelt, worin die hübschesten Tänzerinnen, als barmherzige Schwestern, den Eintretenden ein Almosen abforderten. Sie saßen nämlich als Ladenmädchen hinter reichgarnirten Ausständen und verkauften Loose zum Besten der Armen. Dies nannten die Pariser eine Lotterie Delli Allegri; weil man die Nieten scherzweise Allegri bezeichnete.

Voriges Jahr haben die spanischen Tänzer und Tänzerinnen den Ballgästen der großen Oper die Langeweile vertrieben. Als die Söhne und Töchter der Pyrenäenhalbinsel ihre Tänze begannen, ihre Thyrsusstäbe schwangen, auf den Zehenspitzen pirrouettirten und ihre originellen, üppigen Stellungen produzirten, erfüllte allgemeine Freude den Saal und einstimmiger Beifall erscholl aus allen Kehlen, welche noch länger und stärker geschrien haben würden, wenn nicht einige Dutzend von den überfüllten Kronleuchtern herabfallende Wachskerzen den Enthusiasmus unterbrochen hätten. Viele Röcke erhielten dadurch ein höchst pittoreskes Aussehen; jedoch war Niemand über diesen Unfall verdrüßlich; man hatte ja die spanischen Tänzerinnen gesehen! Wie groß ist doch die Macht des Bolero, des Fandango und der andalusischen Beine! Was die Taglioni, der Schutzgeist des französischen Ballets, das ganze Jahr hindurch für die große Oper vermittelst ihrer züchtigen Grazie, ihrer griechischen Stellungen und keuschwollüstigen Tänze bewirkt, das haben während des vorjährigen Carnevals die Damen Dolores Serral und Manuela Dübinon mit ihren glühenden, hinreißenden Nationaltänzen geleistet. Und welcher Contrast zwischen der Taglioni und diesen spanischen Tänzerinnen! Die Taglioni hebt sich, die Spanierinnen schwingen sich in die Höhe; jene stellt sich, diese lassen sich ungestüm zurückfallen; jene hält nach

den lebhaftesten Bewegungen plötzlich inne und kreuzt gelassen die Arme über die Brust, wie eine antike Statue, diese stürmen unaufhörlich fort und ruhen nur eine kurze, brennende Pause, um mit erneuter Heftigkeit, wie schwärmende Bachantinnen, zu rasen. Körper schmiegt sich an Körper, Männer und Frauen verfolgen einander mit Hand, Fuß und Blick. Es ist ein wahres Glück, daß die Damen in der großen Oper nicht unmaskirt erscheinen dürfen; denn die muthigsten Pariserinnen hätten diese Pas, diese Gesten und Bewegungen der spanischen Tänzerpaare nicht ohne Schamröthe mit ansehen können, und der beste Fächer ist immer ein schlechter Verlegenheitsaushelfer!

Wenn die Ballettänze aufgehört haben, gewinnt der Ball ein neues Ansehen. Die Logen und der Saal leeren sich allmählig und Alles, was noch an Ballgästen zurückbleibt, strömt in den Foyer. Hieher drängt sich sofort die mysteriöse Truppe der weiblichen Domino's, welche eine verabredete Intrigue zu Ende führen, oder eine neue anspinnen wollen; denn im Foyer allein wagen die Damen, hinter dem Versteck ihrer Sammet- oder Atlasmasken, einige ihrer geheimsten Gedanken zu offenbaren und sich ein für alle Mal von dem Zwange und Stillschweigen zu befreien, welche der Anstand ihnen auferlegt. Gewöhnlich sieht man sie zu zwei oder von einem ältlichen Manne begleitet, um den sie sich wenig bekümmern;

ihr Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, den Gegenstand ihres Hasses oder ihrer Neigung im Gedränge zu erkennen. So wie sie ihn gewahr werden, schütten sie einen Strom von spitzigen oder frivolen Redensarten aus. Das ist ein unausgesetztes Kreuzfeuer von Fragen und Antworten, von Bitterkeiten und Süßigkeiten, von sarkastischen Einfällen und galanten Sticheleien. Die Bosheit der Damen kennt keine Schranken, die Neugierde der Herren ist unersättlich. Da die meisten Männer ohne Masken auf den Ball kommen, so sind sie natürlich im Nachtheil und werden daher auch am meisten mystifizirt. Man erzählt sich hier lustige Geschichten von diesen Opernbällen; manche davon kehren jedes Jahr wieder und sind schon stereotyp geworden.

Was die Maskenbälle der großen Oper noch vor allen übrigen auszeichnet, ist die Anwesenheit zahlreicher Notabilitäten aller Art. Berryer und Garnier-Pages besuchen fast jeden Opernball und Balzac studirt dort seine Sittengemälde.

Auf den Maskenbällen der übrigen Theater nimmt sich der Carneval schon mehr Freiheiten, als in der großen Oper. Dort tanzt die ganze Ballgesellschaft noch tollere, ausgelassenere Tänze, als den Fandango und Bolero; dort sind der Chahut und Cancan einheimisch, moderne, fantastische Nationaltänze, deren kühne Mimik die üppigen Wendungen des Fandango weit hinter sich zurückläßt und

deren Figuren ebenso grotesk sind, als die Metaphern von Rabelais. Diese pantomimischen Tänze sind besonders seit der Julirevolution in Aufnahme gekommen und Paris kann sich rühmen, die Wiege derselben gewesen zu sein. Offen gestanden, an und für sich finden wir diese Tänze nicht unanständig. Nichts ist anständig, wenn man so will. Ist etwa der Walzer anständig? ist der italienische Nationaltanz anständig? Diese Tänze sind um so gefährlicher, als sie mehr voraussetzen, wie sie ausdrücken. Der Chahut setzt nichts voraus; er gibt Alles durch pantomimische Zeichen in seiner Weise zu verstehen. Es ist der höchste Ausdruck der physischen Liebe, ohne Schwächung des Geistes und Herzens. Wenn er von allen fremdartigen Zuthaten frei gehalten wird, ist er ganz lieblich mit anzusehen. Das Lebhafte, Muthwillige, Graziöse, Zärtliche, kurz die tausenderlei Abwechslungen, welche jener Mann und jene Frau entwickeln, indem sie bald gegen einander antanzen, wie wenn sie sich umarmen wollen und nahe bei einander inne halten, um Lippe gegen Lippe, Knie gegen Knie zu pressen, ohne sich jedoch zu berühren; — denn die Sergens de Ville stehen hinter ihnen; — das alles läßt sich nicht wohl beschreiben und wird nur derjenige schön finden, wer es mit eigenen Augen gesehen hat.

Sehr bunt geht es in den Variètès her; hier wird der Chahut am besten getanzt; leider artet er

gegen Ende des Balls in Unanständigkeiten aus, und es ist nicht selten, daß sämmtliche Herren und Damen, Schäfer und Schäferinnen, Katzen und Elephanten, Männlein und Fräulein, mit einem Wort die ganze Assemblèe in den Saal Saint-Martin geschickt wird, um am folgenden Morgen vor dem Zuchtpolizeigericht Rechenschaft über unbekannte Sünden abzulegen.

Schade, daß der Richter nicht selbst auf dem Balle war, sondern in seinem langweiligen Bette geschnarcht hat; er würde die Angeklagten ohnfehlbar freisprechen. Wie kann man in den Variétés der Versuchung widerstehen?

Der Tanzsaal ist eine wahre Hölle; der Fußboden schwankt; aus jeder mit Scharlach ausgeschlagenen Loge sieht ein Teufels- oder ein Frauengesicht heraus; ein Schrei wird laut und die bitterste Wahrheit fliegt einem an den Kopf. Wenn der Tanz anfängt, sagt der Orchesterdirektor nicht: Messieurs, prenez vos dames! sondern: Mesdames, prenez vos messieurs! Vor Geigen und Flageolets hört man keinen Ton mehr; die türkische Trommel allein beherrscht das Getöse. Wüthendes Gekreisch und abenteuerliche Gebährden begleiten den Tanz; armsdicke Säulen von Staub und Zoten wirbeln gegen die Decke empor und finden ihren Ausgang mit der anbrechenden Tagshelle; denn es steht geschrieben in der heiligen Schrift, daß die

Sonne niemals die Gräuel der Hölle bescheinen werde!

Die Bälle des Odèon haben in mancher Rücksicht viel Aehnlichkeit mit denen der Variétés; im Allgemeinen ist man aber im Odéon besser dran. Wir können daselbst um Mitternacht gebackene Fische essen, und einige Damen präsentiren sich dort wie Susanna im Bade. Von Zeit zu Zeit fällt von einer Galerie etwas Schweres in den Saal. Achten wir nicht darauf; man muß den Studenten ihren Spaß lassen; überdies ist es nicht des Aufhebens werth; wenn man es näher untersucht, findet man einen abgeschnittenen Menschenfuß, den ein angehender Schüler Aeskulaps diesen Morgen aus dem Amphitheater der Ecole de Médecine mit fortgenommen und zu obigem Gebrauche aufbewahrt hat. Muskeln, Finger und andere blutige Theile des mechanischen Körpers finden wir hier am Boden zerstreut; machen wir uns fort; denn vielleicht schleppt man später einen ganzen Cadaver in den Saal!

Die Opera-comique hat seit mehreren Jahren auch angefangen, Maskenbälle zu geben, die aber nie recht in Vogue gekommen sind. Das Theatre-français und das Theater der Madame Saqui halten allein von allen Pariser Theatern keine Maskenbälle. Das kleine Theater vom Palais-Royal beträgt sich in seinen Carnevalsfesten

ehrbarer, als in seinen dramatischen Possen; aber sich verkleiden, um ordentlich und decent zu sein, und das ganze Jahr hindurch Schlüpfrigkeiten vorbringen, um während des Carnevals zu tanzen, wie auf einem Pickenick, ist höchst verkehrte Welt!

Das Theater Ventadour verfährt nach ganz entgegengesetzten Prinzipien. Neun Monate im Jahre ist es ein stilles, verschlossenes Grab, und drei Monate lang ein offener, geräuschvoller Freudentempel. Gleich jenen geheimnißvollen, verwünschten Schlössern, welche ein böser Geist bewohnt, und welche sich nur öffnen und schmücken, wenn der Dämon einen armen Sterblichen berückt, und ihn als unglücklichen Gast mitbringt, wie wir's in allen Feengeschichten lesen, — öffnet der Saal Ventadour jeden Carneval seine Pforten, um Gäste hineinzulocken, welche ihm nie fehlen. Das Gewirre dieses Balles ist unbeschreiblich. Es wird ohne Aufhören getanzt; die Gesellschaft theilt sich bald in Quadrillen ab, bald rauscht sie in Galoppaden durch den Saal. Diese Tänze werden mit solchen Pantomimen begleitet, daß die Nachsicht der Munizipalgardisten oft in Verlegenheit kommt. Besonders gerathen die Damen, welche diesem Balle den Reiz ihrer Gegenwart leihen, auf sehr betrübende Abwege und in eine große Exaltation; es fehlt ihnen nichts als der Thyrsusstab und das aufgelösete Haar, um die Priesterinnen der bekannten antiken Feste getreu vorzustellen.

Beaudouin führt den Stab im Orchester. Ein zweiter Aeolus, hält er die Harmonie im Sack und beruhigt oder entfesselt nach Belieben den musikalischen Sturm. Sein Tacktstock ist der Talisman, welcher die Menge in hüpfende Bewegung setzt. Beaudouin ist der einzige von den Pariser Kapellmeistern, welcher sich mit Musard und Jullien messen kann; wenn er auch keine so schönen Haare, wie dieser, und keine so gebieterische Stirn, wie jener hat, so ist er doch auch ein ebenso kühner Quadrillendrechsler und Contretanzzuschneider, als jene; was Kühnheit der Auffassung und Durchführung anlangt, so übertrifft Beaudouin vielleicht seine Vorgänger, Vorbilder und Nebenbuhler. Es steckt etwas von Lißt und Berlioz in diesem Manne, aber von Lißt und Berlioz zur fünften Potenz erhoben. Jene beiden Componisten wollen bekanntlich in der Musik malen und durch ihren Vortrag entweder stürmische Aufwallungen der Seele oder großartige Natureffekte ausdrücken. Beaudouin ist noch weiter gegangen; er hat die Tugend des Numa Pompilius, den Tod des Kapitän Cook, die Siege Napoleons, die Schiffer der Themse, den Wettlauf der Atalante, die niederländischen Kirmessen, die Pariser Koketten und was weiß ich sonst noch Alles in Quadrillen gesetzt. Seine kolossalste Schöpfung ist: La grande armée, quadrille triomphale avec accompagnement de mousqueterie. Dédiée à la France. So lautet wörtlich das Programm. In

dieser Quadrille wird der Triumpfbogen vor der Barrière de l'Etoile in 5 Figuren getanzt, unter der Begleitung eines 80 Mann starken Orchesters, welches, in Pulverdampf eingehüllt, eine so mordbrennerische Musik macht, daß eine ganze Compagnie Pompiers im Vorsaale aufgestellt ist, um beim ersten Feuerlärm herbeizuspringen und alles weitere Unglück zu verhüten. Wenn die letzte Figur ausgeführt ist, zerschlägt Beaudouin seinen Fiedelbogen und verschwindet in den Pulverwolken des Orchesters, um sich dem Enthusiasmus der Menge zu entziehen.

Einige Details dieser merkwürdigen Quadrille, wie sie auf dem Anschlagzettel angegeben waren, verdienen aufgezeichnet zu werden:

Chaine des dames: Schlacht bei Austerlitz.

En avant deux: Mürat entscheidet durch seine brillante Cavalleriecharge die Schlacht bei der Moskawa.

Chaine anglaise: Einzug der französischen Armee in Berlin.

Dos à dos: Napoleon nimmt von seinen Braven in Fontainebleau Abschied und drückt den besiegten Adler an seine Brust.

Außerdem hat Beaudouin noch eine Quadrille, le Corsaire rouge betitelt, componirt, welche nichts anders ist, als der Coopersche Roman in Contretänze übersetzt. Es kommt darin ein Seegefecht, ein Sturm mit Windsgebraus, mit Donner und

Blitz vor; und das Alles wird getanzt, gewalzt und galoppirt!

Sehr fashionable Maskenbälle geben Musard und Jullien, die Helden des Tags, die größten Männer der Gegenwart; ihre Namen sind in aller Leute Mund und prangen in kolossalen Lettern an allen Mauern der Hauptstadt. Der Eine hat das unsterbliche Verdienst, die Instrumentalmusik mit dem Effekt berstender Stühle und dreifachen Peitschengeknalls bereichert zu haben; dem Andern ist das Unmögliche gelungen, rothe und grüne Flammen, Lampenguirlanden, Choralgesang und Glockengeläute in eine einzige Harmonie zu verschmelzen; dieser zeichnet sich durch seinen schönen, reichen Haarwuchs und die langsamfeierliche, abgemessene, pathetische Haltung aus, womit er sein Orchester dirigirt; jener macht sich durch seine hohe, freie Stirn und das krampfhafte Tacktschlagen bemerklich, vermittelst dessen er seine Leute elektrisirt. Beide haben besonders die öffentlichen Conzerte in die Mode gebracht und die Pariser so an die Accorde der türkischen Trommel, der Trompete und des Jagdhorns gewöhnt, daß sie beim Clavierspiel vor langer Weile einschlafen. Es läßt sich nicht läugnen, daß Musard und Jullien in der Compositoin der Contretänze großes Talent zeigen und oft originelle und pikante Orchestereffekte anbringen. Wir meinen damit etwa nicht das Kleingewehrfeuer und die Pistolenschüsse

und andern Verirrungen, welche sie als Lockspeisen fürs harthörige Publicum in ihre Quadrillen eingestreut haben; sondern mitten unter dem Gekrach und Getöse des Contretanzes entdecken wie häufig eine conzentrirte harmonische Arbeit, glückliche Combinationen und Instrumentationseffekte, welche einer bessern Sache würdig wären.

Julliens Balllokal*) befindet sich in der Rue Saint-Honoré und ist stets übervoll; namentlich zog die neue Hugenottenquadrille viele Carnevalsgäste an. Man tanzt anfangs nichts als die gewöhnlichen Figuren des Contretanzes. Allmälig aber erlöschen die Gaslichter des Saals und machen einem dunkelrothen Scheine Platz, welchen Tausende von kleinen Lampen verbreiten; nach drei donnernden Schlägen des Tam-Tam geht der Contretanz in eine wüthende Galoppade über; das Läuten der Sturmglocke, das Gekrach eines von Minute zu Minute sich erneuernden Pelotonfeuers, frommer Kirchengesang, das Aechzen und Wimmern von Gemordeten, das Hohngelächter der Mordenden, kurz alle Gräuel des Bürgerkriegs begleiten das Orchester; die ganze Gesellschaft, durch diese barbarische Musik in eine taumelnde Bewegung gesetzt, stürzt sich durch

---

*) Letzten Winter haben ihn Strauß und der seinem Meister Musard abtrünnig gewordene Dufresne daraus verdrängt.

den Saal, ein Pascha mit einer nassau'schen Besenhändlerin, ein Postillon mit einer Marquise, ein spanischer Grande mit einer Pariser Poissarde und alle diese barocken Verkleidungen sehen wir wie Fantome eines chinesischen Schattenspiels in den Spiegelwänden vorüberziehen. Das Menschengewoge fluthet auf und nieder, fluthet hinüber und herüber und hält stracks inne, wenn jene höllische Musik verstummt, der Flammenschein erlischt und die Tageshelle durch die Fenster bricht.

Musard durfte voriges Jahr noch keine Maskenbälle in seinem neueingerichteten Conzertsaale der neuen Viviennestraße veranstalten, dafür aber gab er, in der Nacht vom Fastnachtsdienstag auf den Aschermittwoch, einen Ball in der großen Oper, welcher in den Annalen des Pariser Faschings ewig glänzen wird. Nie sah man die Zugänge der großen Oper von einer größeren Menschenmenge belagert. Es war das erste Mal, daß ein Maskenball zu fünf Franken Eintrittsgeld in diesem Lokale gestattet ward; dazu kam noch der besondere Umstand, daß Niemand recht gewiß wußte, ob der den Tag über in allen Stadttheilen angekündigte Musard'sche Ball zu Stande kommen werde. Das Journal des Débats hatte angezeigt, daß die Direktion der großen Oper nichts von einem solchen Balle wisse, und es durchkreuzten sich darüber die widersprechendsten Gerüchte.

Die Sache hatte nämlich folgende Bewandtniß: Herr Mira, dem der Direktor Duponchel die Leitung der jährlichen Maskenbälle in der großen Oper übertragen, war mit Musard übereingekommen, den Opernsaal auf einen Abend für 10000 Franken zu vermiethen. Musard hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als an allen Ecken von Paris anschlagen zu lassen, daß er am Fastnachtsdienstag einen Maskenball in der großen Oper veranstalten werde; Eintrittsbillette zu 5 Franken seien in dem Conzertlokale der neuen Viviennestraße zu haben. Durch diese Affichen erhielt die oberste Behörde die erste Kunde von dem zwischen Musard und der Operndirektion abgeschlossenen Vertrage. Es konnte nicht fehlen, daß ein Fünffranken-Maskenball in dem ausschließlich der eleganten Welt angehörenden Theater höheren Orts sehr gemißbilligt wurde, und der Minister des Innern erließ daher an Herrn Duponchel den Befehl, den Ball abzubestellen. Allein wie es scheint, haben sich einflußreiche Gönner für Musard verwendet und den Minister endlich nach langem Widerstande die Ballerlaubniß aus den Händen gerungen; die Vorstellung, daß im Weigerungsfalle wahrscheinlich eine Emeute ausbrechen würde, bewog hauptsächlich zum Nachgeben.

Und in der That, ich zweifle keinen Augenblick, die wüthende Menge hätte an jenem Abende die Pforten des Theaters gesprengt und das Heiligthum

der Musik und des Tanzes mit Sturm erobert. Was lag jenen Wahnsinnigen daran, ob sie den Boden entweiheten, worauf die Taglioni und die Elsler tanzen? Wenn die graziöse Sylphide und die reizende Houri des Cachucha in eigener Person als jammernde Nymphen gekommen wären, und die Belagerer mit bittenden Händen und auf den Knieen angefleht hätten, ihren Tempel nicht zu beflecken, sie wären ohne Erbarmen mit in den höllischen Galopp hineingerissen worden. Es blieb daher dem Minister füglich nichts anderes übrig, als den Musard'schen Ball zu erlauben, welches wichtige Ereigniß man sofort den Bewohnern der Hauptstadt verkündete. Da es inzwischen über den hin- und hergepflogenen Unterhandlungen Nacht geworden war, und man sich der gewöhnlichen Bekanntmachungen durch gedruckte Maueranschläge nicht mehr bedienen konnte, ersann man andere künstliche Mittel. Man beorderte sogleich einige hundert Eckensteher, welche transparente Affichen auf den Boulevards und in den verschiedenen Stadttheilen herumtragen mußten; an den Hauptplätzen in der Rue Vivienne, auf dem place de la Bourse und in der Umgegend des Palais-Royal sah man Pfähle in die Erde eingerammt, welche Transparente trugen, worauf von weitem zu lesen war: le bal Musard est à l'Opéra!

Auf diese Anzeige hin war die ganze jeunesse do-

rée von 1837 herbeigeströmt, nicht etwa im Ballanzuge, mit gelben Handschuhen und bas à jour, sondern in den Lumpen des Robert Macaire, in den Riesenperrücken der Postillone von Longjumeau und in den Blousen der Frachtfuhrleute, welche sie am Tage auf den Boulevards zur Schau getragen hatten. Binnen kurzer Zeit waren 6000 Billets ausgegeben, und da der Saal und der Foyer der großen Oper nicht mehr als 5 bis 6000 Personen fassen, mußten die übrigen Tausende von herbeigeeilten Carnevalsfreunden abgewiesen werden. Die Nachfrage nach Eintrittsbilleten war so stark, daß man den glücklichen Besitzern derselben dreißig, ja fünfzig Franken bot.

Nachdem endlich gegen ein Uhr Morgens die ungeduldige Menge unter unsäglichen Anstrengungen und mit einem fürchterlichen Gebrüll in den Saal gedrungen war und die Logen, die Corridors, den Foyer, kurz das ganze Opernhaus, selbst die königliche Loge in Besitz genommen hatte, entstand eine Unordnung, eine Verwirrung, ein Tumult, wie sie vielleicht nie ein menschliches Auge gesehen.

In der feenhaftesten Beleuchtung strahlen Gallerien und Logen, aus denen eine Ueberfülle farbiger, buntgeschmückter Figuren in den Saal hinabblickt; wo dichte Schaaren von tollen Masken mit wahrhaft satanischem Entzücken herumrasen and unter dem

furchtbaren Stürmen einer barbarischen Musik durch und wider einander tanzen. Das ganze Haus ist wie von Besessenen erfüllt; fast sollte man glauben, alle Narren von Bedlam und Charenton hätten sich freigemacht, alle Teufel und Kobolde der Hölle seien losgelassen, und der Hexensabath des Blocksbergs werde zu Paris in der großen Oper gefeiert. Man tanzt im ganzen Hause herum, im Saale, im Foyer, in den Corridors, im Vestibul, überall, wo die von einer krampfhaften Zuckung ergriffenen Beine nur ein Plätzchen finden, um festen Fuß zu fassen, und in einigen der vornehmsten Logen wird — Caporal geraucht.

Steigen wir, wenns beliebt, aufs Amphitheater, ins Paradies hinauf, um von da aus das riesenmäßige Getümmel und Gewimmel zu mustern. Kaum haben wir uns über das Geländer gelehnt, um in den Saal hinunterzuschauen, so flimmerts uns vor den Augen. Die unfaßliche Menge von Bildern, welche flüchtig und magisch an uns vorüberziehen, überwältigt uns dergestalt, daß wir Alles, was wir sehen, Menschen, Kleidungen, Gesichter, Thun und Treiben für einen bloßen, schweren Traum halten. Uns gerade genüber, im Hintergrunde des Saals, von einer schwarzen Drapperie eingefaßt, grollt das aus hundert Musikanten bestehende und von Musard dirigirte Orchester, dessen

unheimliche Töne wie aus einem Leichengewölbe zu uns heraufrauschen; in der Mitte beschreiben zwölf strahlende Kronleuchter einen weiten Feuerkreis und darunter dreht sich ein wirbelnder Reigen in rasendem Umschwung.

Das drängt und stößt, das rutscht und klappert;
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert;
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt;
Ein wahres Hexenelement!

In der That, man meint den Zauberkessel zu sehen, den ein Schwarm von Höllengeistern umtanzt, oder eins jener Feste in Ninive oder Babylon, wie sie der englische Maler Martin dargestellt, und wo ein ganzes Volk in Masse herbeiströmt, um die Saturnalien seines Herrschers mitzufeiern.

Alle Leidenschaften des Pariser Faschings sind hier in diesem viel zu engen Raum concentrirt und entladen sich, wie ein lange unterdrückter Vulkan, in schrecklichen Ausbrüchen. Wie die blaue, rothe, weiße, grüne Menschen-Lava, alle Farben aller Metalle im Schmelztiegel annehmend, sich in unaufhaltsamen Strömen durch den Saal fortwälzt; wie die jauchzende Menge ihr unsauberes Kriegsgeschrei, ihr Montjoie Saint-Denis, ohée les voleuses|! erschallen läßt, mit welcher bestialischen Wollust die Mitglieder des Jockeyklubs in ihren Stellungen und Wendungen die Ballgäste der Courtille zu überbieten

suchen; mit welcher Nonchalance der reinste Cancar von der Chaumiére und der klassische Chachut der Variétés sich auf der ersten Bühne Europa's ansiedelte!

Welch ein unerhörter Skandal! und das war bei weitem noch nicht Alles. Die Gelegenheit war zu günstig, als daß man die Raserei nicht hätte auf den höchsten Grad treiben sollen. Zum ersten Male, so lange die königliche Oper besteht, war das Asyl der Etikette und des Dekorums, das Rendezvous der vornehmen Welt, dem Walzer, dem Galopp und dem Schwarm der tollen Carnevalsgäste eröffnet; der gefeierte Heros des Contretanzes, des Walzers und des Galopps, der Orpheus des Faschings, Musard mit einem Wort, „der unvergleichliche Musard" hatte mit seinen 10000 Braven dieses prächtige Terrain erobert; war es möglich, daß jene anbetende vergötternde Menge beim Anblick ihres Freundes, ihres Vaters und ihres Generalissimus das Entzücken länger zurückhalten konnte? Nein. Zweihundert Postillone von Longjumeau, dreihundert Robert Macaire's, 500 Harlekins und ebensoviele Matrosen und Matrosenweiber stürzen über den Kapellmeister her, reißen ihn von seinem erhöheten Sitze herunter und tragen ihn auf den Armen im Saal herum; überall wo der Triumphator nahet, zertheilt sich die bunte Menge, kniet nieder und empfängt gnädige Blicke oder huldreiche Händedrücke

von dieser improvisirten Majestät. Das Orchester spielt eine Siegeshymne und aus tausend und aber tausend Kehlen dringt der Ruf: Vive Musard! vive le Napoléon de la contredanse!

Der Triumph Musards war vollständig, kolossal. Seit der Ovation Voltaire's, der bei der Vorstellung seiner Irene im Theater français unter Rosen begraben ward, ist kein Zeitgenosse mit so viel Lärm, Bewunderung, Beifallsgeschrei, Spektakel, kurz allem, was sonst noch erforderlich, um das zu begründen, was wir in unserer sublunarischen Welt Ruhm und Ehre nennen, gefeiert worden.

Vor Freude strahlend, aber bleich von dem eben überstandenen Triumph, besteigt Musard von neuem die Estrade des Orchesters und gibt seinen Leuten das Signal, den berühmten Galopp zu spielen. Von diesem famösen Galopp Musard'scher Composition vermag ich aber beim besten Willen dem Leser keine deutliche Vorstellung beizubringen; Worte reichen nicht aus, um denselben zu schildern. Ein Wirbelwind in der Wüste, der Alles weit und breit versengt und verheert; ein Wolkenbruch, der auf seinem Wege Häuser, Wälder, Heerden und Menschen mit sich fortreißt; — das Alles erscheint nur als eine schwache Parodie des Musardschen Galopps.

Das Echo von mehreren tausend unmenschlich durch einander kreischenden Stimmen schallt wider die Decke, die Kronleuchter klirren und drehen sich

im Kreise, der Fußboden kocht und die Wände erzittern von dem konvulsivischen Stampfen der Füße. Ein mit einem hölzernen Säbel bewaffneter Türke tanzt vorauf und führt diese kannibalische Runde an, welche, wie die Ewigkeit, weder Anfang noch Ende hat, und deren gigantischer Lärm das ganze Orchester überheult. So wie die Musik verstummt, fluthen die brandenden Wogen dieses empörten Menschenmeeres über und reißen alles fort, was sich ihnen entgegenstemmt oder stillstehet. Man erklimmt die Logen, man klammert sich an die Pfeiler, um nicht fortgeschwemmt, zerdrückt und zerquetscht zu werden.

Dieser musikalische Sturm dauerte bis gegen 6 Uhr Morgens, bis der falbe, ungewisse Schein des anbrechenden Aschermittwochs durch verschiedene Oeffnungen in den Saal der großen Oper drang und gemeinschaftlich mit den verglimmenden Wachskerzen diese Scene des Jammers und Elends beleuchtete. Die Kleider der Anwesenden hängen in Fetzen am Leibe herunter, die Haare fliegen in wilder Unordnung um den Kopf, die Lippen sind starr und brennend, die Augen matt und erloschen; von den Wangen trieft die Schminke und von den Stirnen rinnt der Schweiß der Orgie!

Wer die Maskenbälle des eigentlichen Volks kennen lernen will, muß sich am Fastnachtsdienstag vor eine der 50 Pariser Barrièren begeben. Die Bälle der großen Oper und der übrigen Theater

sind wegen des hohen Eintrittspreises für die arbeitenden Klassen unzugänglich. Am Mardi gras müssen aber die Lumpen sowohl als die schwarzen Fracks, die schwieligen Hände sowohl als die gelben Handschuhe ihr Tanzvergnügen haben. Vor der Barrière du Maine und vor der Barrière von Belleville ist es am vollsten. Die Ile d'amour, der Coq gaulois und die Folies de Belleville sind die besuchtesten Tanzplätze. Bevor man in den Saal gelangt, tritt man gewöhnlich erst in eine weite, geräumige Küche, wo die Zurüstungen wirklich gigantisch sind, wie es der starke Andrang der Gäste erfordert. Ganze Ochsenviertel, viele Dutzende von wälschen Hahnen, Gänsen und Hühnern drehen sich dort an dreißig Fuß langen Bratspießen vor einem ungeheuren Feuer. Hier muß jeder Eintretende zehn Sous Eintrittsgeld bezahlen; wer jedoch einen Dinde, ein Poulet, eine ziemliche Quantität Rinderbraten oder eine große Fleischpastete kauft, braucht weiter kein Einstandsgeld zu hinterlegen. Was die Tanzsäle anlangt, so sind es kreisförmige, von hölzernen Schranken umschlossene Räume, welche qualmende Kronleuchter erhellen, unter denen sich etwa 30 Tanzpaare bewegen. Hinter den Schranken ist eine Reihe von Tischen und Bänken, welche von den Ballgästen, d. h. von betrunkenen Tänzern und Tänzerinnen abwechselnd verlassen oder besetzt sind. Der Wein von Suresne wird hier als Falerner geschenkt; er muß

eine noch ätzendere Kraft, als der berüchtigte Grüneberger besitzen; denn er läßt blaue Flecken auf dem Tischtuch zurück, welche mit Vitriolöl eingebeizt zu sein scheinen. Der Karakter der hier stattfindenden Volksbelustigungen geht ziemlich deutlich aus jener Inschrift hervor, welche wir an allen vier Ecken des Saals auf schwarzen Tafeln in zwei Zoll großen, weißen Lettern lesen und die wörtlich also lautet: Ces Messieurs et ces Dames sont invités à observer la décence en dansant. (Art. 330 du Code penal). Diese höfliche Einladung und Hinweisung auf das Strafgesetzbuch erspart uns jede weitere Schilderung.

V.

Die Kaffeehäuser.

Wenn es in der Welt eine Stadt gäbe, wo die Poesie in die Wirklichkeit übergegangen wäre, wo man die Bequemlichkeiten des Lebens, die Schöpfungen einer erfinderischen Einbildungskraft und die magischen Wirkungen des materiellen Luxus zusammen vereint und mit so vielen Vorzügen und verführerischen Reizen außerdem noch die Reichthümer, Vollkommenheiten und schönsten Entdeckungen der mannigfachsten Art verbunden fände; würde jene Stadt nicht die erste Stadt der Welt sein?

Eine solche Stadt existirt aber wirklich; es ist keine andere, als Paris, und das Geheimniß so vieler Wunder sind seine Kaffeehäuser. Wer sich davon überzeugen will, trete nur in eins jener hunderte von Caravanserails, welche die Boulevards zieren; er wird Alles das finden und noch viel mehr; denn im Kaffeehause ist Niemand gezwungen, sich der

Sklaverei des guten Tons, der feinen Sitte, des angenommenen Herkommens, der höflichen Redensarten, der steifen Etikette und des ganzen teuflischen Gefolgs von albernen Ceremonien zu unterwerfen, welche der Himmel den reichen Leuten ohne Zweifel zur Strafe auferlegt hat, um auf diese Weise ein Gleichgewicht zwischen ihren Genüssen und den Entbehrungen Anderer herzustellen.

Im Kaffeehause hat man weder geschwätzige, noch verläumderische Zungen zu befürchten; dort weiß man nichts von Indiskretionen und müßiger Neugierde; wer hineintritt, wird nicht erst nach seinem Namen gefragt, und ist des Kummers überhoben, sein väterliches Erbtheil von einem impertinenten Thürsteher unbarmherzig schinden zu hören, der durch die weitgeöffneten Flügelthüren in einen strahlenden Salon hineinschreit. Im Kaffeehause wird nicht verlangt, daß man diesen Schatz entweihe und unwürdigen Lippen anvertraue; freundlicher Empfang, lächelnde Mienen bewillkommnen uns, und geschäftige Diener eilen herbei, unsere Befehle zu vollstrecken.

Es gibt eine Staffel des Glücks, über welche der Mensch beim besten Willen nicht hinaus und jenseits welcher er nur das Gegentheil von dem erreichen kann, was er hofft und wünscht. Es mag sein, daß man in seinen Träumen sich oft verrechnet, in seinen Hoffnungen sich oft täuscht; aber das

materielle Glück, jeder Meinung, jeder Theorie fremd, das Glück des Volks mit einem Worte, macht nur geringe Anforderungen; es entwickelt und mehrt sich von selbst; es verlangt keinen andern Schutz, als von hemmenden Fesseln frei zu sein und braucht nur seinem natürlichen Instinkt zu folgen, um sich vollkommen auszubilden. Die Stadt, wo jenes materielle Wohlsein die größten Fortschritte gemacht hat, wo es nicht mehr, wie ehemals, das Erbtheil einiger weniger Privilegirten, sondern das Eigenthum Aller ist, kann sich mit Recht die glücklichste der Welt nennen.

Die Geschichtschreiber wissen gar viel von dem Reichthum, von der Schönheit der alten Städte zu erzählen und machen ein gewaltiges Aufheben von Babylon und Ninive, von Theben und Persepolis, von Rom und Palmyra. Wir stellen nicht in Abrede, jene Städte erhielten bewundernswürdige Denkmale der Baukunst, hatten Geld und Reichthümer in Masse, aber was boten sie dem Volke? ... Ihre weitläuftigen Marmorpaläste waren Königsresidenzen und Priesterwohnungen; das Volk lebte in elenden Hütten ein jämmerliches Dasein. Bei uns Neueren hat die bescheidene Wohnung eines Plebejers oft reichere Kunst- und Luxusgegenstände aufzuweisen, als der Palast des Darius, und die Pracht, der Glanz, der Pomp, ehemals Leibgedinge des Throns

und des Altars, sind heutiges Tags Gemeingut der Massen.

Es gibt in der neueren Welt eine Stadt, welche vierhundert prächtige Paläste und darüber in ihren Mauern einschließt, und in dieser Stadt gibt es ferner Hunderte von einfachen Bürgern, welche eine eben so reiche, eben so herrliche Wohnung, als der König Salomo haben, und im Stande sind, uns glänzend zu bewirthen, wenn wir auch mit dem Gefolge Pharao's bei ihnen einkehren.

Diese Stadt ist Paris; die vierhundert prächtigen Paläste sind ihre 400 Kaffeehäuser, und die Hunderte von einfachen Bürgern, welche in salomonischen Tempeln wohnen, sind die Hunderte von Kaffeewirthen, die wir auf den Boulevards, im Palais=Royal, an der ersten besten Straßenecke mit der Serviette unterm Arm von einem Tische zum andern, wie Monarchen durch ihre Provinzen gehen sehen, jedoch mit dem Unterschiede, daß diese sich aufwarten lassen und jene aufwarten, und daß die modernen Kaffeehauspotentaten, obschon sie uns ihr ganzes Leben widmen und ohne Unterlaß für unser Wohlergehen sorgen, dennoch nur eine freiwillige und unsern Vermögensumständen entsprechende Steuer erheben.

In der That, jeder Pariser Kaffeewirth ist ein König, und jedes Kaffeehaus ein Palast. Sind seine

Friese nicht vergoldet, mit dem feinsten Stuck verziert und mit den schönsten Malereien geschmückt? Silberne Vasen, kristallne Kronleuchter, Bronze, Marmor, Dienerschaft, ist nicht Alles reichlich vorhanden? Und man glaube ja nicht, daß wir, wie die Dichter, Alles mit dichterischen Augen ansehen. Was wir sagen, ist rein positiv; die Pariser Kaffeewirthe bewohnen wirkliche Paläste, nicht etwa Paläste mit rohen, unkannelirten Säulen, nackten, kahlen Mauern und düstern, unheimlichen Hallen, sondern lachende, heitere Tempel, köstliche, bezaubernde Schlösser, wo unser Ebenbild aus hundert Wandspiegeln zurückstrahlt, wo wir auf eleganteren Sesseln sitzen, als die römischen Senatoren, wo die Tische von seltnem, kostbarem Marmor, und die Ornamente ausgesuchter, geschmackvoller sind, als in vielen Residenzen, und wo uns endlich mit einer wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit die leckersten Speisen, die feinsten Getränke zur Befriedigung unserer Gelüste dargeboten werden.

Hat wohl je die alte Welt etwas Aehnliches geboten? Haben die Spiele, Feste und Belustigungen des Volks je diese Pracht gehabt? Gewiß nicht; denn bei den Alten waren die Vergnügungen einfach, wie die unbebaute Natur, roh wie das Leben der Wilden, und nackt, wie die Weisheit und Wahrheit. Doch das ist nur die am wenigsten hervor-

stechende Seite der modernen, tausendmal bessern gesellschaftlichen Zustände.

Unser Kaffeehausmonarch ist gastfreundschaftlicher, als Abraham, weil er die Gastfreundschaft zur Beschäftigung seines ganzen Lebens gemacht hat. Kaum sind wir über die Schwelle seiner prächtigen Wohnung getreten, so umringt uns eine Dienerschaar, die mit edlem Wetteifer sich nach unsern Wünschen und Bedürfnissen erkundigt. Diese Diener murren nicht über unsere Befehle, sondern machen stets freundliche Gesichter; und ein wahres Wunder unserer neueren Gesellschaftszustände ist, daß derjenige, welcher uns bedient, nicht mehr, wie sonst, ein feiler Sklave, sondern ein freier Staatsbürger ist, ein Diener aus Liebhaberei und freier Wahl, der seine Existenz gewissermaßen der unsrigen gewidmet hat und weit entfernt, das Opfer seiner Freiheit zu bedauern, nichts mehr fürchtet, als seine Emanzipation, d. h. seine Dienstentlassung!

Reisende berichten, daß gewisse Inselbewohner des stillen Weltmeers den anlandenden Fremden ihre Frauen und Töchter zum Beischlaf anbieten; das heißt doch die Gastfreundschaft bis auf den höchsten Grad treiben. Der Pariser Kaffetier geht zwar nicht gerade so weit; im Grunde ist er aber auch ein Märtyrer der Gastfreundschaft.

Jener Altar, dessen Oberfläche eine spiegelglatt

polirte Marmorplatte ziert, dessen Seiten mit seltnen ausländischen Holzarten eingelegt, mit vergoldeten Reliefs geschmückt und mit elfenbeinernen Säulen umgeben sind, jener Altar, den man für ein duplicatum der heiligen Bundeslade halten könnte, wenn sein halsstarriger Eigenthümer nicht darauf bestände, ihm den bescheidenen Titel „Comptoir" beizulegen, — jener Altar ist der Bhehrlokaugt. Das Opferlamm, jung, schön, mit rosigen Lippen, mit himmlischen Augen, geduldig wie Isaak, geputzt wie Apis, — dies Brandopfer ist seine angetraute Frau! Uns zu gefallen schmückt sie sich mit ihren besten Kleidern und thront den ganzen Tag über bis spät in die Nacht hinein auf diesem Sitze. Auf mein Wort, ihr Mann ist nicht eifersüchtig; er befiehlt ihr sogar, uns anzulächeln; wenn sie es versäumt, zankt und schmollt er mit ihr, und wenn seine junge Ehehälfte im Eifer der ihr obliegenden Pflichten uns verbindliche Worte sagt, wird er deßhalb nicht böse, sondern drückt ihr durch einen sprechenden Seitenblick die völlige Zufriedenheit seines Herzens aus.

Wenn die Alten den Staub von ihren Gräbern schütteln und ein Pariser Kaffeehaus besuchen könnten, sie würden unsere geselligen Institutionen bewundern und mit Erstaunen fragen: wie? jene zuvorkommenden, auf den leisesten Wink gehorsamen

Diener, welche man Garçons nennt, sind keine Sklaven? Nein, es sind freie Leute; wir haben keine Sklaven mehr; den Armen stehen Hunderte von Palästen zur Verfügung, wo sie sich ohne Umstände neben den Reichen setzen und sich wie er bedienen lassen können.

Ein Pariser Kaffeehaus ist ein Feenpalast, die Verwirklichung eines Mährchens aus Tausend und Einer Nacht; es ist noch mehr als Alles das; es ist ein Paradies auf Erden, wo man für wenige Obolen ebenso empfangen wird, wie die homerischen Helden in jener Welt, und wo, gleichwie in dem glücklichen Reich der Schatten, die Menschen ihren Rang, ihre Geburt und ihre Meinungen vergessen, um in Friede und Eintracht neben einander zu leben. Man sehe einmal, wie jene bunte, aus so verschiedenen Elementen, und so verzweifelten Gegensätzen gebildete Gesellschaft dennoch so einig, friedlich und tolerant ist!

Jeder Fremde kann ohne weiteres in ihre Mitte treten; er braucht sich nur an einem Tische niederzulassen und er wird als zur Familie gehörig betrachtet. Er bestelle ein Glas Gefrorenes, ein Glas Punsch, eine halbe Tasse, eine Bavaraise, eine Limonade, oder auch nur einen communen Schnapps, und er wird als Bruder behandelt. In dem Kaffeehause ist man gesellig κατ᾽ ἐξοχήν, stets friedfertiger Laune und zum Nachgeben bereit; eine geheime Sympa-

thie scheint Jedermann zum Wohlwollen zu bestimmen.

Ich halte Paris mit seinen Kaffeehäusern für das größte Wunder der Welt, und gebe dieser Stadt deshalb vor allen berühmten Städten der alten und neuen Zeit den Vorzug. Paris ist der gastfreundschaftlichste, geselligste und einzige Ort, wo die Gleichheit der Menschen kein leerer Schall mehr ist. Seine zahlreichen Kaffeehäuser sind lauter Tempel der Gleichheit. Wo findet man sonst noch das Gemälde einer so erhebenden Philanthropie? Man nenne mir ein Land, wo die geselligen Tugenden eine solche Vollkommenheit erreicht haben? Hier sind alle Klassen der Gesellschaft verschmolzen; hier herrscht jene Gleichheit, auf welche man uns nach unserm Tode vertröstet. Einer gilt hier so viel als der Andere, und der unpartheiische Garçon mißt Perikles und Maternus mit gleicher Elle. Will man davon ein redendes Beispiel? Jener Herr, welcher so eben herein tritt, ist Herzog und Pär von Frankreich; er bestellt sein Lieblingsjournal: — Garçon, le Journal des débats! — Il est en main, antwortet der Kellner. Der Mann an jenem Tische dort lieset die verlangte Zeitung; es ist zwar nur ein gemeiner Ansiedler aus der nächsten Querstraße, aber der Herzog und Pär muß ruhig so lange warten, bis er zu Ende gelesen.

Welchen Einfluß mußten nicht solche Verhält-

nisse auf die französischen Sitten ausüben? Führwahr, man kann nicht berechnen, was die Pariser Alles ihren Kaffeehäusern verdanken, welche in unsern Augen zu den karakteristischsten und vollkommensten Ausdrücken des geselligen Lebens in Frankreich gehören.

Frau von Sevigné war eine höchst unglückliche Prophetin, als sie in einer ihrer geistreichen Briefe weissagte: Racine et les café passeront. Racine hat seitdem vielleicht 400 Auflagen erlebt, und es existiren nicht weniger als 400 Kaffeehäuser in Paris. Die Franzosen lieben den Kaffee, wie die Engländer den Thee, die Russen den Branntwein, die Türken das Opium und die Deutschen das Bier. Was die Allgewalt Napoleons klarer beweiset, als alle seine Siege und Schlachten, ist das Gesetz, wodurch er den Zucker und Kaffee der Engländer vom Continente verbannte; der Kaiser mußte der Unterwürfigkeit seines Volkes sehr gewiß sein, um sich zu entschließen, den Franzosen ihr tägliches Frühstück zu rauben. Es ist unerhört, wie viel Kaffee in Frankreich consumirt wird; man frage einmal die Cichorienhändler; sie können darüber die beste Auskunft geben.

Von der flinken Grisette, welche, die Haare mit einem kleinen Madras umwunden, um sieben Uhr Morgens aus ihrem Kämmerchen des sechsten Stockwerks herabsteigt, um bei der nächsten Milchhändlerin ihren Vorrath einzukaufen, bis zu der faulen Her-

zogin, welche gegen Mittag ihrer Kammerzofe schellt, um die Fenstervorhänge ihres Schlafzimmers zurückschlagen zu lassen; von dem Laufburschen bis zum ersten Wechselbankier trinkt alle Welt Kaffee. Nur giebt es verschiedene Arten, Kaffee zu machen. Die erste Art besteht in folgendem Manoeuvre: Man nimmt eine in einem Ofen gebrannte und so hart wie eine Kohle gedörrte Mohrrübe, zerstößt die Ex-Pflanze zu Pulver, thut dieses schwärzliche Pulver in einen kleinen Sichtbeutel von grober Leinwand, schüttet kochendes Wasser darüber, und erhält nach einem Aufguß von mehreren Minuten einen Trank, der, mit einem halben Maaß Stärk-Mehlwasser vermischt, das giebt, was man in Paris gemeiniglich café au lait (Milchkaffee) nennt. — Zweite Art: wenn man einen Kaffee von besserer Qualität, als den von Mohrrübenpulver erhalten will, so fügt man eine halbe Unze Cichorie hinzu. — Die dritte und letzte Art, welche nur in wenigen Kaffeehäusern eingeführt ist, besteht einfach in folgendem Rezept: Um Kaffee zu kochen, nimmt man Kaffeebohnen. Glücklich ist die Anstalt, welche diese so kurze und so leicht zu behaltende Vorschrift buchstäblich befolget; denn sie hat sich eines großen Zuspruchs zu erfreuen, und wird von allen Consumenten gesegnet.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Besuch der Kaffeehäuser bei weitem nicht so allge-

mein, als heutzutage. Während des Kaiserreichs z. B., wo es wenige müßige Leute in Frankreich gab, und der Krieg dem Handel und Ackerbau kaum so viel Hände übrig ließ, als er zu seiner Bestellung nothwendig hatte, entschädigten die von einem Feldzuge zurückkehrenden Soldaten allein diese Anstalten, aus denen die ruhigen Bürgersleute ohnehin gerne wegblieben, weil sie sicher darauf zählen konnten, jedesmal einen Generalstab von Unteroffizieren dort anzutreffen, die von nichts als glorreich gewonnenen Schlachten sprachen, und einen Lärm verführten, als wenn sie im Bivouac wären. Auf allen Tischen standen Batterien von Flaschen, Schnappsgläsern und Punschbowlen aufgepflanzt, und der Gast, welcher eine Groseille framboisée oder ein Glas Zuckerwasser begehrte, wurde mit Achselzucken betrachtet und als peking traktirt.

Gegenwärtig ist das Kaffeehaus für Jedermann ein Bedürfniß. Man giebt dort seinen Bekannten Rendezvous, lieset die Zeitungen u. s. f. Die vielen hier lebenden Fremden vermehren noch die Kundschaft dieser Anstalten um ein Beträchtliches; welche Ressource den Kaffeewirthen unter dem Kaiserreich gänzlich mangelte. Auch galt es ehemals für unanständig, so oft ins Kaffeehaus zu gehen, gegenwärtig kann man den ganzen Tag im Kaffeehause zubringen, ohne daß die Leute mit Fingern auf Einen zei-

gen. Was außerdem noch viele Leute ins Kaffeehaus zieht, ist der Umstand, daß seit Kurzem die besseren Kaffeewirthe auch zugleich halbe Speisewirthe geworden sind und déjeuners à la fourchette verabreichen. Wer keine eigne Haushaltung hat, so wie alle Geschäftsleute, welche weit von da wohnen, wo sie ihre Gänge machen müssen, frühstücken in den Kaffeehäusern, wo man dieselbe Eleganz und schnelle Bedienung, vielleicht etwas höhere Preise, als bei den Restaurans antrifft; dafür aber auch die Annehmlichkeit hat, viele Journale lesen zu können.

Unter den 400 Pariser Kaffeehäusern haben einige eine ganz besondere Physionomie, und verdienen deshalb eine nähere Beschreibung. Wir eröffnen unsere Liste billiger Weise mit dem ältesten, mit dem Café Procope, welches von dem Italiener Zoppi in der Rue des fossés-Saint-Germain, der alten französischen Komödie gegenüber, gegründet wurde. Das Atelier des unglücklichen Malers Gros und ein Papiermagazin haben das ehemalige Théâtre français verdrängt; aber das Café Procope hat alle Stürme der Zeit überlebt und sieht nach wie vor zahlreiche Besucher in seine Säle strömen, welche einst das Rendezvous der berühmtesten Schöngeister des 18ten Jahrhunderts waren. Dort schleuderte Piron seine Epigramme; dort repetirte der aufgeblasene, eitle Jean Baptiste Rousseau seine schwülstigen Oden; dort endlich er-

schien jeden Abend regelmäßig die sardonische Gestalt Voltaire's, welcher sich in den hintersten Winkel des Kaffeehauses flüchtete, so oft er seinen Antagonisten Fréron erblickte. Der kleine schwarze Marmortisch, an den sich der Patriarch von Ferney zu setzen pflegte, befindet sich heutzutage noch auf seinem alten Platze. Wie oft hat meine Einbildungskraft die Säle des Café Procope wieder bevölkert und sich in das litterarische Treiben des vorigen Jahrhunderts zurück versetzt, welches der Gegenwart schon so ferne liegt! Den Kopf auf meine Hände gestützt, und die Augen halb geschlossen, wähnte ich mich von allen jenen berühmten Schöngeistern des achtzehnten Jahrhunderts umgeben; aber jedesmal, wenn ich ihrer Unterhaltung lauschte, hörte ich statt eines Epigrammes von Piron die Jeremiade eines Studiosus juris, der durchs Examen gefallen; statt eines sarkastischen Ausfalls von Voltaire vernahm ich den derben Fluch eines Mediziners gegen den Doppelsechser, diese ewige Verzweiflung der Dominospieler.

Obschon das Café Procope heutzutage nicht mehr der Sammelplatz der lebenden litterarischen Notabilitäten ist, so wird es doch noch häufig von einigen bekannten Schriftstellern und Künstlern besucht. Wir haben dort häufig den Kritiker Gustave Planche, den Maler Gigoux, den Dichter Sainte Beuve und einige andere getroffen. Bemerkens-

werth ist, daß man im Café Procope nie einen dramatischen Autor siehet, welches wahrscheinlich daher kommt, weil es auf dem linken Seineufer kein einziges Theater von Bedeutung gibt. Das ächte Publicum des Café Procope ist die studierende Jugend. An jedem Tische wird mit großem Geklapper und besonderer Lebhaftigkeit Domino gespielt, gewöhnlich um das Frühstück oder die halbe Tasse mit dem petit verre nach dem Mittagessen. Die Verlierenden setzen das Spiel unter sich fort, und es ereignet sich bisweilen, daß um Mitternacht ein Einziger alle Verluste auf dem Rücken hat und die Zeche des ganzen Tags zahlt. In der Studentensprache heißt das se faire culotter*) (sich anrauchen oder sich anschmieren lassen). Nicht selten muß ein Studiosus, der am Morgen nichts weiter als eine Tasse Kaffee getrunken hat, am Abend 150 oder 200 Franken bezahlen. Das ist doch etwas zu theuer, so gut und stark der Zoppi'sche Kaffee auch sein mag. Eines Tags haben wir sogar einem noch merkwürdigeren

*) Culotter gebraucht man im gemeinen Leben, wenn man eine irdene Pfeife so anraucht, daß die untere Hälfte des Kopfes und des Stiels glänzend schwarzbraun wird. Es gibt in Paris Leute, namentlich Estaminetsbesücher, welche sich ihr täglich Brod damit verdienen, daß sie Thonprügel culottiren, die sie dann den Pfeifenbuden um 20, 30, 40 Sous verkaufen, je nachdem das Meisterstück ausfällt.

Unglück beigewohnt: Ein Student, der bereits sein Dejeuner gewonnen hatte, sah einer Parthie Domino zu und machte sich über den Verlierenden lustig; allermittelst drehet er sich um und stößt ein Glas vom Tische. An's Comptoir zu gehen und fünf Sous dafür zu bezahlen, war in der That nicht der Mühe werth; er spielt also um die unglücklichen fünf Sous eine Parthie Domino; verliert die erste, die zweite, die dritte, und so fort, bis ihm nach Verlauf von zwei Stunden das zerbrochene Glas auf 125 Franken zu stehen kommt.

Im allgemeinen ist das linke Seineufer, das Quartier-latin sowohl, als das Faubourg Saint-Germain schlecht mit Kaffeehäusern versehen. Desto zahlreicher dagegen sind die Estaminets, Orte wo geraucht wird, wie das Diktionär der französischen Akademie erklärt. Der Student vergöttert bekanntlich die Freiheit unter allen Formen und Gestalten; er liebt sie vorzugsweise unter dem Sinnbild des Tabacksdampfes, und deswegen behagen ihm die schlechten Estaminets viel mehr als die guten Kaffeehäuser, wo das Rauchen streng verpönt ist und auch nicht leicht Credit, de l'oeil*), gegeben wird. Die

*) Der französische Student sagt: jai l'oeil ici, was gerade so viel heißen will, als wenn der Deutsche Musensohn sagt: ich habe hier Pump. Der französische Ausdruck kommt daher, weil man beim

bessern Kaffeehäuser des Lateinerlandes außer dem Café Procope, sind das Café Molière, an der Ecke der Odeonsstraße, berühmt durch seine schöne Wirthin, und das Café Voltaire am entgegengesetzten Ende derselben Straße. Das aristokratische Kaffeehaus des Faubourg Saint-Germain ist das Café Desmares in der Rue du Bac, an der Ecke der Rue de Lille, welches namentlich von den Deputirten der äußersten Rechten viel besucht wird.

Das Palais Royal, dieser Lieblingsaufenthalt der Fremden, hat natürlich zahlreiche und glänzende Kaffeehäuser unter seinen Arkaden aufblühen sehen; man ist nur verlegen, welches man besuchen soll. Das Café Corazza und Café de Foi in der Galerie Montpensier, das Café de Chartres, Café de la Rotonde und Café Lemblin in der Galerie de Chartres, das Café d'Orléans in der neuen Glasgalerie, und das Café Valois in der Galerie gleiches Namens, überbieten sich an Pracht und Vergoldungen.

Vor 15 bis 20 Jahren hatten sich die damals so heftig aufgeregten politischen Leidenschaften der Kaffeehäuser des Palais-Royal bemächtigt und mehrere derselben waren Partheisammelplätze geworden, wo man sich in Diskussionen erhitzte und bisweilen Schlachten lieferte. Das Café Valois wurde haupt-

Herausgehen der Comptoirdame mit den Augen zuwinkt, daß sie die Zeche ins Buch schreiben soll.

sächlich von den Aristokraten, das Café Lemblin dagegen meist nur von Liberalen besucht. Gegenwärtig sind alle diese Categorien verschwunden; nur das Café de Foi unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß es die Sitte des Dominospielens ganz verbannt hat, und bei guter Jahreszeit Stühle und Tische unter die Bäume des Gartens stellt, wo sich besonders nach dem Mittagessen eine ansehnliche Gesellschaft versammelt, deren Majorität aus Rauchern besteht. Der Eigenthümer des Café de Foi hat das ausschließende Recht, im Garten des Palais-Royal serviren und Stühl vermiethen zu dürfen für 30000 Franken gepachtet. Rechnen wir dazu noch die 15000 Franken Miethe für die drei Arkaden, welche sein Kaffeehaus einnimmt, so finden wir, daß er einen jährlichen Zins von 45000 Franks zu entrichten hat. Trotz dieser bedeutenden Miethpacht und aller andern überaus großen Elementarausgaben muß das Café de Foi dennoch einen schönen Vortheil abwerfen, da sein Fonds neulich für eine halbe Million verkauft worden ist. Der ehemalige Eigenthümer besaß in hohem Grade das Zutrauen des Pariser Publicums und war wegen seiner zuvorkommenden, höflichen Manieren bei allen Gästen sehr beliebt. Man erzählt sich von ihm mehrere Anekdoten, unter andern folgende: Eines Tags zeigte ihm ein Kellner an, daß ein sehr elegant gekleideter Herr ein silbernes Couvert in die Tasche

gesteckt habe; er verbietet dem Garçon, sich das Mindeste merken zu lassen, und begnügt sich, ganz einfach auf der Rechnung anzumerken: un couvert d'argent que Monsieur a mi dans sa poche, 50 Franks. Der fashionable Dieb zahlte ohne Umstände und ließ sich nie wieder blicken.

Eine besondere Schattirung hat das Café de la Régence. Es liegt am Eck der Rue Saint-Honoré und des Platzes vorm Palais-Royal und verdankt seinen großen Ruf weniger der Vortrefflichkeit seiner Einrichtung, als der Vortrefflichkeit seiner Schachspieler, welche hier aus den einzelnen Theilen der Hauptstadt und ganz Frankreichs seit vielen Jahren zusammenkommen. Die 5 oder 6 Tische links vom Eingang sind für immer von den Schachspielern belegt und es wird Niemandem einfallen, sich dahin zu setzen, selbst wenn auch an den andern Tischen kein Platz mehr wäre. Der von dem Dichter Méry präsidirte Schachklub im Passage des panoramas hat das Café de la Régence keineswegs seiner Spezialität beraubt; in seinem Innern herrscht nach wie vor eine feierliche Stille, und wenn man hier frühstückt wird man beim Lesen der Journale nicht durch das unausstehliche Geklapper der Dominosteine gestört. Im Café de la Régence pflegte der große Philidor jeden Abend seine Parthie Schach zu spielen; man zeigt noch heutzutage den Platz, wo jener

in mehr als einer Hinsicht berühmte Mann den „König“ und „die Bauern“ manoeuvriren ließ. Das Rendezvous der Damenbretspieler ist das Café Manoury, am Pont-neuf auf dem Quai de l'Ecole.

Wenn man vom Palais-Royal die Rue Vivienne nach den Boulevards zu hinaufgeht, findet man eine noch größere Anzahl von Kaffeehäusern, besonders um die Börse herum. Da es zu weit führen würde, sie alle herzunennen, begnügen wir uns, einige davon zu erwähnen: das Café de l'opéra-comique, am Börsenplatz neben der komischen Oper, wo man den Kaffee aus enormen Tassen trinkt, die aber wegen des ungleich dickeren Bodens keine größere Portion halten, als die Tassen in andern Kaffeehäusern; das Café Vivienne, in der Rue neuve-Vivienne, welches kleine weiße Marmortische anstatt der sonst gewöhnlichen schwarzen hat; das zwischen dem Boulevard Montmartre, dem Passage des Panoramas und der Rue neuve-Vivienne gelegene Kafé Véron, mit allerliebsten Fresken verziert, deren Sujets man rathe einmal woher entlehnt sind? — Aus den Logen des Vaticans. Raphael hat es sich wohl schwerlich träumen lassen, daß er eines Tags Dekorationsmaler des Café Véron werden würde; endlich das Café de la Porte Montmartre, an der Ecke der Rue Montmartre, welches zwar seine Auszierungen nicht aus Rom ge-

holt hat, aber sich aus den englischen Colonien oder sonst woher vortreffliche Kaffeebohnen verschreibt, die einen köstlichen Kaffee geben, was nicht zu verachten ist.

Da wir doch einmal auf den Boulevards sind, so wollen wir den Leser sogleich mit den 3 fashionablesten Kaffeehäusern bekannt machen. Alle drei liegen auf dem Boulevard des Italiens; zwei davon, das Kafé anglais und das Kafé de Paris haben wir schon bei einer andern Gelegenheit erwähnt; das dritte, das Café Tortoni ist von 4 Uhr Nachmittags an der Zusammenkunftsort der Börsenspekulanten, welche hier ihre Geschäfte fortsetzen, die der Schluß des Plutustempels unterbrochen hat; am Abend versammelt sich bei Tortoni die schöne Welt und schmauset daselbst aromatische, in Eispyramiden verwandelte Früchte

Unmittelbar neben jedem Pariser Schauspielhause befindet sich ein Kaffeehaus, welches nach dem Theater benannt ist; diese Regel leidet keine Ausnahme, vom Café der großen Oper an, wo man Gefrorenes schmauset, bis zum Café des kleinen Luxembourgtheater herab, wo man sich an Aepfelwein delektirt. Beim Luxembourg bemerkt man neben dem Kaffeehause noch eine Succursale, mit dem Aushängeschilde: aux délices de l'âge d'or. Ici on vend des pommes de terre frites. — In diesen neben den

Theatern befindlichen Kaffeehäusern, besonders in denen des Boulevards du Tempel, trifft man viele dramatische Dichter und Schauspieler. Hier entwirft man den Plan zu einem neuen Melodram, während man eine omelette aux fines herbes verspeiset; man knüpft die Intrigue zusammen, indem man ein halbes Huhn zerschneidet; und man tödtet oder vergiftet das unglückliche Opfer, während man gemüthlich seine halbe Tasse Eichorienkaffee schlürft. Vier Wochen darauf begiebt sich der Eigenthümer des Kaffeehauses ins Theater, um das neue Stück wie wahnsinnig zu beklatschen, weil es von dem Erfolge desselben abhängt, ob seine Rechnung bezahlt wird; es gibt wohl auf der ganzen Welt keine bessern Klagneurs, als die Gläubiger eines dramatischen Autors.

Man muß sich nicht einbilden, daß der ganze Unterschied zwischen den 400 Pariser Kaffeehäusern lediglich darin besteht, ob die Marmortische mehr oder minder zahlreich sind, die Aufwärter mehr oder minder schön frisirt, die Comptoirdamen mehr oder minder reizend. Einzelne dieser Anstalten verdienen aufgesucht zu werden als Merkwürdigkeiten. Dahin gehört das neulich eröffnete Café Pierront auf dem Boulevard Bonne=Nouvelle, welches ungewöhnlich prachtvoll ausgestattet ist

Das schönste und am reichsten verzierte Kaffeehaus in ganz Paris war unstreitig das Café Mozard,

(man lese Mozart) dessen Eigenthümer fallirt hat. Es lag am Eck der Rue Feydeau und des Börsenplatzes, also in einem der belebtesten Stadttheile, aber es hatte den großen, sehr großen Fehler, daß es im ersten Stock etablirt war; ich glaube, es ist unmöglich, die Pariser zu bewegen, 20 Stufen zu steigen, wenn sie ins Kaffeehaus gehen. Nichts ist fauler als das Publikum im Allgemeinen und das Kaffeehauspublikum im Besondern, welches nicht erst den Handelsalmanach mit seinen 25000 Adressen um Rath frägt, welches Kaffeehaus man besuchen muß, um die beste Chokolate zu trinken. Das Café Mozard hat kaum 2 Jahre bestanden und ist in den Händen von wenigstens drei Kaffeewirthen gewesen, die alle ihr Vermögen dabei eingebüßt haben. Ursprünglich hieß es Café de la Renaissance; seine schönen Salons waren wirklich ganz im Geschmack der Zeit Franz I. dekorirt, und man konnte sich nicht leicht einen reizendern Aufenthalt denken. Allein es fehlte stets an Gästen; nur acht Tage lang hatte das Kafé de la Renaissance einen unermeßlichen Zulauf, als der Eigenthümer auf den Gedanken kam, statt der schönen Ferronnière die Nina Lassave, die Maitresse Fieschi's als Comptoirdame zu engagiren. Das Pariser Publikum, welches sich früher keinen Schritt weit bemühet hatte, die prächtigen Vergoldungen dieser Prunkgemächer zu bewundern, stürmte

jetzt die Treppen, als ihm das garstige Schauspiel einer so eben aus der Salpétrière entlassenen Dirne verkündete. Es mußten Munizipalgardisten und Polizeidiener requirirt werden, um die herbeidrängende Menge zu zügeln; man machte Queue an der Hausthür und bezahlte sein Eintrittsbillet an der Kasse, ganz wie wenn man die Vorstellung eines Melodrams im Ambigu-comique sehen will. Der Besitzer des Kafé de la Renaissance rieb sich die Hände und glaubte Fortuna sei bei ihm eingekehrt; aber leider gefiel es dieser Fortuna, welche wider alle Regeln der Mythologie nur halb blind, d. h. einäugig war, an einem schönen Frühlings-Morgen den Weg nach England einzuschlagen, welches zur Folge hatte, daß das Publikum den Weg nach dem Kafé de la Renaissance vergaß. Die schönen parketirten Zimmerfußböden, welche einen Augenblick von den tausend und aber tausend Füßen aller Pariser Badauds besudelt worden waren, erhielten zum Leidwesen des Eigenthümers bald ihren alten Glanz wieder. Mit den Munizipalgardisten, mit den Controleurs und Contremarken wars vorbei. Die müßigen Garçons fingen wieder an, die Charaden der kleinen Journale zu rathen, die Comptoirdame nahm ihren Stickrahmen wieder zur Hand und der Eigenthümer kreuzte seine Arme wie Napoleon; auch er hatte seine Schlacht bei Bell-Alliance ver-

loren und wunderbarer Weise waren ebenfalls die Engländer an seinem Unglück Schuld. Da erleuchtete oder, richtiger gesagt, benebelte plötzlich eine Idee das Gehirn des Napoleons am Börsenplatze; er ließ in allen Journalen anzeigen, daß die Pariser in den glänzenden Sälen das Kafé de la Renaissance rauchen dürften. So sank das schönste Kaffeehaus, welches vielleicht je existirt, zu einem Estaminet herab, und bald waren seine strahlenden Vergoldungen von den verpestenden Rauchwolken des infamen französischen Tabaks geschwärzt. Aber das Estaminet brachte dem Besitzer ebenso wenig Vortheil, als das Kafé; es mußte daher ein anderes Mittel ausfündig gemacht werden. Das Estaminet de la Renaissance wurde geschlossen und das Kafé de la Renaissance erstand von neuem wieder unter dem Titel Café Mozard; sollte wahrscheinlich heißen Mozart. Ein zahlreiches vom Kapellmeister Mohr dirigirtes Orchester spielte daselbst jeden Abend die Ouvertüren der neuesten Opern; die Pariser, welche sich, wie die Kaninchen, leicht bei den Ohren fassen lassen, fingen bereits an, die Salons des Café Mozart zu bevölkern, als sich leider in seiner Nachbarschaft ein gefährlicher, todtbringender Nebenbuhler erhob. Musard, der große, unsterbliche Musard verlegte seinen Conzertsaal aus der Rue Saint-Honoré nach der Rue neuvè-Vivienne, und verpflanzte dorthin den

teuflischen Lärm seiner berühmten Quadrillen und Contretänze. Musard und Mozart wurden Nebenbuhler, und da der eine mehr Spektakel machte als der andere, mußte die Ouvertüre von Don Juan vor der Quadrille der Chaises-cassées verstummen. Die Säle des Kafé Mozart blieben leer, und der Eigenthümer befindet sich zur Stunde in der Rue de Clichy, wo er mit dem Projekte umgeht, sein Kaffeehaus zum dritten Mal umzutaufen, wenn ihn die unbarmherzigen Gläubiger dazu die Gelegenheit verschaffen.

Ganz in der Nähe des Café Mozart finden wir ein anderes, welches ein sonderbares Schauspiel bietet. Es liegt hinter der Börse und heißt Café du report. Wir haben gerade den günstigen Augenblick gewählt; es ist 3½ Uhr; treten wir ein und nehmen wir an jenem Tische Platz, wo wir das Gespräch unserer Nachbarinnen belauschen können; denn schon beim Hereintreten wird man die Bemerkung gemacht haben, daß die bei weitem größte Anzahl der Gäste Damen sind. Zwei davon knüpfen so eben eine Unterhaltung an: Tiens, bonjour, Madame Fricard, wie geht's, wie steht's? — So, so, Mame Chaffarou, meine Spanischen summen mir verdammt in den Ohren; 21½, und ich hatte sie zu 33 eingekauft. Es scheint, Don Karlos hat den Ebro passirt; der Spitzbube ruinirt mich! — Das geschieht

Euch ganz Recht, Mame Fricard, warum habt Ihr keine Ducaten genommen? Ich habe mit Profit verkauft, jetzt will ich Haiti's versuchen. Es ist aus, ich nehme keine Fünfprozentigen mehr; das wißt Ihr am Ende wohl noch gar nicht, Theuerste, man ist im Begriff die Fünfprozentigen zurückzuzahlen und Dreiprozentige dafür zu geben! — Die Fünfprozents will man ausbezahlen; ... was für ein Greuel, Mame Chaffarou! Thäte man nicht besser daran die Assignaten auszubezahlen; ich habe noch für 600000 Franken in meinem Kaunitz; das sind mir schöne Regierungen." — Es gesellt sich eine dritte Gevatterin mit ganz verstörten Mienen zu der Gruppe: „Vous ne savez-pas, Mesdames? Eine wichtige Neuigkeit, ... Don Karlos hat einen großen Sieg über die Christinos erfochten, welche, einer telegraphischen Depesche zufolge, 3000 Mann und 2 Stück Geschütz eingebüßt haben; die Corte's werden unter Null zu stehen kommen." — „Ihr seid doch gar zu simpel, Mame Potard; für eine ehemalige Hebamme ist das zu stark; kennt Ihr denn das Spiel so wenig, daß Ihr das nicht einmal einsehet? behaltet ruhig Eure Coupons, gegen das Ende der Börse werden sie schon in die Höhe gehen, und die Abschlüsse können nur günstig ausfallen; da ist Herr August, der kann sagen, ob ich Recht habe." — Herr August, ein Mäkler der Stockbörse, tritt zum

Kreis der Damen heran: Was beliebt, meine Damen? Differés oder Perpetuelles? Belgische oder Römische? Ich glaube, wir haben lange kein Geschäftchen mit einander gemacht; darf ich's wagen, den Damen ein Gläschen Kirschwasser anzubieten? — „O, um Gottes willen, Herr August, das ist Gift für uns; lassen Sie uns vom sanften Heinrich oder ein Gläschen Anisette geben, wenn's beliebt. — Garçon, trois verres d'huile de rose! — Madame Potard, sich eines andern besinnend, ruft dem Kellner nach: Garçon, décidément j'aimerais mieux du kirch!“

Das Gespräch, welches wir so eben mit angehört haben, wiederholt sich, einige Varianten ausgenommen, jeden Tag; denn das Café du Report ist die Börse der Frauen, seitdem ein Beschluß des Handelstribunals ihnen den Eintritt in die Galerie der Börse untersagt hat. Man hoffte dadurch der Spielwuth, welche sich selbst der niedrigsten Volksklasse bemächtigt hatte, ein Ende zu machen; allein jetzt haben sich diese Frauen in das Café du Report hinter der Börse geflüchtet, wo sie ihre Aufträge geben, und jede Minute von den Schwankungen der Börsenkurse unterrichtet werden. Der wahnsinnige Schwindelgeist, welcher sich zur Zeit des Law'schen Systems in der Rue Quincampoix offenbarte, scheint gegenwärtig unter die Frauen zu fahren, welche nicht sowohl dem Mittelstande, als der dienenden Klasse angehö-

ren. Mit unbegreiflichem Leichtsinn setzen sie ihr kleines, durch dreißigjährige Arbeit und Entbehrungen zusammengespartes Vermögen auf die zweifelhaften Chancen des Börsenspiels. Das Café du Report würde einen höchst ergötzlichen Anblick gewähren, wenn man nicht bedächte, daß diese burlesken Scenen oft mit einem Akt der Verzweiflung und dem Ruin ganzer Familien enden.

Ein ganzer Band würde kaum hinreichen, um alle Pariser Kaffeehäuser die Revue passiren zu lassen; wir halten daher inne und bedauern, den Leser nicht nach dem Café turc auf dem Boulevard du temple führen zu können, dessen Garten sich Sommers in einen Conzertsaal verwandelt, und dessen Säle Winters das Rendezvous der kleinen Rentiers aus dem benachbarten Marais sind, lauter Paschas, welche anstatt des Roßschweifes einen Haarzopf, und statt des Yatagans einen apfelgrün seidnen Regenschirm tragen. Was das Café des aveugles und den Caveau Montesquieu anlangt, so gestehen wir, daß es uns an Muth gebrochen, in diese unterirdischen Spelunken des Palais-Royal und der Rue Montesquieu hinabzusteigen.

Unsere Schilderung der Pariser Kaffeehäuser würde aber höchst lückenhaft sein, wenn wir nicht einige Worte über das Personal derselben hinzufügen wollten. Der Eigenthümer ist in der Regel ein höf-

licher Mann, der stets mit einer Serviette unterm Arm herumspaziert, um nachzusehen, ob seine Kunden prompt bedient werden, und mit bekannten Gästen stets einige verbindliche Worte wechselt. Er hat keine eigne politische Meinung; man trifft bei ihm den National und den Constitutionnel, die Gazette de France und die Paix, die Débats und den Monde. Er zeigt sich keineswegs engherzig, wenn ein Gast zufällig einmal seine Börse vergessen hat, oder fortgeht, ohne zu bezahlen. Man kann nicht genug das Zutrauen loben, welches die Pariser Kaffeewirthe im Allgemeinen jedem Fremden schenken; sie mögen mitunter dabei zu kurz kommen; aber nach ihrer humanen Denkungsweise halten sie an den Grundsatz, daß es besser sei, von zehn Spitzbuben betrogen zu werden, als einen ehrlichen Mann zu kränken. Von dem Eigenthümer des Café Corazza zirkulirt hier folgende Anekdote: Vor längerer Zeit kam ein schon etwas bejahrter, sehr anständig gekleideter und dem äußern Ansehen nach wohlhabender Herr jeden Morgen ins Café Corazza und trank dort seine Tasse Kaffee, wozu er eine Semmel mit Butter verzehrte. Eines Tages geht er fort, ohne zu bezahlen; ebenso am zweiten und dritten Tage; der Kellner entschließt sich endlich, den Eigenthümer davon zu benachrichtigen. Dieser befiehlt ihm, nach wie vor, den Gast zu bedienen. Der Fremde kam

ein ganzes Jahr lang ins Kaffeehaus, ohne einen Heller zu bezahlen, und stellte dann mit einem Male seine Besuche ein. Der Herr des Café Corazza hatte bereits diesen wunderlichen Kauz vergessen, als er eines Tags zwölf Kisten mit dem feinsten Zucker und Kaffee ins Haus geschickt bekommt. Sie rührten von jenem Manne her, der ein Jahr hindurch in seinem Kaffeehause umsonst gefrühstückt hatte. Das war nämlich ein reicher Pflanzer auf Martinique, dem plötzlich die Nachrichten seines Correspondenten ausgeblieben waren, und der auf diese Weise den Eigenthümer des Café Corazza entschädigte, da er die Delikatesse gehabt hatte, die gezwungene Anleihe, welche er täglich machte, nicht zu bemerken.

Die zweite wichtige Personnage der Pariser Kaffeehäuser ist die Comptoirdame, von deren Persönlichkeit sonst das Glück der Anstalt abhing. Eine hübsche Dame hinter dem Zahltisch brachte ehemals ganz Paris in Aufruhr, und jeder Stifter eines neuen Kaffeehauses betrachtete eine Schönheit am Comptoir als das unentbehrlichste Möbel seiner jungen Anstalt. Gleich wie Madame de Maintenon den Braten durch eine Anekdote ersetzte, so entschädigte eine Comptoirdame durch die Grazie ihres Benehmens und den Reiz ihrer Gestalt für die unschöne, unerlaubte Vermählung des Kaffee mit der Cichorie. Heutzutage sind diese Göttinnen aus der Mode ge-

kommen, wie in Paris Alles, was Mode ist, aus der Mode kömmt. Die Herrschaft jener Königinnen mit dem strahlenden Diademe, dem kostbarsten Anzuge und dem stereotypen Lächeln hat aufgehört. Die meisten Comptoirdamen sind gegenwärtig gute einfache Familienmütter, und nicht mehr wie sonst von Anbetern, sondern von Kindern umgeben. In der großen Anzahl der Pariser Kaffeehäuser findet man kaum 4 oder 5 schöne Frauen am Zahltisch. Ich für mein Theil kenne nur zwei: Die welche das Comptoir des Café Corazza ziert und die Frau des Eigenthümers des Café Molière, welche, wie ich höre, vor Kurzem von einem Studenten entführt worden ist. Das sind die beiden einzigen wirklichen Schönheiten, welche wir bemerkt haben, ich beeile mich indessen zu erklären, daß ich bei weitem nicht alle Kaffeehäuser von Paris kenne, und daß ich vielleicht wider Wissen und Willen einen groben Irrthum begehe.

Die dritte Person der Pariser Kaffeehäuser, welche unsere Aufmerksamkeit verdient, ist der Garçon, 20 — 30 Jahre alt, nie jünger, und nie älter; äußerlich kündigt er sich durch eine blautuchene Jacke, eine weiße Kravatte, einen nicht allzu mageren Wuchs, feine Schuhe und gut frisirte Haare an. Was die moralischen Eigenschaften anlangt, so muß der Garçon eines Pariser Kaffeehauses deren ziemlich

viele besitzen; er muß flink, geduldig, zuvorkommend und durchaus nicht verliebter Natur sein; denn die Liebe macht zerstreut und ein Zerstreuter, der die Kaffeekanne in der Hand hält, schüttet die halbe Tasse mitunter in die Schnupftabacksdose und servirt Dominosteine statt Zucker. Eine unerläßliche Eigenschaft für den Garçon ist, ein guter Menschenkenner und Physiognomiker zu sein; er muß jedem Eintretenden an der Nase absehen, was er wünscht und ihn nicht mit der ewigen Frage belästigen: que désire Monsieur? Den Magern und Blassen setzt er ohne weiteres die stärkende Tasse Chokolate vor; den Nervösen, welchen der Kaffee schädlich ist, servirt er sofort eine Bavaraise; und ein Bonvivant hat kaum Platz genommen, so sagt er ihm schon: Monsieur, votre beefteek est sur le gril! Von sieben Uhr Morgens bis Mitternacht die Gäste bedienen, die Journale aufs Brett heften, Zucker schlagen, Kaffeebohnen brennen, die oberste Rinde der Milchbrode abraspeln, die Dominosteine zählen, und die Charaden des Corsaire und Charivari rathen, das sind die Hauptbeschäftigungen des Garçons, und wenn Mitternacht herbei kommt, so kann er seinen à la Titus frisirten Kopf stolz in die Höhe werfen und ausrufen: Ich hab mein Tagewerk redlich vollbracht und keine Stunde verloren! — Der Garçon hat keinen fixen Gehalt; man vergesse daher nicht, ihm

jedesmal ein kleines Trinkgeld von 2 Sous und zu Neujahr ein Christgeschenk von 20—40 Sous zu geben, wofür er uns auch eine vollere halbe Tasse und ein stärkeres Fußbad *) eingießt, als dem Zugvogel.

Ein Wesen, welches wir in der Physiologie der Pariser Kaffeehäuser nicht vergessen dürfen, ist der Habitué, der Standgast. Unter diesem Namen versteht man aber hier nicht bloß denjenigen, welcher seit 6 Monaten oder einem Jahre in demselben Kaffeehause einkehrt, sondern vorzüglich die Besucher, welche von der Gründung der Anstalt herdatiren, und seit 30, 40 Jahren regelmäßig jeden Abend einsprechen und um ihre halbe Tasse eine Parthie Domino

---

*) Eine halbe Tasse, demi tasse, ist nämlich die gewöhnliche Dose, welche man hier außer der Frühstückszeit nimmt; sie kostet in allen guten Kaffeehäusern 8 Sous, mit dem kleinen Glas Branntewein 12, an einigen Orten auch 13 Sous.

Bain de pied, nennt man das, was über den Rand des kleinen Gläschens in die Unterschaale läuft. Die Schnappsgläser und Tassen haben in allen Pariser Kaffeehäusern einen ungleich dickern Boden, als ihr Aeußeres vermuthen läßt; man schenkt daher sowohl bei der demi-tasse, als beim petit verre immer noch einen Theil der Unterschaale voll, die Jeder ohne Scheu und Schaam ausleert; so wie es auch durchaus nicht auffällt, wenn man den Ueberrest von Zucker in Papier einwickelt und einsteckt.

auf 600 Points spielen. Während der rauhen Jahreszeit bringen die Habitués den ganzen lieben Tag im Kaffeehause zu. Im Gegensatz mit den Schwalben, denen sie jedoch rücksichtlich der treuen Anhänglichkeit an das alte Nest gleichen, gehen sie den Sommer auf den Strich. Dieselben Gestalten, welche man Winters beständig um den ungeheuren Ofen eines Pariser Kaffeehauses versammelt sieht, trifft man bei freundlichem Wetter in der petite Provence und im Luxemburg. Es sind im allgemeinen ganz honnette Leute, welche kein anderes Gesetz, als das Naturgesetz anerkennen und die Ansicht haben, daß der liebe Gott, da er sie in die Welt gesetzt, auch zugleich die Verpflichtung übernommen habe, ihnen je nach Bedürfniß erfrischende Kühle oder behagliche Wärme zu liefern. Die eine Hälfte dieser Anforderungen befriedigen die schattigen Laubgänge der öffentlichen Gärten; für die andere Hälfte sorgen die Besitzer der Pariser Kaffeehäuser, welche sie als gottgesandte Retter in der Noth betrachten und als Holz- und Lichtlieferanten für den Winter in Requisition setzen. Die Habitués thun daher auch in den Kaffeehäusern wie wenn sie zu Hause wären; sie sprechen von ihren Geschäften, sie schreiben Briefe, sie schnarchen lesen Romane u. s. w.

Sie sind eine wahre Geißel für denjenigen, welcher zu thun hat und bei seinem Ausgang in die

Stadt das nächste Kaffeehaus besucht, um schnell einige Zeitungen zu lesen. Er verlangt beim Eintreten den National, das Charivari, die Débats ꝛc. Ils sont en main! und wenn er nach Verlauf einer Stunde wieder anfragt, erhält er dieselbe Antwort. So wie nämlich der Standgast am Morgen ins Kaffeehaus tritt, macht er die Runde an allen Tischen und rafft von Journalen zusammen, was ihm unter die Hände fällt. Mit diesem Schatz setzt er sich in seine Lieblingsecke und liest einen Buchstaben, einen Artikel nach dem andern. Wenn ihm der Garçon nach zwei Stunden das Journal abverlangt, fährt er ihn zornig an und behält das Blatt.

Und da giebt es nicht leicht ein Mittel, diesen Eingriffen zu steuern. Der Habitué ist hier dergestalt eingebürgert, daß Herr und Diener ihm keine Vorstellung zu machen wagen. Auch ist er im Grunde ein höflicher, ruhiger, friedliebender, einfacher Mann. Sein Alter schätzt man gewöhnlich auf 45—50 Jahre: er trägt eine Brille, eine Perrüque, Schnürschuhe, einen Filzhut mit breiten Krämpen, einen langen weiten Oberrock mit Seitentaschen, ein baumwollenes Sacktuch und eine Schnupftabacksdose. Wenn er mit der Zeitungslektüre fertig ist, verkürzt er den Rest des Tages dadurch, daß er der Anstalt, welche er mit seinem Besuche beehrt, allerlei Gefälligkeiten erweiset; er macht den Garçon auf die eintretenden

Gäste aufmerksam, sagt der Dame am Comptoir, wenn die Wanduhr falsch geht, bietet seinem Nachbar eine Prise an, wenn die Commundose leer ist, weiß Jedem genau die Spalte und das Journal anzugeben, wo die Nachricht steht, welche man gern lesen möchte, kurz merkt auf alle Winke und Bewegungen der Gäste, so daß man ihn fast für den Eigenthümer des Kaffeehauses halten möchte. Er kennt in der That die Anstalt schon länger, als ihr jetziger Besitzer. Zehnmal hat das Etablissement seinen Eigenthümer gewechselt; er allein ist immer unveränderlich derselbe geblieben. Daher betrachtet man ihn auch als einen integrirenden Bestandtheil der Anstalt und in dem Inventarium der zum Verkauf ausgebotenen Kaffeehäuser werden gewöhnlich in Anschlag gebracht:

12 Marmortische . . . . 400 Fr.
25 fast neue Tabourets . . . . . 125 Fr.
6 etwas heruntergekommene, aber doch noch auf 5—6 Jahre garantirte Habituè's . . . . 600 Fr.

Nach trockenen Semmeln, alter Butter, Eichorienkaffee und dem Doppel-Sechser, kenne ich nichts Unleidlicheres als den Habitué der Pariser Kaffeehäuser.

VI.

Die Estaminets.

Die Estaminets sind gerade das Gegentheil von den Kaffeehäusern; in diesen wird sehr auf schickliches Betragen gehalten und selten laut gesprochen, in jenen achtet man wenig auf manierliches Benehmen, und Zank, Grobheiten, lärmende Wortwechsel kommen jeden Tag vor. In keinem guten Kaffeehause wird geraucht, in edem Estaminet kann man es vor Tabaksqualm kaum aushalten. Diese verrufenen Anstalten sind die Schlupfwinkel jener 50000 Individuen, welche, wie Vidocq versichert, jeden Morgen in Paris aufstehen und nicht wissen, wo sie den Tag zubringen sollen. Das Innere der Estaminets erinnert vielfach an deutsche Bierkneipen, wo man mitunter zwanzig Schoppengäste beisammensitzen sieht, welche Stundenlang nichts anders thun, als sich von Sekunde zu Sekunde einen Mund voll Tabaksdampf ins Gesicht blasen. Die Hauptartike

des Absatzes sind Bier und Branntewein; die Hauptunterhaltung besteht in Billardspielen. Denn die regelmäßigen Besucher der Estaminets confiszciren nicht, wie die Habitués der Kaffeehäuser, sogleich beim Eintreten alle, oder richtiger gesagt die wenigen Journale, welche an diesen Orten gehalten werden. Das Lesen eines politischen Blatts sieht doch immer einer Beschäftigung ähnlich und den Piliers d'estaminets *) ist alle und jede Art von Beschäftigung verhaßt. Es sind Leute, deren Einbildungskraft ebenso träge ist, als ihre Hand, und welche in ihrem ganzen Leben nie an etwas anderes gedacht, als an ihren täglichen Lebensbedarf. Mit einer stark culottirten Thonpfeife versehen, begeben sie sich früh Morgens ins Estaminet, welches sie sich zu ihrer Residenz auserkoren; gehen dort rauchend und träumend auf und ab, sehen den Billardspielern zu und geben ihnen gute Rathschläge, wofür sie ein Glas Bier oder Branntewein erwischen. Dieser von den Gästen erhobene Zehnte macht oft ganze Tage hindurch ihre einzige Nahrung aus, da sie um keinen Preis irgend eine Arbeit verrichten, welche ihnen eine bessere Existenz verschaffen könnte.

Die Estaminets haben daher für Jeden, der noch etwas auf sich hält, etwas Abschreckendes; so

*) Piliers d'estaminets nennt man die Standgäste der Pariser Estaminets.

oft ich alle jene Leute mit den beschmutzten Stiefeln, abgetragenen Röcken, fettglänzenden Hüten, langen Bärten, schwarzen Cravaten, ungeschliffenen Manieren und rothwälschen Redensarten gesehen und gehört, glaubte ich mich in einer Gaunerhöhle zu befinden. Vor fünf Jahren, wie es in Paris noch für höchst unanständig galt, auf der Straße und auf öffentlichen Spaziergängen zu rauchen, mußten sich die Liebhaber dieser edlen Gewohnheit nothwendig in die Estaminets flüchten; und die Estaminets trugen auch damals nicht jenen ausnahmsweisen Karakter, welcher ihnen heutzutage anhaftet. Denn da gegenwärtig die elegantesten Dandys sich auf dem Boulevard de Gand, in den Passagen und im Garten des Palais=Royal mit der Cigarre im Munde präsentiren, so werden die Estaminets nunmehr bloß von solchen Gästen besucht, die Bedenken tragen würden, sich an andern Orten zu zeigen. Wir können es daher unsern Landsleuten, welche nach Paris kommen, nicht dringend genug anempfehlen, den hiesigen Estaminets so weit als möglich aus dem Wege zu gehen; und wenn sie eins oder das andere aus Neugierde besuchen, es nie einzugestehen.

Er gibt allerdings einige Estaminets, welche gewöhnlich als Ausnahmen von der Regel gelten und wo sich namentlich viele Deutsche einfinden. Dahin gehören das Estaminet Hollandais und das

Estaminet de l'Univers, im Palais-Royal, ferner das Estaminet de Paris, das Estaminet Montmartre auf dem Boulevard Montmartre, das Estaminet de Mulhouse in der Rue Montmartre, in demselben Hause, wo die Büreaux des Constitutionnel sind, und endlich das neue Estaminet du Divan in der Rue Lepelletier. Unserm Dafürhalten nach sind die ebengenannten Estaminets ebenso garstig, als alle übrigen. Wenn der Leser durchaus eine von diesen Spelunken besuchen will, so bitten wir ihn, uns ins Estaminet Touchard zu begleiten. Obschon wir gerade nicht in der Jahreszeit sind, wo das Estaminet Touchard wahrhaft merkwürdig ist, nämlich in der Charwoche, so verdient es doch unter allen Estaminets der Hauptstadt die meiste Aufmerksamkeit. Es liegt nicht weit von der Kornhalle, etwa in der Mitte der Straße des-vieilles-étuves und ist das Rendevous aller Schauspieler aus den 86 Departements, welche besonders während der Charwoche nach Paris kommen, um sich von frischem engagiren zu lassen; mit einem Wort, das Estaminet Touchard ist die Comödianten-Messe.

Der Tabacksqualm ist verdammt dick; doch lohnt es sich der Mühe einzutreten. Aber wir müssen doch etwas verzehren. Garçon! (der Garçon, welcher erscheint, ist eine Jungfer) was wollen wir zu uns nehmen? Alle unsere Nachbarn trinken Bier; machen

wir es, wie sie, bestellen wir seine Flasche Bier, wir sind ja nicht gezwungen, sie zu trinken. Mustern wir ein wenig das Terrain: das Billard ist von zahlreichen Spielern umgeben; man spielt à la poule und ruft eben die Nummern aus. Mit welcher Force und Grazie jener erste Liebhaber den Ball seines Vormannes ins Eckloch dublirt; mit welcher Kaltblütigkeit sich der père noble ins Mittelloch verläuft. Nicht weit von uns plaudert ein Herr, den ich, seinen breiten Schultern nach zu urtheilen, für den ersten Tenor halte, mit einer zweiten Liebhaberin, deren Hut mit den Marabauts der Prinzessin Lodoiska geschmückt ist. Aber wenn ich recht sehe, trinkt der erste Tenor eine Bavaraise und die Prinzessin Lodoiska ein Glas Branntewein; das ist hier in der Ordnung. Jenes Wesen, welches dort so traurig in der Ecke sitzt und ein so finsteres Gesicht macht, ist ohne Zweifel der erste Komiker; denn es giebt auf der ganzen Welt nichts Traurigeres, als erste Komiker.

So eben treten Neuangekommene herein; da gibt's Erkennungsscenen, rührende Ergüsse, man hat sich ja ein ganzes Jahr lang nicht gesehen. Der Mann, der von Straßburg kommt, findet seine Frau wieder, die vor 8 Tagen aus Bordeaux abgereiset ist; welche Umarmungen! die Schauspieler von Metz fallen denen von Marseille um den Hals; Lille

embrassirt Rouen, und Toulon reicht Montpellie die Bruderhand.

Doch stille, gerade in unserer Nachbarschaft schließt man ein Engagement ab; der Theaterdirektor ist jener wohlbeleibte Herr mit dem gelben Kutschermantel; er ist eben damit beschäftigt, eine ganze Familie „aufzugabeln" (raccoler), wie es in der Kunstsprache heißt. Der Vertrag enthält folgende Klauseln: Der Großvater macht sich anheischig, die Laruette, Vizentini u. s. w. zu spielen; der Vater übernimmt die Solié's, Martin's u. s. w. Die Mutter macht die Pradher, die Dejazet u. s. f. Die jüngste Tochter von 8 Jahren wird als Kupido, Page und zu andern nützlichen Zwecken verwandt; die Großmutter versieht das Amt einer Logenaufschließerin. Außerdem verpflichtet sich Jeder, im Vaudeville die Stelle zu übernehmen, welche seinen Anlagen und Mitteln entspricht; wenn ein Drama oder Melodram in Scene gesetzt wird, so läßt sich Jeder die Stelle gefallen, welche ihm der Direktor zutheilt; außerdem muß die Pradher in allen Stücken tanzen, worin ein Ballet vorkommt; und endlich wird stipulirt, daß man einen Monat in Arras, den zweiten in Saint-Quentin, den dritten in Quimper, den vierten in Saint-Malo u. s. w. Vorstellungen gegeben werde. Unter diesen Bedingungen engagirt der Direktor die nomadisirenden Talente in Bausch und

Bogen für 3400 Franken und eine Benefizvorstellung; dazu bewilligt er ihnen die Reisekosten, wenn sie im folgenden Jahre wieder ins Estaminet Touchard zurückkehren wollen. Eine ganze Familie für 3400 Franken! Ist das nicht über alle Maßen billig? Und man beklagt sich noch, daß die Talente unbezahlbar seien!

VII.

Die Speisehäuser.

Der gute Sancho Pansa gerieth in eine überaus große Verwunderung, als er auf der Hochzeit von Gamacho hohe Pyramiden von Wildpretspasteten, Berge von Schinken und ganze Ochsen, wie Lerchen, am Spieße braten sah. Es war für den armen Knappen des irrenden Ritters Don Quichotte ein wonnesüßer Augenblick, als er, um Appetit zu bekommen und sich durch ein kleines Zehnuhrbrod auf das Mittagessen vorzubereiten, an den Kessel trat und von demselben einen jungen Hasen, ein schönes Stück Hammelfleisch und zwei fette Hühner abschöpfte. Es ist Schade, daß Sancho nicht einmal dem Mittagsessen eines gewissen Währwolfs, Paris genannt, beiwohnen kann, der, ein leibhaftiger Gargantua, in einem Jahre 75000 Ochsen, 16000 Kühe, 72000 Kälber, 360000 Hämmel, 86000 Schweine, 29000 Haasen, eine Million Tauben,

zwei Millionen Hühner, für 4 Millionen Franken Seefische, für $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken Austern, $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Trauben und 3 Millionen Pfund Butter verschlingt. *) Wenn der treue Gefährte des

*) Nach einem mäßigen Ueberschlage bedarf Paris zu seinem jährlichen Unterhalte durchschnittlich 500000 Stück Schlachtvieh, welche 42,584000 Fr. Ankauf kosten und wovon mehr als 5,525000 Fr. Oktroi und andere Abgaben bezahlt werden, bevor sie in die Schlachthäuser kommen. Diese halbe Million Haupt=Vieh liefert 77,150000 Pfund Fleisch, welche für 41,515200 Fr. verkauft werden. Außer dem Schlachtfleische gibt es noch verschiedene andere Artikel, deren Absatz nicht unbedeutend ist; der Verkauf der Häute und Felle trägt 4,860000 Fr. ein; der Fett= und Talghandel liefert eine Summe von 4,023200 Fr. und die Schlachtabfälle bringen nicht weniger als 1,394000 Fr. ein. In dieser letztern Summe figurirt ein Posten von 325000 Fr., welche der alleinige Verkauf von Ochsen=, Kalbs= und Hammels=Herzen abwirft, die fast ausschließlich zur Fütterung der in Paris so wohlerzogenen Katzen bestimmt sind. Die moralische Gerechtigkeit zwingt uns indessen die Bemerkung ab, daß von jenen 325000 Fr. 36000 auf die Bewohner der Baulieue kommen, welche diese Gerichte keineswegs verschmähen. Die Zungen und Füße bilden ebenfalls zwei Handelsartikel, welche zusammen 341440 Fr. eintragen. Die Achillessehnen und Eingeweide überläßt man den Metzgergesellen, welche dieselben an die Darmsaiten= und Leim=Fabrikanten billig verkaufen. Das Blut des Schlachtviehs dagegen, welches jährlich etwa 25000 Fr.

Helden von La Mancha dieses Schauspiel sähe, würde er gewiß finden, daß die Hochzeit von Gamacho im Vergleich mit der Mittagsmahlzeit des Pariser Gargantua nur ein mageres Fastenessen war.

Es hält schwer, die Stunde anzugeben, wenn die Essenszeit in Paris beginnt; am Morgen, wie am Abend, bei Nacht wie bei Tage, öffnet das Ungeheuer ohne Unterlaß seine 900000 Schlünde, in welche während eines einzigen Tags 1500 Säcke Korn und eine Heerde von 250 Ochsen begraben werden. Leider werden die 900000 Rationen dieses täglichen Mahls nicht gleich groß ausgetheilt; vieler Leute Mund erhält nur einige Brosamen, welche von dieser reichbesetzten Tafel abfallen. Nicht Jedermann ißt in Paris zu Mittag, sagt ein französisches Sprüchwort; und es stehen daselbst jeden Morgen

einbringt und namentlich an die Zuckerraffinerien abgeliefert wird, kommt dem Stadtsyndicate zu Gute, welches mit dem daraus gelöseten Gelde einen Theil seiner Verwaltungskosten deckt. Der Verkauf aller eben aufgeführten Artikel gibt die Totalsumme von 52,133840 Fr., woran 4,324640 Fr. gewonnen werden, so daß jeder der 500 Pariser Schlächtermeister einen durchschnittlichen Profit von 8049 Fr. macht, wovon allerdings die Summe abgeht, welche er für seine Boutike und sein Patent bezahlen muß.

50000 Individuen auf, ohne zu wissen, wo und wie sie zu Mittag speisen werden, berichtet Vidocq, der weiland berüchtigte Chef der französischen Sicherheits-polizei, in seinen Memoiren, welche trübe Quelle man bei Entscheidung ähnlicher Fragen wohl als Autorität anführen kann.

Auffallend ist, wie die Anzahl und Eintheilung der verschiedenen Tagsmahlzeiten in Frankreich sich nach den politischen Verhältnissen modifizirt hat und die Gastronomie von jeher mit der Politik nahe zusammenhing. Vor der Thronbesteigung Ludwig XVI pflegte man hier zu Lande, wie noch heute überm Rhein, vier regelmäßige Mahlzeiten im Verlauf des Tags einzunehmen: das Frühstück um 10 Uhr, das Mittagessen um 1, das Kleinabendbrod um vier, das Groß-Abendbrod um acht Uhr. Diese Lebensweise paßte ganz zu dem damaligen sorglosen, üppigen und müßigen Treiben. Was konnte man Besseres thun, als sich binnen 12 Stunden viermal zu Tafel zu setzen, da man ja doch die Zeit mit Nichtsthun oder nichtigen Spielereien hinbrachte? Die Roue's des großen Jahrhunderts und der Regentschaft, von früher Jugend auf an frivolen Zeitvertreib gewöhnt, ergriffen mit Freuden diese häufigen Gelegenheiten des Genusses und der behaglichen Unterhaltung, weil sie den Lauf ihres glänzenden Müßiggangs angenehm unterbrachen. Die Idee einer

nur etwas lange andauernden Enthaltsamkeit war für sie das, was einem gewissen Philosophen die Idee des leeren Raumes war, nämlich erschrecklich. Man stelle sich nur einmal die Hofleute jener Zeit vor, wie sie Tag und Nacht in Freudentaumel leben und nichts als Lärm und Skandal, Spiel und Duelle, Orgien und galante Abenteuer suchen; wie sie ewig auf der Landstraße von Versailles nach Paris und von Paris nach Versailles liegen, im Oeil-de-Boeuf antichambriren und nichts als gnädige Blicke zu erschnappen trachten; man denke sich jene Damen vom Adel und vom Hofe, welche die Chronik des vorigen Tags und die zirkulirenden Anekdoten und Calembourgs von Salon zu Salon, von Boudoir zu Boudoir tragen, welche mit ihren Beichtvätern zärtlich umgehen, ihre Günstlinge zufriedenstellen, um alle Geheimnisse wissen und alle Vergnügungen, alle Feste, alle Bälle mitmachen zu wollen; man vergegenwärtige sich das ganze Schauspiel des damaligen Hof- und Stadtlebens und sage an, ob jene fieberhafte Zerstreuungssucht, jene müßige Thätigkeit, wie Horaz sich ausgedrückt haben würde, nicht mannigfacher Ruhepunkte bedurfte?

Selbst wenn die Nothwendigkeit jene Tagseintheilung nach vier Mahlzeiten nicht veranlaßt hätte, würde das Verlangen, so oft als möglich eine Gelegenheit zum Gespräch und Geplauder herbeizuführen,

allein hinreichend gewesen sein, diese Sitte strenge zu beobachten. Man muß bedenken, welch' unermeßliche Ressourcen das damalige gesellschaftliche Leben den Fraubaasereien und Klätschereien bot. In Ermangelung der großen und kleinen politischen Tagsblätter konnte Jeder ein vorgefallenes Ereigniß nach seinem Belieben ausschmücken, ein Geheimniß nach seiner Weise deuten und Indiskretionen nach Herzenslust begehen. Was Desfontaines und Fréron geschont hatten, was „dem galanten Merkur" und „dem litterarischen Sammler" entgangen war, Alles das fiel natürlich in den Bereich der Schöngeister nach der Mode und bildete den Gegenstand der pikantesten mündlichen Mittheilungen und des endlosesten Geplauders

Dieser dem jetzt lebenden Geschlecht unbekannte Reiz der Unterhaltung machte stündlich eine Gesellschaft wünschenswerth, und das beste Mittel, eine solche zu bekommen, war, gute Freunde und Bekannte mehrere Male des Tags um eine gut servirte Tafel zu versammeln; denn nichts in der Welt macht zu einer prächtigen Laune geneigter, als eine gut servirte Tafel. Diese liebenswürdigen Tändeleien einer zierlich verdorbenen Welt, so wie ihre ganze Lebensweise konnten sich mit den Ideen der französischen Revolution und den neuen durch sie hervorgerufenen Bedürfnissen nicht wohl vertragen. An

die Stelle eines gemächlichen Indentaghineinlebens und einer schlaffen Sorglosigkeit trat jetzt hastige, brennende Unruhe; Niemand dachte mehr daran, viele Mahlzeiten zu halten und lange bei Tafel sitzen zu bleiben; der Sand des Stundenglases verrann schnell; man mußte eilen, wenn man von dem laufenden Tage Nutzen ziehen wollte; . . . . denn wer durfte sich schmeicheln, den folgenden noch zu erleben?

Die Essenszeit während der Revolution war ohne Zweifel höchst unregelmäßig; die Zubereitung und Anordnung der Mahlzeiten blieb dem Zufall überlassen. Vor der Hand waren wichtigere Mißbräuche abzustellen und auszurotten, ehe man sich mit denen der Küche befassen konnte. Später kam jedoch auch diese Reform an die Reihe; das Klein- und Groß-Abendbrod wurde abgeschafft und für verdächtig erklärt, und das Frühstück und Mittagsessen als die beiden einzigen legitimen Tagsmahlzeiten eingesetzt. Nicht ohne Grund schleuderte das Revolutionstribunal seinen Bannfluch gegen die Soupers; die petits soupers der Pompadour und Dubarry waren beim Volke noch im frischen Andenken und man wußte recht gut, daß bei jenen saubern Zusammenkünften gewöhnlich die Lettres de Cachet ausgeheckt wurden.

Die Zeitgeschichte erwähnt nichts davon, aber ich bin fest überzeugt, jene Küchenreformation mußte

großen Widerstand finden, nicht bloß von Seiten der blasirten Mägen des ancien régime, sondern auch in den Reihen gewisser demagogischer Gutschmecker, die sich dem spartanischen Leben ungern bequemten. „Comment?“ ruft Camille Desmoulins in seinem Vieux Cordelier aus, plus de Palais-Royal! plus d'Opéra! plus de Méot*)! c'est l'abomination de la désolation prédite par la prophéte Daniel!“ Allein diese gastrische Opposition mußte am Ende doch nachgeben; der Hunger oder vielmehr die Gourmandise brachte einige Opfer und die störrischen Mägen kapitulirten; nach dem Fall Danton's und seiner Freunde sah aber Jedermann ein, daß, wenn man in Friede und Freundschaft mit der Revolution leben wolle, man nothwendig essen müsse, wie sie.

Die Zeiten des Consulats und des Kaiserthums trugen nur dazu bei, die neu eingeführte terroristische Tafelordnung zu befestigen. Der Ruhm ist, wie der Stoicismus, kein großer Esser; Robespierre und Napoleon lebten gleich einfach und mäßig. Das constitutionelle Leben der Restauration adoptirte anfangs ohne Umstände die Sitte der zwei Tagsmahlzeiten.

*) Méot war ein zu jener Zeit berühmter Restaurateur im Palais-Royal, der von den Dantonisten sehr geschätzt und besucht wurde. Mirabeau hatte bereits seine Orgien bei Méot gefeiert; Danton hielt daselbst mit seinen Freunden und einigen Opertänzerinnen jeden Samstag ein regelmäßiges Diner.

Die großen und kleinen Eigenthümer, Wähler und Wählbare, Pairs und Deputirte, — Jedermann ordnete seine Arbeits- und Muße-Stunden nach den zwei großen Tagsabschnitten, wovon der eine zwischen 10 und 11 Uhr Morgens, der andere zwischen 6 und 7 Uhr Abends fiel. Für die Glücklichen des Jahrhunderts schloß der Stundenzeiger der Frühstückszeit jede ernste Beschäftigung; nach dem Déjeuner trat bis zum Mittagsessen ein 7 — 8stündiger Zeitraum ein, welchen Spazierritte, Promenaden und Visiten ausfüllten, nach aufgehobener Mittagstafel begann das Nachtleben in den Kaffeehäusern, Salons und Theatern.

Je mehr aber diese üppige, vegetirende Existenz überhand nahm, desto unbehaglicher fühlte sie sich in dem engen vorgeschriebenen Kreise. Die nächste Folge jener neuen Vergnügungswuth, welche sich in den letzten Tagen der Restauration der vornehmen Welt bemächtigte, war eine Verbesserung und Verfeinerung der Gastronomie. Schon fing man an, die geringe Anzahl von Mahlzeiten durch Pracht und Aufwand zu ersetzen; die Herzogin von Berry bereicherte die Soiréen des Pavillon de Marsan und des Faubourg Saint-Germain mit einigen glücklichen gastronomischen Zusätzen; ein reich beladenes Büffet erfrischte um Mitternacht die Ballgäste, anstatt schwindsüchtigen, hohl aufgeblasenen Gebäcks reichte man

Wildpret und kalten Braten; anstatt abführender, erschlaffender Limonade schenkte man perlenden, aufregenden Champagner; — kurz man war nahe daran, die petits soupers von ehemals wieder in Flor zu bringen, als die „große Woche" dazwischen fuhr und reinen Tisch machte.

Gegenwärtig hat die Mehrzahl der Franzosen eine finstere, beinahe sauertöpfische Miene angenommen; wenn plötzlich ein Roué aus der guten alten Zeit wieder unter ihnen aufstände und sähe, was 50 Jahre politischer Stürme und Neuerungen aus der ehemals so leckerhaften und fröhlichen französischen Nation gemacht haben, er würde alle Constitutionen und Charten mit sammt der Freiheit und Aufklärung beim Teufel wünschen. Was haben die Franzosen durch ihr halbhundertjähriges Rennen und Haschen nach Staatsreformen gewonnen? Selbst die Allervornehmsten unter ihnen finden jetzt keine Lust und Gelegenheit mehr, die Zeit lediglich mit Faullenzen, Pferderennen, Jagdparthien und Visiten todtzuschlagen. Jedermann ist an eine bürgerliche Haushaltung gewöhnt; im Vergleich gegen früher sind die Franzosen Philister, Stubenhocker und Rostbeafesser. Von geprellten Gläubigern und listigen Intendanten ist nur noch in Romanen die Rede. Jeder besorgt seine Geschäfte selbst, bezahlt seine Schulden und hat seinen eignen Wein im Keller.

Die Entführungen beim Mondenschein, die mauerfarbigen Mäntel, die petits soupers, die Calembourgs...... Alles ist vorbei; selbst das geistlose gemüthliche Umherschlendern, die Flanerie, jenen köstlichen Zeitvertreib der Gecken jedes Regime's, haben ihnen die Götter des Himmels in ihrem Zorne geraubt.

Die eigentlichen Vergnügungsstunden beginnen heutzutage erst nach Sonnenuntergang und hören gewöhnlich schon mit dem Schluß des Schauspiels wieder auf. Zu welchem Endzweck sollte man dann noch kleine Zirkel versammeln und petits soupers arrangiren? Wenn man noch, wie sonst, die Sarkasmen Voltaire's, die Witze Diderot's, die Impromptü's des Marquis von Boufflers, oder die ausgelassenen Scherze der Ninon anzuhören hätte; allein die litterarischen und ästhetischen Raouts sind unmöglich geworden; was in aller Welt sollten sich die Gäste Neues mittheilen? Dank sei es der verzweifelten Oeffentlichkeit, womit die Vorsehung Frankreich beschenkt hat, alle Indiskretionen haben keinen Werth mehr, alle Neuigkeiten des Tags sind schon am Abend veraltet, und wie kann man einen eignen Witz, eine vertraute Mittheilung machen, wenn Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder, ihre Morgen- Abend- und Mitternachts-Zeitungen haben, wo Alles vorhergesagt und einregistrirt ist.

Die gewöhnliche Speisezeit ist für die Frühstücke von 10 — 12, für die Mittagessen von 4 — 8 Uhr. Das Déjeuner und das Diner sind die beiden einzigen gegenwärtig üblichen Mahlzeiten, welche Essenssitte sehr zeitersparend, der Gesundheit zuträglich und daher überall zu empfehlen ist. Es wäre vielleicht nicht uninteressant, den Unterschied kennen zu lernen, welcher sich zwischen diesen beiden zur Beschwichtigung des allgemeinen Hungers eingeführten Mahlzeiten bemerkbar macht; da wir aber nicht zu weitläuftig werden wollen, übergehen wir die Pariser Frühstücke, deren unausbleibliche Bestandtheile entweder Kaffee mit Milch, Butter und Brod oder Beafsteaks mit Kartoffeln sind. Ueberdies liegt es in unserem Plane, nur von den öffentlichen Speisehäusern in Paris zu sprechen, deren unermeßliche Oefen sich von neun Uhr Morgens in glühende Thätigkeit setzen. Was die bürgerliche Küche und die Familienessen anbelangt, so müßte uns der hinkende Teufel in ihrer Beschreibung zu Hülfe kommen und die Dächer der Häuser vor unsern Augen abdecken, wie er es ehemals für den Studiosus Cleophas gethan; aber es scheint, daß Herr Asmodeo sich wiederum in eine Flasche hat einsperren lassen; denn wir sind lange ohne Nachricht von ihm. Zudem kann man keck annehmen, daß nur der neunte Theil von den 900000 Individuen, welche von frühem

Morgen an die Straßen der Hauptstadt in allen Richtungen durchkreuzen, eigne Haushaltung und Küche führt; acht Neuntel essen außer dem Hause bei den öffentlichen Speisewirthen.

Ich verschone den Leser mit den historischen Nachforschungen, welche ich über den Ursprung der französischen Restaurans angestellt habe; ich will ferner keine Zeit damit verlieren, durch triftige Gründe zu beweisen, daß das vielgerühmte Hühnerfricassée von einem römischen Koche erfunden worden, obschon man es allgemein für französischen Ursprungs hält, sondern ich schreite sofort zur Behandlung des in Rede stehenden Süjets: man öffne daher die Ohren; noch glücklicher zu schätzen aber sind diejenigen, welche vor den schmackhaften Gerichten einer französischen Speisekarte sitzend, den Mund öffnen können. Um uns in dem Labyrinthe der 2000 Pariser Speisewirthschaften nicht zu verirren, wollen wir eine Gränzlinie ziehen, welche von jeher bestanden hat und immer bestehen wird, so lange es nämlich noch Reiche und Arme, Mittagsessen zu 100 Franken und Mittagsessen zu 100 Centimes giebt; stellen wir uns ganz oben auf die Stufenleiter der Pariser Restaurans und steigen dann allmälig bis zu den Gargottiers vor den Barrièren herunter, welche ihre große Berühmtheit der gibelotte de lapin verdanken, was ohne euphemistische Umschreibung K a t z e n p f e f f e r bedeutet.

Die höchste Stufe des gastronomischen Ruhms in Paris behauptet seit den letzten zwanzig Jahren ein dem ganzen essenden Festlande wohlbekannter Victualienhändler. Jeder Gastronom, der diesen Titel in Wahrheit verdienen will, sollte billiger Weise über der Thür seines Speisesaals die Inschrift setzen lassen: An Chevet der dankbare Magen! Obschon Chevet kein Restaurant im gewöhnlichen Sinne des Worts ist, so konnten wir ihn doch nicht wohl mit Stillschweigen übergehen. Sein Magasin de comestibles unter dem Peristyl Montpensier im Palais-Royal, nicht weit vom Theater français, ist der Centralpunkt, wo die ausgesuchtesten Küchenprodukte von ganz Frankreich, Deutschland, Italien und England zusammenfließen. Jedes Departement Frankreichs hat dort seine Leckerbissen hingesandt; die Straßburger Gänseleberpastete steht in nachbarlicher Freundschaft neben der Terrine von Nérac; die Kapaune und Hühner aus dem Mans begegnen sich mit den Salmen vom Rhein; der Fasan von Orleans betrachtet mit verwunderten Augen das Hamburger geräucherte Rindfleisch; die Trüffel vom Périgord leihet ihre duftenden Wohlgerüche den rothen Rebhühnern von Sarlat; die Hummern von Dieppe halten in ihren Scheeren die Flügel der Metzer Feigendrosseln und die Schildkröten von der englischen Küste kriechen zwischen Teltower Rüben aus der Mark Brandenburg herum.

Wenn man überhaupt sehen will, welche Wunder die culinarische Kunst in Paris zu Stande bringt, muß man ins Palais-Royal gehen, jenes Tabernakel von Allem, was Paris Gutes und Schlechtes, Prächtiges und Gemeines in sich schließt. Zunächst stoßen wir daselbst auf die eleganten Speisesäle von Véry und Véfour, welche schon allein ihrer glänzenden Ausschmückungen wegen einen Besuch verdienen. Vor wenigen Jahren noch war der Dekorationsluxus bei den Pariser Restaurans gleichsam verbannt und verpönt; seit Kurzem aber haben sich die Vergoldungen, die Marmorbekleidungen, die pompejanischen Wandverzierungen, die venetianischen Spiegel und Bronzethüren der Pariser Kaufläden auch auf die Speisewirthschaften erstreckt. Kein Fürst tafelt in freundlicheren, prachtvolleren Umgebungen, als die Gäste bei Véry und Véfour. Die trois frères provençaux, der Grand Vatel, das Café Valois und das Café du Périgord vervollständigen die Liste der Restaurans, welche ihre von den Feinschmeckern aller Nationen verehrten Heiligthümer unter den langen und blinkenden Arkaden des Palais-Royal aufgeschlagen haben. Gewiß, verehrtester Leser, es lohnt sich der Mühe, die Schwelle dieser gastronomischen Tempel von Zeit zu Zeit zu überschreiten, und auf ihrem Altare zu opfern; da aber nicht jeder 25000 Franken jährliche Renten hat, so rathen wir auch nicht Jedem,

seine Andacht alle Tage darin zu verrichten, sondern es manchmal wie viele andere ehrliche Leute zu machen, welche nach eingenommener frugaler Mittagsmahlzeit bei Very, Vefour und Chevet vorübergehen, und durch das Anschauen der hinter den hohen Spiegelfenstern aufgestellten Trüffelpyramiden und Fasanenpasteten ihre Verdauung beschleunigen. Alles das ist herrlich, prächtig, aber auch sehr kostspielig; bei Chevet ißt man nicht wohl unter 15 Franken, und dabei ist der Extrawein nicht mitgerechnet; bei Véry und Véfour kommt das Mittagsessen, wenn man allein hingeht, auf 6 — 8 Franken, wofür man noch nichts Seltenes und Außergewöhnliches auf der Karte aussuchen, noch feine Weine trinken darf. Vier ganz vorzügliche Restaurans finden wir am Boulevard des Italiens: das Café Riche und das Café Hardy, auf welche man das bekannte Wortspiel gemacht hat: il faut être riche pour diner cher Hardy et hardi, pour diner chez Riche; ferner das Café anglais und das Café de Paris; die beiden Hauptsammelplätze der Pariser Dandys mit buttergelben Handschuhen und safrangelben Gesichtern. Das Café de Paris war früher die Wohnung der Mutter des Fürsten Demidoff; man merkt es noch an den hohen, geräumigen Plafonds, worauf kleine, pausbäckige, rosenrothe Amor's herumflattern, und an dem geschmackvollen Luxus des Ameublement.

Der Rocher de Cancale in der Rue Montorgueil erhält noch immer seinen alten Ruf, welcher aus den ersten Zeiten des Kaiserreichs herstammt. Für die eleganten Pariser ist es eine förmliche Wallfahrt, wenn sie sich nach dem kothigen, lärmenden Stadttheile der Hallen und Märkte begeben sollen, wo der Nachfolger des in den Annalen der französischen Restaurationen berühmten Baleine seinen Wohnsitz beibehalten hat und seinem Vorgänger nacheifert. Dem Gastronomen ist es übrigens ganz zuträglich, wenn es ihm einige Anstrengung kostet, bevor er die beste Mittagsmahlzeit einnimmt, welche man in ganz Paris einnehmen kann; und wenn er einmal glücklich und ohne Halsbrechen über die Haufen von Austernschaalen, welche die Eingangsthür des Rocher de Cancale versperren, hinüber ist, so wird er sich hinlänglich von den Beschwerden seiner Reise wieder erholen, indem er dort den besten Wein trinkt, den die Natur und zwar die Natur allein hervorgebracht hat, ein wichtiger und nicht zu verachtender Umstand in unsern Tagen, wo die Chemie und alle Wissenschaften so große Fortschritte machen, daß selbst der Kampeschenbaum sich ihrem Bereich nicht hat entziehen können.

Während des Kaiserreichs war dieser Restaurant das Rendezvous aller lustigen Brüder, Volksdichter und dramatischen Schöngeister; in den Vaudevilles jener Epo-

che wird der Rocher de Cancale und sein Stifter, Herr Baleine, oft in eignen Couplets gefeiert. Heute bestellen dort die fremden Diplomaten in Paris ihre raffinirten Mahlzeiten, wo jeder Gast unter seiner Serviette eine gedruckte Karte findet, welche die Zahl und Reihenfolge der Schüsseln anzeigt, damit jeder eingeladene Gast seinen Appetit darnach einrichten und einen Theil desselben für eins seiner Lieblingsgerichte aufsparen könne.

Kürzlich erzählten die Pariser Journale folgendes Abenteuer, welches zwei gemeinen Soldaten in diesem Restaurant passirte. Zwei alte Jugendfreunde, welche beide Militairdienste genommen und sich seit langen Jahren nicht mehr gesehen hatten, begegnen sich eines Morgens zufällig in der Rue Montorgueil vor dem Rocher de Cancale. Nach den ersten herzlichen Begrüßungen beschließen sie, dies unvermuthete Zusammentreffen durch ein Frühstück zu feiern. Sie treten in den nächsten Restaurant, lassen sich das Beste an Speise und Trank serviren, und sind ganz seelenvergnügt, bis die Quart d'heure de Rabelais herannaht und der Garçon die Rechnung bringt, welche sich auf 59 Franken 50 Centimes beläuft. Der Leser wird erstaunt fragen, wie das möglich ist, und ich will daher die einzelnen Posten der Speisekarte hiehersetzen:

4 Dutzend huitres d'Ostende	4 Fr.	— cent.
1 Zitrone	— Fr.	50 cent.
1 Flasche Steinberger (22er)	25 Fr.	— cent.
1 poulet à la Marengo . .	9 Fr.	— cent.
1 Flasche Laffitte . . .	15 Fr.	— cent.
1 chasselas	2 Fr.	50 cent.
1 Birne	2 Fr.	— cent.
1 roquefort	1 Fr.	— cent.
Brod	— Fr.	50 cent.
Total	59 Fr.	50 cent.

Die beiden Gäste finden mit Schrecken, daß ihr sämmtliches Vermögen nur in etwa 30 Franken besteht und sehen sich daher genöthigt, dem Wirthe ihre Zahlungsunfähigkeit zu eröffnen; sie händigen ihm die 30 Franken einstweilen auf Abschlag ein, und erbieten sich, den Rest ihrer Schuld auf irgend eine Weise abzuverdienen. Der Wirth läßt sich den Vorschlag gefallen und bestellt sie auf den andern Morgen wieder in sein Haus. Die beiden Militärs säumen nicht, am folgenden Tage ihr Versprechen zu halten; nachdem sie einige leichte Arbeit verrichtet, ruft der Wirth sie zum Frühstück und gibt ihnen beim Dessert die 30 Franken mit dem Bemerken zurück, daß er für ihre gestrige Zeche nichts weiter begehre als ihr Versprechen, nach seinem Tode eine Messe für sein Seelenheil lesen zu lassen. Damit waren die Saldaten, wie man leicht denken kann, sehr

zufrieden. Der Eigenthümer des Rocher de Cancale wurde zu diesem großmüthigen Schritte bewogen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß seine zwei Gäste ehrliche Cumpane waren und keineswegs die Absicht gehabt hatten, ihn zu prellen, wie er es anfangs vermuthet, da solche Pfiffe den Pariser Speisewirthen in ihrer Praxis oft vorkommen.

Der Rocher de Cancale ist besonders wegen seiner reichen Auswahl und vortrefflichen Zubereitung von Seefischen berühmt. Man findet auf der Speisekarte allein 8 bis 10 verschiedene Arten von Austern angemerkt. Wer übrigens gerade keine zehn Franken auf sein Mittagsessen verwenden will, dem können wir den in derselben Straße befindlichen Restaurant Philippe à l'Ermitage, und Herrn Lecourt in der Rue des Prouvaires, empfehlen, wo man für die Hälfte Geld ganz frische Seefische und überhaupt ganz solide, schmackhafte Küche findet. Die Poissonnerie anglaise, am Eingang in die Rue du faubourg Saint-Honoré, exzellirt ebenfalls in der Zubereitung von Fischgerichten.

Wenn man im Sinne hat, seinen Abend in einem der Boulevardstheater hinzubringen, so thut man wohl daran, in demselben Stadttheile zu Mittag zu essen. Die Restaurans fehlen nicht; man wird nur um die Wahl verlegen sein. Dem Theater der Porte Saint-Martin gegenüber finden wir das Banquet d'Anacréon; in der Nähe des Cirque olym-

pique bietet uns Dessieux seine feinen Ragouts, und noch weiter oben auf dem Boulevard du Temple treffen wir das Cadran bleu, dessen Name der Nachwelt angehört, denn er findet sich in einem der schönsten Gedichte Beranger's.

Wer allein in einem dieser Restaurans vom Boulevard du Temple zu Mittag speiset, kann allerlei Betrachtungen über Pariser Sitten anstellen, während das verlangte Cotelette auf dem Roste gebraten wird. Die erste Bemerkung, welche sich aufdringt, ist, daß der große Speisesaal fast immer leer und stille, die meisten cabinets particuliers dagegen immer besetzt und geräuschvoll sind. Man sehe nur einmal, wie die Gäste ankommen, fast immer zu zweit. Ein Fiacker, eine Citadine hält vor der Thür des Restaurateurs an; ein glückliches Paar steigt aus dem Wagen und vergebens bemüht sich unser indiskretes Auge die Gesichtszüge jener Dame zu erspähen, welche heimlich und schnell vor dem Hauptspeisesaal vorbeischlüpft.

Grignon, Lointier, Prévost und Charlier sind vier Namen, welche mehr als einer Neuvermählten lange im Gedächtniß bleiben. In den geräumigen Salons dieser vier Restaurans werden nämlich fast alle Hochzeitsschmäuse der bürgerlichen Ehen gehalten; außerdem veranstaltet man daselbst häufig patriotische Bankets und sogenannte repas de corps. Bei Grignon am Eingang des Passage Vivienne kommen jedes Jahr

die ehemaligen Zöglinge des Collége Saint-Barbe und der Ecole polytechnique zu einem Mittagsessen zusammen, wo oft Schul- und Jugendfreunde sich wiederfinden, die sich seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen und folglich beinahe vergessen hatten. Viele haben sich vorher gar nicht gekannt, was jedoch keineswegs hindert, daß sie sich gegenseitig um den Hals fallen, sich dutzen und dann fragen: „A propos, lieber Bruder, wie heißt Du?" — Charlier, der Besitzer der Vendanges de Bourgogne am Canal Saint-Martin im Faubourg du Temple, war früher ein gewöhnlicher Marchand de vins traiteur und hielt eine ganz unbedeutende Weinkneipe, welche wegen der guten Zubereitung der Hammelsfüße Ruf hatte. Gegenwärtig hat er sich zu einem der elegantesten Restaurans hinaufgeschwungen und feine Gutschmecker von Paris verschmähen nicht, seinen Weinen und seiner Küche zuzusprechen. Der neuangebaute Speisesaal ist der geräumigste, den ich hier kenne; er ist vollkommen so groß als der schöne Saal im Weidenbusch zu Frankfurt und reich dekorirt. In gleichem Range mit den Vendanges Bourgogne stehen das Veau pui tête auf dem Place du châtelet und das Boeuf à la mode in der Rue Valois, ganz nahe beim Palais-Royal. Beide sind gleichfalls aus schmutzigen Cabarets prächtige Restaurans geworden. Im Boeuf à la mode findet man auch alle Gerichte der provençalischen Küche, welche meinem Gaumen schlecht behagen.

Ich habe ein einziges Mal eine Schüssel provenzalischer Kochkunst probirt und dieselbe hat mir so viel Kummer bereitet, daß mir die hellen Thränen über die Backen liefen, wie wenn ich ein leibhaftiges Kind der Provence gewesen wäre. Die Ursache dieser Thränen lag ganz einfach in der Masse von Zwiebeln, welche den Hauptbestandtheil des ächt provenzalischen Gerichts bildeten. Wer sich aus den Kichererbsen nichts macht; wer, wie ich, den Stockfisch mit Oel nicht riechen kann und den Knoblauch sammt seiner ganzen Familie oberlehnsherrlich verachtet, der wende der Provence den Rüken und kehre bei Alt-England ein, jener klassischen Erde der Freiheit mit dem Zweikammersystem, des Rostbeafs mit Kartoffeln und des Plumpudding mit Rhum. In Paris hat sich das Rostbeaf vorzugsweise in der Nähe der Madaleine und des Theatre italien niedergelassen; leider muß ich hier die Bemerkung machen, daß das Gedächtniß meines Magens ebenso unsicher ist, als das Gedächtniß meines Herzens; denn ich weiß mich weder des Namens noch der Straße jener englischen Restaurans zu erinnern, und um das Unglück zu vervollständigen, wohnen beide im ersten Stock. Wenn es dem Leser gelingt, einen oder den andern ausfündig zu machen, so kann er dort alle gastronomischen Genüsse der Helden Walter Scotts kosten; enorme Berge von verschiedenen blutenden Fleischsorten werden sich vor ihm aufthürmen, während er

in schön geschliffenen Champagnergläsern Porter oder das schottische Ale moussiren läßt. Ich wünsche ihm guten Appetit und besonders gute Verdauung!

Spanien und Italien haben gleichfalls eine Deputation von ihren Küchen nach Paris gesandt. Terré, in der Rue neuve-des-petits-champs, Biffi in der Rue Richelieu und Paolo Broggi in der Rue Lepelletier sind drei den Liebhabern von Ravioli, Maccaroni, und Pastafrole wohlbekannte Namen. Indessen gestehe ich für mein Theil, daß weder die englischen, noch spanischen und italienischen Restaurans den französischen den ersten Rang in der edlen Kochkunst streitig machen können; vielleicht könnten es die süddeutschen und schweizer Küchenmeister; aber diese letzteren haben keinen würdigen Vertreter ihrer edlen Kunst nach der Hauptstadt Frankreichs abgeordnet und der französische Koch darf sich daher mit Fug und Recht die Lorbeerblätter eines Mainzer Schinkens um die Stirn flechten.

Wenn wir zu den Namen der bereits angeführten Restaurans noch die der Herrn Champeaux in der Rue des-filles-Saint-Thomas, Véfour jeune in der Galerie Valois, Risbeck am Odeonsplatze, Guerre in der Rue de Rivoli und einige andere, welche unserm Gedächtniß entfallen sind, hinzufügen, so haben wir eine ziemlich vollständige Liste von den Pariser Restaurans, welche den Magen wirklich und wahrhaft restauriren. Bevor wir eine zweite Reihe

eröffnen und von der obersten Stufe herabsteigen, wollen wir dem Leser einige Winke über die Art und Weise geben, wie man in diesen Speisehäusern erster Klasse seine Mahlzeit am zweckmäßigsten einrichtet.

Wie schon oben bemerkt, sind diese bessern Restaurans im Durchschnitt gut unterhalten und glänzend eingerichtet. Das Geschirr, worauf die Schüsseln servirt werden, ist von gediegenem Silber; die Bedienung zahlreich und zuvorkommend. Jeder Aufwärter hat seine bestimmte Anzahl von Tischen, deren Gäste er allein servirt; am Zahltisch sitzt eine junge, schöngeputzte Dame, welcher die Garçons jede Platte angeben müssen, die in den Speisesaal gebracht wird. Die Beleuchtung ist luxuriös und die Gesellschaft in der Regel zahlreich. Wer es irgend machen kann, thut am besten, in den vornehmeren Speisehäusern zu essen; er trifft dort gesunde Kost, interessante, gemischte Gesellschaft und andere Annehmlichkeiten mehr. An allen jenen Orten speiset man nach der Karte. Diese Karte ist ein kleiner Oktavband, wie deren der neueste französische Verlagsbuchhandel leider wenige hervorbringt. Das ist ein vollständiges, fehlerfreies Werk, dessen Einleitung, Verwicklung und Auflösung unbedingte Lobsprüche verdienen, und außerdem ein höchst vernünftiges Buch, worin jedes Kapitel, jede Seite gleich bewundernswürdig erscheint. Unter andern empfehlen

wir dem Leser die Kapitel, wo die turbots sauce à la crème, die canctons sauce aux olives, die beafsteaks sauce au Madère, die Mayonnaises, potages aux bisques u. s. w. abgehandelt werden. Für denjenigen, welcher zum ersten Mal Paris besucht, ist es eine eigene Aufgabe, sich in diesem Buche zu orientiren; es vergeht eine geraume Zeit, bevor man es mit Nutzen durchliest. Aus Deutschland her sind Einem wohl die einfachen französischen Gerichte als fricandeau à l'oseille, filet aux champignons, boeuf à la mode, sôle au gratin u. s. w. bekannt; aber wer diese bei den kleineren Speisewirthen klassischen Gerichte bei Véry verlangen wollte, den würde der Kellner für einen Krähwinkler halten. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß man anfangs über die voluminöse Speisekarte, welche Einem der Garçon bringt, ordentlich in Schrecken geräth; die verschiedenen Schüsseln, aus denen man zu wählen hat, nehmen ein 50 Seiten langes Verzeichniß ein, welches in grünen oder rothen Maroquin mit Goldschnitt gebunden ist. Verlegen und ohne Compaß treiben wir eine Zeitlang auf dem brausenden Ocean der französischen Küchengerichte umher, lesen die Namen von hundert Schüsseln, wählen und wählen, bis wir am Ende doch etwas ganz alltägliches oder etwas ganz außergewöhnliches bestellen, welches wir zur Hälfte stehen lassen. Den Freunden ausgewählter feiner Kost bemerke ich, daß gewöhnlich oben oder hinter dem Titelblatt ein

Zettelchen eingeheftet ist, worauf die Gerichte des Tags angemerkt stehen, welche am frischesten, am seltensten, aber auch am theuersten sind. Der beste Rath, den ich meinen Landsleuten ertheilen kann, ist, sich der Leitung eines bewährten, im Fach der Pariser Eßkunst bewanderten Freundes zu überlassen, der sie in die Geheimnisse der französischen Küche einweihet. Bei den besseren Restaurans reichet eine Portion für Zwei aus, man kommt daher besser und wohlfeiler weg, wenn man zu Zwei oder zu Vier speist und sich immer nur eine oder zwei Portionen geben läßt. Man hat eine größere Mannigfaltigkeit in den Schüsseln, lernt die Besonderheiten und Vorzüge der französischen Kochkunst eher kennen und, was die Hauptsache ist, speiset ungleich billiger. Zwei können für 8 Franken schon ganz anständig und wahrhaft gut essen, während Einer allein oft sechs Franken ausgiebt und unbefriedigt vom Tisch aufsteht. Wie viel Zeit und Geld wäre sonst zu dem Studium der französischen Küchenwirthschaft erforderlich, wenn man bedenkt, daß die verschiedenen Zubereitungsarten von Hammelskotelettes 1½ Seiten des Speisezettels ausfüllen. Und der Himmel weiß, wie vielerlei Suppen die Franzosen haben und wie erfindungsreich sie in der Benennung der süßen Schüsseln und des Buttergebackenen sind! Jemand, der noch am ABC des französischen Kochbuchs buchstabirt, kann die Taschen voll Louisdor's haben und

doch sehr schlecht zu Mittag essen, weil er sich auf der Speisekarte nicht zurechtzufinden weiß, während ein mittelmäßiger Kenner für wenig Geld eine vortreffliche Mahlzeit hält. Uebrigens kann man demohngeachtet immerhin als allgemeingültige Regel annehmen: Geld in der Tasche schadet nie, um gut zu Mittag zu essen, wofern man es nicht wie jene Bauern aus der Bretagne machen will, die bei ihrer Anwesenheit in Paris einen der ersten Restaurans besuchten und, da sie nichts von der Speisekarte verstanden, der Meinung waren, man müsse der Reihefolge nach von jedem Gerichte verlangen. Sie aßen daher zuerst potage au riz, dann au vermicelle, dann au pain, dann à la purée, dann à la julienne, dann aux choux, dann à la riz purée, dann à la turque; als sie bis zur potage au potiron gekommen waren, konnten sie nicht mehr essen. Das waren Vandalen, Barbaren; wenn man so unwissend ist, thut man besser daran zu Hause und beim pot au feu zu bleiben; die Pariser Speisezettel wollen gewürdigt und studiert sein; sie reden zu verfeinerten, ausgebildeten Sinnen, welche nicht jeder Hans hat, was übrigens dem Hans nur zur Ehre gereicht.

Nach der Aristokratie der vornehmeren Speisewirthe soll jetzt der Plebs der kleinern Restaurans mit fixen Preisen an die Reihe kommen, wo man um 40, 32, 25, 21, und 18 Sous zu Mittag essen

kann. Lebt wohl, ihr zarten Fasanen; lebt wohl, ihr angebeteten Trüffeln, lebt wohl, ihr nicht minder preiswürdigen Becassinen! Wir betreten jetzt das Königreich jener durch Robert Macaire zu einer erlauchten Berühmtheit erhobenen Beafsteaks und Cotelettes, welche aus den Lederhosen eines Gendarmen oder aus der Kalbfellweste eines Schweinetreibers geschnitten werden. Um diese fabelhaften Beafsteaks zu zerreißen, braucht man ein Krokodillsgebiß oder die Zähne eines hallischen Theologen, der den halben königlichen Freitisch hat.

Sehr besucht und fast immer gefüllt sind die Speisewirthschaften zu 40 Sous im Palais = Royal, in der Galerie Colbert, im Passage des Panoramas und im Passage du Saumon. Man trifft daselbst elegante Umgebung, gute Bedienung, aber schlechte Kost. Man hat allerdings für seine 2 Franken so viel, daß man den gierigsten Hunger und Durst damit stillen kann; nämlich 3 Schüsseln nach beliebiger Auswahl, Brod so viel man verzehren will, nebst Suppe, Nachtisch und einer halben Flasche Wein. Alles wird reinlich servirt, aber die Portionen sind klein, das Fleisch ist schlecht und der Wein verfälscht, so daß man binnen kurzem unwohl wird. Den größten Zuspruch erhalten diese Restaurationen von Fremden, welche in der französischen Hauptstadt längere oder kürzere Zeit verweilen; unsere Landsleute haben eine ganz beson=

dere Vorliebe für Yon, Richard und Halavant. Ich weiß mir den Grund dieser Erscheinung nicht anders als durch den ordnungsliebenden Geist der Deutschen zu erklären, welche in der Fremde gerne voraus-wissen, wie viel sie verzehren; ich kann aber aus Erfahrung versichern, daß die sonst sehr rühmliche Ordnungsliebe und Sparsamkeit in diesem Falle übel angebracht ist. Diese Speisewirthe zu 2 Franken haben erstlich einen bedeutenden Miethzins für ihr Lokal zu entrichten; ferner stehen das Schlachtfleisch und alle übrigen Nahrungsmittel so außerordentlich hoch im Preise *), daß man ihnen unmöglich zu-muthen kann, ihren Gästen seltene, theure und gut-zubereitete Schüsseln vorzusetzen. Obschon auch ihre Speisekarte eine ziemlich dicke Broschüre ausmacht und man die Wahl unter einer Masse von Gerichten hat, so sind, wie man sich leicht vorstellen kann, die bessern Speisen nie zu haben, und man muß in der Regel mit schlechten Beafsteaks vorlieb nehmen, welche, mit verschiedenen Brühen angemacht, unter tausenderlei Namen verabreicht werden. Man fährt

*) Das Pfund Ochsenfleisch für Beafsteaks kostet 28 Sous, das gewöhnliche Rindfleisch 12 — 15, und das Kalbfleisch 18 Sous. Eine Ente wird mit 3, ein Huhn mit 4 — 5, ein wälscher Hahn mit 8 — 10 Franken bezahlt. Eßbutter das Pfund zu 48, 50 und 60 Sous.

noch am besten mit Fricandeaux, Kalbs- oder Hammelskotelettes, überhaupt mit möglichst wenig zusammengesetzten Speisen; ich konnte mich eines Tags kaum des lauten Lachens erwehren, als ich bei Richard von einem Pariser Spießbürger anguille á la tartare bestellen hörte. Sonntags machen gewöhnlich die Bewohner der Rues Saint-Denis und Saint-Martin einen Einfall in die Zweifrankenrestaurans, von wo sie sich nach beendigter Tafel ins Concert Musard begeben. Einen sonderbaren Irrthum läßt sich Mißtreß Trolloppe in ihrem Buche „Paris und die Pariser" zu Schulden kommen; sie erzählt nämlich, wie sie in einem dieser Restaurans zu 40 Sous gegessen habe und fügt dann die Bemerkung hinzu, es gebe über tausend solcher Speisewirthschaften zu 2 Franken in Paris. Ich habe die Zweifrankenrestaurans in allen Stadttheilen sorgfältig gezählt und nicht mehr als 13 herausgebracht.

Um zwei Franken kann man auch in den Hotels zu Mittag essen, welche in der Nähe des Palais-Royal und des Hofes der Messagerien gelegen sind, und wo die meisten Fremden absteigen. Jedoch würde ich sehr rathen, die öffentlichen Restaurans der Table d'hôte dieser Gasthäuser vorzuziehen, einmal ist man hier an eine feste, bestimmte Eßstunde gebunden, was in Paris oft unangenehme Störungen veranlaßt, und zweitens trifft man an diesen Table d'hôtes

häufig eine theilweise sehr verdächtige Gesellschaft. Gewisse vornehme Damen, Bankhalter und Industrieritter feineren Schlags frequentiren vorzugsweise diese Hotels; in den meisten wird nach Tisch ein Spiel gemacht, oder der Fremde höflichst eingeladen, mit in die Soirée des Herrn Baron v. . . . zu kommen, wo er aus Delikatesse Bouillote spielt und sein Geld verliert. Einer meiner Bekannten bat mich neulich, mit ihm in seinem Hotel zu essen; ich hatte am Tage vorher einen ganz neuen, schönen Hut für 18 Franken gekauft; ein Tischgast stand früher von Tafel auf, und verwechselte beim Fortgehen meinen Hut mit dem seinigen. Ich war genöthigt, den zurückgelassenen zu nehmen, ohne weitere Beschwerde zu führen, und ohne an der Identität desselben den mindesten Zweifel zu hegen; denn die Dame des Hauses bewies mir, daß jener elende Hut, welcher seit 2 Jahren, Gott weiß, auf welchem Kopfe, Wind und Wetter ertragen hatte, kein anderer als der meinige sei; wenn ich noch länger auf das Gegentheil bestanden hätte, würde man mich wahrscheinlich für einen Zänker oder Gauner erklärt haben.

Außer den Zweifrankenrestaurans gibt es nun noch zahlreiche Speisewirthschaften à prix fixes; an allen Mauern der Hauptstadt lieset man Annoncen von Eröffnung neuer Restaurans, welche dem Publikum für 32, 25, 21, ja sogar für 18 Sous ein

nahrhaftes Essen anbieten, bestehend in Suppe, einer Platte Fleisch, einer Platte Gemüse, einem carafon Wein und Brod à discrétion. Man sieht, daß man auch mit weniger, als mit 25000 Franken Renten in Paris auskommen kann.

Die Kost dieser Speisewirthschaften ist ohne Saft und Kraft, ungesund, oft ungenießbar; hier hätte der Franzose so ganz Unrecht nicht, welcher Mittagsmahl durch mal de midi übersetzte. Für die Platte Gemüse kann man ein Dessert eintauschen, welches in der Regel aus 8 — 10 gekochten Pflaumen besteht. Unter der großen Anzahl jener kleinen Restaurans mit fixen Preisen verdienen zwei eine besondere Erwähnung; der erste wohnt hinter dem Theater des Palais-Royal in der Rue Montpensier und nennt sich Restaurant allemand. Man steigt drei Stufen hinunter, ehe man in das erste Eßzimmer gelangt; das zweite, über dessen Eingangsthür „Saal der Deutschen" in gothischen Lettern angeschrieben steht, muß früher eine Art Keller gewesen sein; noch jetzt dringt nie ein Sonnenstrahl in dieses von Handlungsdienern, deutschen Handwerkern und Spionen bevölkerte Hundeloch; eine qualmende Oellampe erhellt Tag und Nacht jene unterirdische Höhle, durch deren Kelleröffnungen fortwährend eine angenehme Feuchtigkeit von dem Rinnstein der Rue Richelieu hereinsickert. Man bereitet hier die Gerichte angeblich

nach deutscher Art; außer Nudeln, Eierkuchen, Rindfleisch mit Meerrettig, Leberklößen und Sauerkraut kann man auch das deutsche Frankfurter Journal und die Didaskalia zum Mittagessen haben. — Einzig in seiner Art ist der zweite Restaurant zu 21 Sous; ich wette tausend gegen Eins, es gibt in der ganzen Welt keinen ähnlichen. Der Merkwürdigkeit halber bitte ich den Leser, mich dahin zu begleiten, über den Place Vendome, die schöne Friedensstraße hinauf bis da, wo die Rue neuve-des-petits-champs einmündet. Jene kleine Boutike links mit den isabellenfarbigen Fenstergardinen, welche Niemanden ahnen lassen, was für ein Geschäft dahinter betrieben wird, das ist unser Restaurant. Ueber der Eingangsthür lieset man sieben lateinische Buchstaben, welche zusammen ausgesprochen Katcomb lauten; Katcomb, ein geheimnißvoller Name, ein gastronomischer Hermes, welcher von den Uneingeweiheten mit „Katzenschwanz" übersetzt wird, für die Eingeweiheten aber eine symbolische Bedeutung hat, und „Rostbeaf mit Kartoffeln" bedeutet.

Treten wir ein; es ist 5 Uhr, und die Kinnbacken arbeiten fleißig; alles ist gedrängt voll; zwei Tische stehen in dem ersten Speisesaale, der etwa 12 Schuh lang und 10 Fuß breit ist; daneben befindet sich noch ein kleineres Cabinet, wo aber auch Alles besetzt ist. Glücklicher Weise werden gerade

zwei Plätze leer; beeilen wir uns, sie einzunehmen. Wir sind deshalb gerade noch nicht viel weiter, als vorher; denn Katcomb ist kein gewöhnlicher Restaurant. Anderswo ißt man zu Mittag, wenn es Einem beliebt; bei Katcomb speiset man, wenn es dem Restaurateur gefällig ist. Alle funfzehn Minuten etwa wird eine neue Auflage von Mittagsessen ausgegeben; die gesättigten Mägen begeben sich ins Comptoir, bezahlen ihre Zeche und treten den leeren, wartenden und unbefriedigten Mägen ihre Plätze ab. Wir sind gerade in einem bösen Zeitpunkte angekommen; eine neue Auflage ist eben vergriffen worden, und weder menschliche Bitten, noch himmlische Drohungen wären im Stande, uns ein Exemplar davon zu verschaffen. Der unbeugsame, unveränderliche Wille Katcombs hat es also entschieden; wir müssen uns schon bequemen, zuzusehen, wie die andern essen.

Mustern wir einstweilen den Vater dieses Etablissements. Master Katcomb, aus London gebürtig, ist eine herrliche, ausdrucksvolle Figur, wie man sie nur in England trifft: eine ächte, derbe Composition aus Rostbeaf und Plumpudding, braunroth glühend, gemästet, untersetzt und stämmig bis zur Zweisitzigkeit; einen kleinen Schritt voran mit einem Verdauungsapparat von der behaglichsten Wölbung, dem wahren Sinnbild für englische Nationalschuld und Taxendruck, denen Katcomb sich entzogen, um Pa-

riser Restaurant und Nationalgardist zu werden. Noch einen Schritt weiter folgt das Beiwerk von Bambusklötzen, welches auf einem so derben Wadenpostamente ruhet, daß es fast scheint, die Natur habe ihn im Voraus zum Fleischhauer bestimmt, und bei seiner Bildung gleich auf die Ochsenviertel mitgerechnet, welche er zu schleppen und zu zertheilen haben würde, worin sie sich denn auch wirklich nicht geirrt hat.

Es nahet der Augenblick unseres Mittagessens; Katcomb geht vom Zahltisch weg; jetzt kommt die Reihe an uns. Der Leser verlangt die Speisekarte, um nachzusehen, was es gibt. Bester Freund, eine Speisekarte bei Katcomb! — daran ist nicht zu denken; Sie werden die Gewogenheit haben, zu essen was man Ihnen vorsetzen wird. Sie fragen nach Servietten; die gelten hier für Luxusartikel; ziehen wir das Tischtuch ein wenig über die Kniee! Doch still, man trägt unser Essen auf. Katcomb bringt $\frac{1}{16}$ Flasche rothen Wein, zwei gigantische in Wasser abgebrühete Kartoffeln und ein enormes Stück Rostbeaf, welches fast den Teller zu zerbrechen drohet: das ist unser vollständiges Diner und dafür zahlen wir beim Weggehen 21 Sous. Rostbeaf und Katcomb sind zwei unzertrennliche Namen geworden, wie Toul und Verdun, Kastor und Pollux, Orest und Pylades; Katcomb hat seinen Kunden gestern Rostbeaf servirt; er servirt ihnen heute Rostbeaf und

wird ihnen morgen wieder Rostbeaf serviren. Wer zehn Jahre und länger bei Katcomb zu Mittag äße, würde jedes Jahr 365 Rostbeafs servirt bekommen; ich irre mich, in den Schaltjahren 366.

Von den Restaurans mit fixen Preisen gehen wir am besten zu denn Marchands de vins traiteurs über, wo man, wie in den besseren Speisewirthschaften, nach der Karte ißt und oft gute Küche und vortreffliche Weine findet. Unter diesen empfehlen wir Herrn Déotte in der Rue Montorgueil und Cardinet, an der Ecke der Rue Valois-Batave, in der Nähe des Karousselplatzes, bei welchen man für 50 — 60 Sous ganz solid essen kann. Die meisten dieser kleinern Eßanstalten, wo man nach der Karte speiset, trifft man im sogenannten Quartier latin, in den Straßen Saint-Jacques und Laharpe; sie sind hauptsächlich auf Studenten berechnet und eben so schlecht bestellt, als die Speisehäuser auf deutschen Universitäten; aber wenn man zwanzig Jahre alt ist und Appetit hat, schmeckt Einem Alles vortrefflich; man würde mit Vergnügen die schwarze Suppe der Spartaner essen, und ein philosophisches Kolleg ist gerade so gut als ein Bad im Eurotas. Die besuchtesten Pariser Studenten-Restaurans sind Viot, Rue Laharpe, Verpy, Place-de l'Ecole-de-Médecine, Flicoteaux, Place de la Sorbonne, und Rousseau, Rue Saint Jacques, mit dem Spitznamen Rousseau l'aquatique, (Wasser-Rousseau)

weil die Sitte des Weintrinkens dort ganz unbekannt ist.

Die Mehrzahl der Studirenden ißt in diesen öffentlichen Speisehäusern für 18 — 25 Sous; die wenigsten abonniren in den sogenannten pensions bourgeoises, welche fast allein auf dem linken Seineufer und namentlich im Quatier des Jardin-des-Plantes floriren. Das Innere einer solchen Pension bourgeoise hat Balzac in seinem „Vater Gariot" meisterhaft bis auf die kleinsten Details geschildert. In diesen Pensionen trifft man mitunter recht gesunde, nahrhafte Hausmannskost und zwar um einen billigen Preis. Man zahlt nämlich monatlich 45 — 60 Franken, so daß etwa jedes Mittagsessen auf 24 — 36 Sous zu stehen kommt, wofür man eine gute Suppe, etwas ausgekochtes Rindfleisch, mittelmäßiges Gemüse, schmackhaften Braten und Salat erhält. Der Wein wird in der Regel besonders angerechnet. Da aber diese Pensionen für die Gastgeber oder Gastgeberinnen wenig Profit abwerfen, so kommen sie immer mehr in Abnahme.

Noch eine Stufe tiefer, als die Studenten-Restaurans und Pensions bourgeoises stehen die bürgerlichen Garküchen, cuisines bourgeoises, und die kleinen gargottes, où l'on donne à boire et à manger à tous prix, wie gewöhnlich über der Thür angeschrieben steht. Diese werden meist nur von den arbeitenden Klassen besucht; die Suppe kostet 2, das

Rindfleisch 4, der Braten 6 Sous; Brod, Messer und Gabel bringt man selbst mit; von Servietten, Tischtüchern, Garçons u. s. w. ist keine Spur mehr.

Dabei fällt mir ein, daß ich vergessen habe, von den Garçons der bessern Speiseanstalten zu sprechen und in Bezug auf sie dem Leser einen freundschaftlichen Rath zu geben. Diese Aufwärter erhalten nämlich keinen Lohn von ihren Herrn, sondern sind lediglich auf die Trinkgelder angewiesen, welche ihnen die Gäste zufließen lassen. Wer öfter in demselben Speisehause einkehrt, versäume nicht, den Kellner jedesmal mit einigen Sous zu bedenken, und ihm zu Neujahr ein Zweifrankenstück in die Hand zu drücken; er wird dafür desto aufmerksamer bedienen, von den besten Schüsseln des Tags benachrichtigten und durch heimliches Zuflüstern warnen, wenn das Verlangte allenfalls nicht frisch sein sollte.

Zum Schluß bleiben uns einige abnorme, excentrische Restaurans zu erwähnen übrig, welche man auf der ganzen Welt wohl nur in Paris findet. An der Barriére von Belleville wohnt ein Garkoch, wo man für die mäßige Summe von 20 Sous so viel ißt, als man will, oder richtiger, soviel man binnen 25 Minuten hinunterschlucken kann. Hier speiset man nämlich nach der Stunde; ich glaube, der Mann, welcher diese Beköstigungsweise erdacht hat, war Cabrioletkutscher. Frachtfuhrleute,

Maurer, Schlosser, Weißgärber und andere Arbeiter sind die gewöhnlichen Kunden des Mahls, welches in Hammelsbraten und Kartoffeln besteht. Die Köchin läutet mit der Glocke und gibt das Signal zum Anfangen. Messer, Gabeln und Kinnbacken setzen sich in lärmende Bewegung; die Zeit ist zugemessen und deßhalb kostbar; man verliert keine Minute, die Gerichte zu loben oder zu tadeln; jedes Wort würde einen Imbiß rauben. So wie aber der erste Heißhunger gestillt ist, schreit Alles nach Wasser; der Wirth jedoch macht taube Ohren; und das ist die Kehrseite jenes in seiner Art einzigen Mittagsessens. Die Köchin zeigt sich nicht knickerig in Verabreichung der Nahrungsmittel; sie beeilt sich, die ausgeleerten Schüsseln wieder mit erstickenden und gepfefferten Gerichten anzufüllen; aber mit der Füllung der Wasserflaschen ist sie sparsam, sogar filzig geizig; denn wenn Jeder nach Belieben trinken und seinen brennenden Durst löschen könnte, würde viel zu viel gegessen und zu wenig profitirt. Ein abermaliges Läuten der Eßglocke verkündet das Ende der Mahlzeit; in einem Nu sind Schüsseln, Teller und Tischtuch verschwunden, und die geängstigten Gäste machen ihrer beklemmten Brust durch ein Chor von Stoßseufzern Luft.

In einer der engen, schmutzigen Straßen des Quatier Saint-Marceau wohnt ein Restaurant zu einem Sou. Ueber seiner Thür hängt ein Schild

mit der Inschrift: au hazard de la fourchette. Dies ist nämlich kein eigentlicher Restaurant, sondern eine Art Küchenlotterie. Rechts vom Eingang ist ein großer Kessel eingemauert, welcher um 2 Uhr Nachmittags mit einer Flüssigkeit angefüllt wird, die man Bouillon benannt hat, weil man ihr doch irgend einen Namen geben mußte; auf dem Grunde des Kessels schwimmen verschiedene Stücke Fleisch herum, welche dieselbe Nachsicht mit dem Namen Beafsteaks, Cotelettes, Fricandaux u. s. w. getauft hat. Wenn eine hinreichende Anzahl von Aktionnäres versammelt ist, beginnt die Ziehung. Jeder hat für seinen Sou eine eigne Nummer erhalten; sobald die Reihe an ihn kommt, wird ihm eine lange Gabel gereicht, welche er in den Kessel senkt; das Stück, welches er damit aufspießt, ist das Loos des Gewinnenden. Wenn der Lotteriespieler nichts herausfischt, was sehr oft der Fall ist, da der Prospektus verkündet, daß nothwendig jede Nummer gewinnen müsse, so entschädigt man ihn mit einem Quantum jener Flüssigkeit, welche man dort übereingekommen ist, Bouillon zu nennen. Ist er jedoch Willens, seinen Einsatz zu erneuern, so darf er die Gabeloperation wiederholen.

Nach dem Mittagessen zu 1 Sou wüßte ich dem Leser von keinem tiefer stehenden Restaurant mehr zu sprechen, wofern er nicht etwa geneigt sein sollte, einer Mahlzeit im hôtel d' Angleterre in der Cité bei-

zuwohnen, wo sich alle Gauner und Spitzbuben von Paris versammeln. Die Gabeln und Löffel sind hier mit kleinen eisernen Ketten an den Tisch befestigt, weil die Gäste sich so sehr angewöhnt haben, die Couverts in die Tasche zu stecken, daß sie selbst Löffel und Gabeln von gar keinem Werthe wegnehmen. Aber diese Herrn fürchten die Spione, „die Hämmel," (moutons), wie sie sich in ihrer Gaunersprache ausdrücken; und um in ihre Gesellschaft zugelassen zu werden, müßten wir schon mit der Criminaljustiz zu thun gehabt haben, besonders mit einem gewissen Ab- und Zuläufer im Dienste jener Justiz, einem übrigens ganz unbedeutenden Menschen, dessen Umgang aber nicht immer vermieden werden kann und alsdann etwas sehr Lästiges hat; — wir meinen den Henkersknecht.

VIII.

Das öffentliche Ausrufen.

Wenn jedes Jahrhundert uns die Chronik seiner Stadt- und Hausgebräuche überliefert hätte, würden wir heutzutage weniger Mühe haben, die für uns dunkel gewordenen feinen Anspielungen auf Landessitte und Volkssprache zu verstehen, welche wir in den ältern Lustspielen und Dramen antreffen. Aber die vornehmen Schriftsteller unseres Jahrhunderts halten diese Kleinigkeiten und Nebensachen ihres Nachforschens für unwerth. Setzen wir indeß den Fall, daß bei dem Wechsel, dem alle menschlichen Dinge unterworfen sind, das öffentliche Ausrufen plötzlich ganz abgeschafft würde, — eine für die allgemeine Ruhe vielleicht wünschenswerthe Verbesserung — wie sollten sich unsere Nachkommen einen Begriff davon machen? Wer diese Sitte kennen zu lernen wünscht, komme nach Paris und höre die nomadisirenden Kaufleute aus vollem Halse ihre Waa-

ren ausschreien, wie sie Einem in unmenschlichen Tönen die Ohren zerreissen, wie die unverständlichen Ankündigungen ihrer Handelsartikel die erprobteste Geduld ermüden; fürwahr, wenn der Leser auch in Neapel, Rom, London oder anderswo schon Aehnliches gehört hat, diese egyptische Landplage in Paris wird ihn in Erstaunen setzen.

Seitdem ich in der französischen Hauptstadt lebe, ist es mir öfter in den Sinn gekommmen, diesen lärmenden Aufenthalt für mehrere Monate mit einem ruhigen, stillen Landsitz zu vertauschen, und ich muß gestehen, daß mir dann keine Stunde des Tags so viel Ueberraschungen und Genüsse bereitete, als der Morgen, wenigstens in den ersten Wochen meiner Zurückgezogenheit. Der Sonnenaufgang an einem freien Firmamente, welches vor Kurzem noch die Dächer von tausend Häusern verdeckten, jene ländliche Ruhe, kaum von dem schwachen Gemurmel aus den Feldern und Wäldern her unterbrochen, gleichsam nur um anzudeuten, daß diese Ruhe nicht die starre Ruhe der Einöde sei, — Alles das war mir wieder so neu, so ungewöhnlich und rief eine ganz andere Gedankenfolge in mir hervor; diese schweigsamen Umgebungen setzten mich in Erstaunen, bevor sie mich entzückten; es schien mir, als ob ich einen meiner Sinne verloren und die andern dadurch doppelte Kraft gewonnen hätten. Der rasche, schleunige

Uebergang von einer unruhigen Geschäftigkeit, von einem betriebsamen, stürmischen Leben zu einer vollkommenen Seelen- und Körperruhe und zur Betrachtung einer friedlichen Natur mochte vielleicht nicht die einzige Ursache dieses Eindrucks sein; ich bin nicht abgeneigt eine andere, gemeinere und rein physische Quelle dieser Erscheinung anzunehmen, nämlich die Abwesenheit der vielen Schreier in Paris und das plötzliche Verstummen jenes unablässigen Ausrufens, welches täglich mit der Morgenröthe in den noch leeren Straßen der Hauptstadt erwacht, dieselben anfangs allein erfüllt, sich später mit dem allgemeinen Tumult vermählt und sich endlich unter das ewige Getrampel der Pferde, das Rollen der Wagen und das Geräusch der Füße, Hände und Zungen verliert.

Unter den karakteristischen Merkmalen der Hauptstadt ist diese Sitte des öffentlichen Ausrufens sicher eines der hervorstechendsten, wenn auch gerade keines der liebenswürdigsten. Von Morgen bis Abend hört man hier nichts als ein Chaos von tausend und aber tausend disharmonischen Stimmen, welche alle Stufen der Tonleiter hinauf und hinabsteigen, mit den tiefsten und höchsten Noten abwechseln und aus den hüpfendsten, fröhlichsten Rouladen in das schleppendste, kläglichste Rezitativ übergehen; brummende, männliche Baßstimmen, durchdringende weibliche Dis-

kantstimmen, und kreischende Kinderstimmen, welche durch die verschlossensten Thüren und dichtesten Fenster dringen und den ruhigen Bürgersmann in seinem Alkoven aufwecken, um die Litaneien ganzer Schwärme von ambulirenden Krämern anzuhören. Diese Proletarier, Scythen und Beduinen des Handelsstandes sind unverschämt genug, den Schlaf des gnädigen Kaufherrn zu unterbrechen und als ungebetene Gäste an seine Thür zu pochen.

Wenn hohes Alterthum immer adelsfähig gemacht hätte, so würde so leicht kein Stand dieser bescheidenen Bürgerklasse den Vorrang abgewonnen haben; denn sie stammt wahrscheinlich schon aus den Zeiten der alten berühmten Pariser Hansa. Das Ausrufen der Waaren in den Straßen datirt ohne Zweifel vom Gründungstage der berüchtigten Lutetia her; es war der erste Kinderschrei, den diese geschwätzige Stadt in ihrer Wiege ausstieß. Das Mittelalter war das goldene Zeitalter der „Ausschreiereien"; obschon sie heutiges Tags noch eine bei weitem größere Ausdehnung haben, als sich mit dem Wohl unseres Trommelfells verträgt, so sind sie doch weniger zahlreich und mannigfaltig, als unter dem guten Könige Ludwig IX.; die fortschreitende Cultur hat mehr als einen Handelszweig, der ehemals den wandernden Ausschreiern überlassen war, in den Bereich des ansässigen und patentirten Kaufmannsstandes hineingezogen.

Ein alter französischer Dichter aus dem dreizehnten Jahrhundert erzählt, wie die Landbewohner ihre Lebensmittel in Paris verkauften, indem sie nämlich nichts Besseres zu thun wüßten, als bis spät in die Nacht hinein auf den Straßen herumzubrüllen. Mit Tagsanbruch fange man schon an zu schreien: Seignor, qu'or vous alez baigner et ertuver sans délaier! (Gnädiger, das Bad und die Schwitzstube sind bereit). Es gibt so viele Lebensmittel zu verkaufen, fügt derselbe Dichter hinzu, daß ich nicht umhin kann, mein Geld auszugeben; aber wenn ich auch ein noch so großes Vermögen hätte und ich wollte jedem Kaufmann nur einen kleinen Gegenstand seiner Waare abkaufen, so würde ich doch bald das Ende meiner Habe sehen. — Der langgedehnte Ruf: des harengs frais! verkündete damals die angehenden vierzigtägigen Fasten; wenn die glücklichen Ostertage herbeigekommen, schrie man fröhlich singend: oisons, pigeons, chair salée und chair fraiche in allen Straßen aus. Der gute fromage de Champaigne und de Brie, die warmen Butterstollen, die Fische aus dem Teich von Bondy, die Kaffeewecken (échaudés) und die später unter der Regierung Ludwig XIV. so beliebten Eisenkuchen (oublies), der rothe Wein zu 32, 16, 12 und 8 Heller, — Alles das wurde damals öffentlich ausgerufen. Diese einladende, freundliche Aufforderung der Tausende von Verkäufern erstarb unter dem eintönigen, langweiligen Wehklagen, wel-

ches den Vorübergehenden Etwas abforderte, aber nichts anbot, außer Ave Marias und Paternosters. „Du pain, du pain aux fréres de Saint-Jacques, aux fréres mineurs, aux fréres de Saint-Augustin, aux frères à sacs, aux prisonniers, aux écoliers, aux filles-Dieu, aux Sachettes!“ Mit den zerlumpten Chorschülern und Bettelorden ist diese Trauerklage aus den Straßen von Paris verschwunden. Die Rifodés, die Narquois, die Marcandiers, die Mioches und die übrigen scheußlichen Bewohner aus allen Departements des Königreichs Argot, wovon Viktor Hugo in seiner Notre Dame uns ein so anschauliches Bild gegeben, haben gleichfalls aufgehört, an den Straßenecken zu betteln, zu quémander, wie es in ihrer Diebessprache hieß; das Ausrufen der Waaren hat sich jedoch bis ins neunzehnte Jahrhundert fortgepflanzt, und ohne einen einzigen Tag zu ch weigen und zu rasten, durch alle dazwischenliegenden Zeiten siegreich hindurchgeschlagen.

Ich werde es nie vergessen, als ich am Morgen des ersten Tags nach meiner Ankunft in Paris erwachte und jene tausend verschiedenen Tonarten hörte, welche die Aufmerksamkeit durch ihre erkünstelte Absonderheit fesseln und oft dem eintönigen Brummen eines Wahnsinnigen gleichen, auf den Fremden aber, der zum ersten Male Paris besucht, einen Eindruck hervorbringen, wovon der geborene Pariser, den diese befremdenden Stimmen von Kindheit

an in den Schlaf lullen, sich gar nichts träumen läßt. Manche dieser Waarenausrufer schreien das ganze Jahr hindurch, und ermangeln nie, den Aufgang der Sonne zu begrüßen, sei es nun, daß dieses Gestirn an einem klaren Junihimmel erglänzt, oder sich in graue Dezembernebel und in kalte, röthliche Januardüfte einhüllt.

Zu jeder Zeit des Tags trifft der Ruf: à l'eau! unser Ohr; die Pariser Wasserträger fangen ihren Umzug in früher Morgenstunde an, wenn die Portiers mit verschlafenen Augen die Hausthüren öffnen. Fast alle porteurs d'eau in Paris sind Kinder der Auvergne und haben eine tiefe, rauhe Tenorstimme. Dann kommt der Dintenverkäufer, welcher seinen Karren langsam unter unserm Fenster vorüberschiebt und de la bonne encre premiére qualité ausruft. Die Stimme des Dintenhändlers übertönt der Schall eines Posthorns, womit der Schuhwichsefabrikant anzeigt, daß sein Wagen zum Behufe des Ausverkaufs vorüberfahre. Diesem folgt das Heer der Trödler und Alte-Kleiderhändler mit dem ewigen Refrain: Vieux habits, vieux galons! welcher an die spöttischen Strophen des französischen Nationaldichters Bèranger erinnert und uns unwillkührlich so viele alte, zierlich gewandte Kleider und königliche Livréen ins Gedächtniß ruft, an denen man oft nichts als die Tressen gewechselt hat. Die Marchands d'habits sind meistens

Hebräer und ihr verdächtiger, abgelebter Tenor hat oft viel Aehnlichkeit mit dem Miauen eines alten Katers. Ein wenig weiter stimmt der Marchand de paux de lapins sein trauriges Lied an; ihm folgt auf dem Fuße ein Mann mit rothem Wamms, gelben Hosen und einem Käppchen von Eisenblech, welcher beschädigte Kasserolen und andere Küchengeräthschaften zur Ausbesserung und Verzinnung fordert. Weiter hin verkündet der Ruf: à ramoner les cheminées! die Nähe eines kleinen Savoyarden, jenes armen Auswanderers, der sein Vaterland verlassen, weil weder Geld noch Brod dort zu verdienen sind. Seine kindliche Stimme wird sofort von der eines mächtigen Kerls mit breitem Rücken und eisernem Magen überschrien; es ist die Stimme eines Kohlenträgers; der Ton, welchen er hervorstößt, rollt bis ans Ende der Straße in einer einzigen gedehnten, langausgehaltenen Note, die gar kein Ende nehmen zu wollen scheint: Ch-a-r-b-o-ns-d'-t-e-r-r-e! Man meint, er könne unmöglich seinen herkulischen Athem weiter ausdehnen und die Höhlen seiner Lunge noch ferner ausleeren; aber man irrt sich, wenn man glaubt, er werde mit einem vollen Tone aufhören; wenn er seine unermeßliche Sylbe vollendet hat, läßt er seine Note auf eine so brutale Weise in die Oktave überspringen, daß man fürchtet, seine höllische Kehle sei zerplatzt. Während man diesen Bar-

baren noch schreien hört, kommt ein Glaser mit dem Glaskasten auf seinem Buckel daher, welcher mit einer ernsten, tiefen Stimme ruft Voilà le marchand und dann mit einem gellenden, kreischenden Ton vitrier hinzusetzt. Eine Glocke gibt das Zeichen, daß ein Verkäufer von allerlei Wirthschaftsgeräthen nahet. Da seine Boutike ein schreckliches Pêle-mêle ist, glaubt er wahrscheinlich, daß die Ankündigung derselben sich nach dieser Mannigfaltigkeit richten müsse; er ruft mit leiser Stimme: tasses, glaces; mit rührender Stimme: épingles, aiguilliers; mit steigender Bewegung; assiettes, fourchettes; mit wüthendem Tone endlich, wie außer sich: casseroles, paravents, soufflets! Auf dem Gipfel seiner Leidenschaft angelangt, hält er einen Augenblick inne, um Athem zu holen und sich umzusehen, ob sein erbärmliches Geschrei nicht irgend einen Kunden ans Fenster oder vor die Hausthüre gelockt hat. Bald tritt ein Anderer in seine Fußstapfen, der in einem sauersüßen Tone schreit: á raccommoder les fayences, der den Leuten die gebrochenen Schüsseln und Teller wieder zusammenkitten will; diesen löset ein Besenverkäufer ab, der in seinem Elsäßer Dialekt anstatt: achetez des balais gewöhnlich achetez des palais ausruft; hinter drein kommt ein heiserer Schreier, welcher in einem unverständlichen Rothwälsch etwas noch Unverständlicheres herbrüllt. Jenes trockene, wispernde

Geräusch macht der Marchand de la baguettes,' der seine dürren Haselstöcke wider einanderschlägt und von Zeit zu Zeit dazwischenruft: Battez vos canapés, vos habits, vos f . . . . . Ehemals pflegte der arme Teufel seine Phrase zu vollenden; aber an einem Unglückstage, da er sich in die Nähe der Halle gewagt hatte, geriethen die bekannten Damen dieses Orts, welche rücksichtlich des Artikels über die dem schönen Geschlecht gebührende Achtung sehr feinfühlend und empfindlich sind, in Feuer und Flammen, als sie diesen unverschämten Rathgeber der Männer hörten, und belohnten den kühnen Ausrufer mit einer dem Gegenstand durchaus angemessenen Lektion. Seit jener Zeit bleibt ihm die verhängnißvolle Sylbe immer in der Kehle stecken, so weit er auch von dem Theater, wo jene Katastrophe ihm begegnete, entfernt sein mag. Am meisten erschreckt mich im Sommer eine Weiberstimme, welche unreife Wallnüsse ausschreit, die man hier zu Lande als Salat ißt. Ihr Ruf gleicht dem Angstgeschrei eines auf der See Verunglückten, welcher sich in den obersten Mastkorb des Schiffes geflüchtet und nun plötzlich seine letzte Hoffnung von der erbarmungslosen Welle verschlingen sieht; der Schrei durchdringt das innerste Mark.

Nicht viel besser sind wir dran, wenn wir einen Gang durch die Stadt machen. An der näch=

ſten Ecke ruft uns der vor ſeinen Kaſten hingeknieete Stiefelputzer zu: Messieurs, faites cirer vos bottes! Der Straßenjuwelier bietet uns im Vorbeigehen mit ſalbungsreicher Emphaſe ſeine Edelſteine zu 5, ſeine Rubine, Smaragden und Topaſe für 10 Sous an; ein Marchand de cannes beſtürmt uns hartnäckig, ihm einen Spazierſtock von Elfenbein oder Eichenholz abzukaufen; fünf Schritte weiter muthet uns ein anderer Quälgeiſt zu, eine ſeidene Quaſte für den Spazierſtock einzuhandeln; endlich kommt die Frau, welche das Papier Weynen feil hat, mit einem glänzenden Wachstaffethut, blautuchenen Mieder und rothgeſtreiften Rocke geſchmückt, und ruft mit freundlich quickender Stimme: Voyez, messieurs, le cahier de papier à lettres, première qualité, 10 centimes!

Nicht zufrieden damit, uns auf der Promenade zu ärgern und zu peinigen, verfolgen uns die Ausrufer bis an die Treppe des Hauſes, wo wir einen Beſuch machen. A repasser les ciseaux, les couteaux meckert der Scheerenſchleifer in den Hof hinein, und zwar mit einer ebenſo kratzenden Stimme, als das Schnarren des Stahls auf ſeinem Schleifſteine.

In den Städten Norddeutſchlands, wo man überhaupt ſo wenig von den Pariſer Leiden und Freuden weiß, iſt die Plage des gräßlichen Aus-

schreiens in den Straßen unbekannt. So besorgte in meiner Vaterstadt ein einziger privilegirter Ausrufer die Bekanntmachung aller Waaren und Lebensmittel, welche auf den Markt gebracht wurden. Dieser Ehrenmann hieß Ohm, der schon im siebenjährigen Kriege Soldat gewesen und mit der ganzen Stadt auf sehr vertrautem Fuße lebte. Er ward von Jedem gern gesehen und gehört; er half so mancher Hausfrau aus der Verlegenheit und erfreute Vielen das Herz. Meine gute Tante ließ jedesmal das Strickzeug ruhen, der Apothecker an der Marktecke steckte seine Kupfernase zum Fenster hinaus, und der Herr Senator, der mit den Händen auf dem Rücken nach dem Rathskeller ging, hielt den Schritt an, um auf die Worte des Ausrufers zu horchen, der an jeder Straßenecke die Marktpreise mit einer Stentorstimme bekannt machte. Wie Vielen dagegen reizen die Ausrufer in Paris das Nervensystem im höchsten Grade; wie manchen Dichter entreissen sie seiner Traumwelt, wie manchen Kaufmann stören sie bei seiner Regeldetri! Doch der Mensch verfluche diese Quälgeister nicht! — sie sind die Vorsehung des Armen; jene rauhen Töne sind die Lust des müden Arbeiters, wenn sie ihm um die Frühstückzeit die soupe und die pommes de terre frites, toutes chaudes, verkünden, welche seine Restaurans unter freiem Himmel ihm am Pont-Saint-Michel oder an

der Siegessäule des Place du Chatelet verkaufen. Um seine Brust am Morgen zu erwärmen, halten gegenwärtig die Damen der Halle Kaffee mit Milch, à trois sous la tasse, für ihn bereit; und die ambulirenden Krämer, welche ihre Boutiken in allen Stadttheilen herumrollen und dabei unaufhörlich schreien: deux sous et demi la pièce, cinq sous et demi la pièce, treize sous et demi pièce par pièce, liefern den ärmeren Volksklassen eine Menge von kleinen, unentbehrlichen Gegenständen, welche sie sonst von den hausirenden Kaufleuten viel theurer kaufen mußten. Die moderne Civilisation fängt endlich an, einige Brosamen für den Armen von ihrer reichbesetzten Tafel fallen zu lassen; das ist der erste annähernde Schritt zu jener glücklichen Zeit, wo sie Allen Alles sein wird, wenn anders die Vervollkommnungsfähigkeit unseres Geschlechts dieses Resultat zu erreichen vermag.

Außer den obenangeführten, so ziemlich stereotyp gewordenen Ausrufen, welche man ununterbrochen das ganze Jahr hindurch hört, lassen sich nun vielleicht noch zahlreichere vernehmen, welche je nach der Jahreszeit abwechseln und, den Zugvögeln ähnlich, nur während einiger Monate laut werden. Jede Jahreszeit bringt die ihrigen mit sich. Einige kommen mit den ersten Blumen zum Vorschein; diese klingen süß und freundlich in unsere Ohren und erin-

nern an den nahenden Frühling. Fleurissez-vous, mesdames! — Tout ça de muguets pour un sou! — Les beaux bouquets de violettes, un sou! — Mit diesen Worten pflegen die Blumenmädchen am Pont-neuf und auf den Boulevards den Vorübergehenden ihre Sträuße anzupreisen; so oft ich diese Stimmen rufen höre, empfinde ich eine geheime Freude, denn es ist ein sicheres Zeichen, daß die Schwalben bald wieder eintreffen und der Himmel bald wieder blau wird. Diesen angenehmen Stimmen folgen sofort andere: Cerises de Montmorency! — Fraise et Framboise! — Pêches et abricôts! — de la bonne Angleterre! u. s. w. An den heißen Sommertagen, wenn die Menge in den elysäischen Feldern auf und abwogt, hört sie nicht ungern den bekannten Refrain des Marchand de Coco: A la fraiche, qui veut boire? — Die beaux chasselas à la livre, die cerneaux, und der noch häufigere Ruf: noix vertes cassées kehren mit dem sich zu Ende neigenden Jahre wieder. Der traurige Winter und die Kälte ermangeln nicht, den marrons de Lyon und den mottes à brûler (Lohkäse) auf dem Fuße nachzufolgen.

Wie gesagt, an allen Orten und zu allen Zeiten hört man das Ausrufen von Waaren in den Straßen von Paris; geht man Abends ins Schauspiel, war es schon vor Einem da; im Parterre und in den Logen spricht es unsere Börse in Gestalt ei-

nes alten Weibes an, das Blumensträuße oder Fußbänke ausbietet; oder es wird zum Manne, der uns auf die Kleider tritt und über die Sitze klettert, um unserm Nachbar den Vert-Vert, den Gratis du Théâtre zu verkaufen oder eine Lorgnette für den Abend zu vermiethen.

Und wie lange ist es denn her, daß das Ausrufen der politischen Sonntagspresse in den Straßen von Paris verstummt ist? Vor drei Jahren stimmten die Crieurs publics jeden Sonntag ihr Conzert in den verschiedenen Stadttheilen an, so daß man selbst an jenem Tage, wo die meisten der übrigen Ausrufer rasteten, keinen ruhigen Augenblick hatte; der Polizeipräfekt und die Sergens de Ville mögen damals oft den Sonntag verwünscht haben; denn es ging nie ohne Störung ab. Unter der Regierung Ludwig XIV. und Ludwig XV. hatten diese politischen Ausrufer ein eignes Privilegium und bildeten sonach gleichsam einen eignen Stand; sie trugen eine Medaille im Knopfloch und verkauften in der Stadt die königlichen Edikte. Heutzutage gibt es auch nur offizielle, privilegirte Crieurs publics, welche Auszüge aus dem Moniteur und beim Schluß oder bei Eröffnung der Kammern jedesmal die superbes discours du roi, en faveur du peuple français in den Straßen feil bieten. Vor dem Gesetze über die Crieurs publics bemerkte man unter den Ausrufern, welche republikanische Blätter

verkauften, die Träger mit dem breiten, dreifarbigen Hut und mit der blauen von rothen und weißen Schnüren eingefaßten Blouse, welche in langsam feierlichem Tone ihr Journal ausriefen: Le Populaire, journal du dimanche, rédigé dans l'intérêt du peuple français par M. Cabet, député. Unmittelbar hinter den Trägern des populaire gingen die des Bon-Sens einher, an ihren rothen Blousen kenntlich, welche ihnen von Seiten eines ministeriellen Deputirten das barsche Epithet „Satansemissäre" zugezogen haben. Am Ausgang der Passagen, auf den Boulevards und in den volkreichsten Straßen schrie man damals außerdem noch das Sonntagssupplement zur Tribüne, den Pilori und andere revolutionäre Druckschriften aus. Heute sind nur noch die größeren Abendjournale, wie der Messager, die Gazette de France, und die Charte von 1830 aus dem Schiffbruch des politischen Ausrufens übrig geblieben; außer den ebengenannten Tagsblättern dürfen keine andern mehr in den Straßen verkauft werden. In der Woche läßt gewöhnlich die Polizei von Männern und Weibern fürchterliche, auf schlechtem Löschpapier gedruckte Mordgeschichten ausschreien. Jeden Sonntag durchrufen klagende Stimmen die Straßen: le journal d'aujourd'hui, gleichsam um das Publicum über die Beschaffenheit der Waare in Ungewißheit zu lassen; das sind die Träger

des Sens commun und des Journal du dimanche, zwei ministerieller Sonntagsblätter.

Somit hätten wir versucht, dem Leser einen Begriff von der Art und Weise des gegenwärtigen üblichen Ausrufens in den Straßen von Paris zu geben. Wir zweifeln sehr, ob es uns gelungen, aus diesem verworrenen Bilde einige Züge klar und lebhaft vor seinen Augen zu fixiren. Vielleicht ist es ihm dabei ergangen, wie es mir einmal in einem kleinen Winkeltheater erging, wo man in einer Farce die Ausrufer in den italienischen Städten auf der Bühne vorzustellen suchte, die Schauspieler aber einen solchen Wirrwarr anrichteten, daß die einem Jeden zugetheilte Rolle durchaus verloren ging. Wie sich die Sitte des öffentlichen Ausrufens von Waaren in Zukunft gestalten werde, vermag Niemand in der Welt anzugeben. Es wäre möglich, daß in unsern Tagen einige Gesetzgeber diesen Gegenstand in ernsthafte Erwägung zögen, und der Deputirtenkammer ein Gesetz für die öffentliche Straßenruhe im Interesse der Kranken und Nervenschwachen vorlegten, wodurch den peripathetischen Waarenverkäufern, wenn auch nicht gerade Stillschweigen, doch eine andere Ankündigungsweise anbefohlen würde. Wie es indeß auch kommen möge, sei es, daß das öffentliche Ausrufen einzelne Beschränkungen oder sonstige Modifikationen erleide, so glaube ich dennoch fest, daß

die Pariser diese Sitte nie ganz aussterben lassen, sondern ihren spätesten Urenkeln überliefern werden; an dem Tage, wo die Ausrufer in den Straßen von Paris verstummen, kann man ein de profundis für die Riesenstadt anstimmen; Paris wird dann in seinem Grabe schlummern, wie Theben und Babylon.

IX.

Die Bettler.

Es giebt in Paris tausend verschiedene Arten zu betteln; theils geschieht es mit vielem Anstande und blos durch stumme Darlegung der Dürftigkeit, theils aber auch durch lautes, ungestümes Anfordern und andere widrige Mittel. Wenn wir in ein Miethkabriolet einsteigen, ist uns ein alter Mann behülflich und legt uns einen schwarzen Teppich unter die Füße, zieht hierauf schweigend den Hut ab und sieht uns mit einer flehenden Miene an; wenn wir aussteigen, ist sofort wiederum ein anderer dienstwilliger Genius da, welcher gleichfalls einen schwarzen Teppich auf dem Wagentritt ausbreitet, den Hut abnimmt und eine jämmerliche Gebährde macht; sobald wir Jedem ein Zweisousstück zuwerfen, verneigen sie sich dankbar. Auf dem Pont-Royal steht Jahr aus, Jahr ein, ein alter Soldat, ruhig und starr, wie in Erz gegossen, ein lebendes und doch gleichsam lebloses

Monument aus der Napoleon'schen Zeit; eine über seine Brust hängende Tafel meldet in großen Buchstaben seine Ansprüche an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und an seiner linken Seite baumelt eine blecherne Büchse, die Gaben guter Menschen zu empfangen; denn seine beiden Arme, die er schlaff herunter hängen läßt, sind verstümmelt. Ich sah ihn oft unter dem regen Wogen der Menge einsam und verlassen dastehen — ein Bild seines großen Feldherrn auf dem Felsen von St. Helena. Tausende eilten in geschäftigem Treiben oder in der Gedankenlosigkeit des Müßiggängers vorüber; Viele bemerkten ihn nicht, Wenige erbarmten sich seiner; aber nie hörte ich einen Laut der Klage, nie ein bittendes Wort aus seinem Munde. Mit der nämlichen stoischen Größe endete Napoleon auf seiner einsamen Insel, — ein warnendes Bild für alle Herrscher, die, auf den Schultern des Volks empor getragen, ihres erhabenen Ursprungs vergessen.

Außer den wirklich hülfsbedürftigen Bettlern gibt es in Paris eine große Zahl von Leuten, welche aus dem Betteln ein Gewerbe machen und Bettler von Profession sind. Dieser erbärmliche Stand ist hier einträglicher, als man vielleicht glaubt; es gibt so leicht kein Handwerk, welches bei so wenig Mühe und Anstrengung so viel einträgt, und diese Aussicht lockt den Müßiggänger und Tagedieb.

Ein Bettler von Profession gewinnt den Tag über wenigstens 3 bis 4 mal so viel, als der fleißigste, thätigste Arbeiter; und der Bettler ist um so reicher, als er der Natur seines Standes nach sich mancher Ausgaben überhoben siehet, welche der Ouvrier machen muß. Dieser kleidet sich anständig und hat eine eigne reinliche Wohnung; jener begibt sich des Nachts in eine der öffentlichen Schlafstätten, wo er 1 Sou für sein Nachtlager bezahlt; reine Wäsche zu haben, gilt bei ihm für Luxus und Vorurtheil, und er legt nur die Kleidungsstücke an, welche nothwendig sind, wenn er nicht die öffentliche Moral beleidigen und mit der Polizei zu schaffen haben will. Er trägt einige Lumpen, welche eine Art von Hose und Jacke vorstellen sollen, und seine Fußbekleidung findet er an der ersten besten Straßenecke. Um zu essen, zu trinken und seine Familie reichlich zu ernähren, besitzt er dennoch 4 oder 5 mal soviel Geld, als der Arbeiter, welcher 4 oder 5 mal soviel Bedürfnisse hat, so daß er im Ganzen 8 oder 10 mal reicher ist, als dieser. Diejenigen von den Pariser Bettlern, welche so glücklich sind, irgend ein Talent oder ein körperliches Leiden zu besitzen, gelten für besonders reich und vom Himmel gesegnet. Gaudeant bene nati! dahin gehören die lahmen oder blinden Violinspieler, Clarinettenbläser und Bänkelsänger, die einarmigen Leiermänner, die Krüppel an Beinen und

Schenkeln, welche, in einer Mulde sitzend, auf den Hintern fortrutschen und allerlei equilibristische Kunststücke machen; ohne noch diejenigen zu nennen, welche mit ihren körperlichen Gebrechen mancherlei Talente verbinden, welche z. B. in Ermangelung der Arme mit dem Bauche schreiben u. s. f. u. s. f. Jener Mann, dem ich oft in der Straße begegne, der weder Arme noch Beine, sondern bloß eine Art von Kopf und einen Rumpf hat, und vermittelst einer besondern Vorrichtung mit seinem verstümmelten rechten Arme den Leierkasten drehet, ist reicher, als Viele meiner Leser und ich jemals sein werden.

Vor mein Haus kommen verschiedene Male des Tags herumziehende Sänger und Musikanten; jeder dieser Bettler sammelt während der Viertelstunde, die er sein Talent glänzen läßt, doch fast immer gegen 10 Sous ein, welche ihm an den Fenstern der Nachbarhäuser zugeworfen werden. Wer auf diese Weise nur sechs Stunden des Tags arbeitet, gewinnt täglich über 12 Franken, welches ihm eine jährliche Einnahme von 4000 Franken und drüber ausmacht. Ich bin fest überzeugt, daß hundert Familien unter den Beamten und Angestellten mit 1600 Franken das Jahr hindurch auskommen.

Es gibt in der Welt keine so kleine Tafel, von der nicht einige Brosamen abfallen; es gibt keinen noch so armen Teufel, der nicht seine Schmarotzer

hat. So gibt es hier Leute, welche von dem Almosen der Bettler leben, und bei diesem Handwerk einen ganz erträglichen Unterhalt gewinnen. Wenn ein Blinder keinen Hund hat, der ihn durch die Straßen der Hauptstadt führt, so nimmt er sich eine Frau als Führerin an, der er täglich 20 Sous nebst Nahrung gibt, was man monatlich zusammen auf sechszig Franken anschlagen kann. Nun findet man aber gewiß viele alte, in den Ruhestand versetzte Soldaten, welche sich mit weniger behelfen müssen. Wie viele arme Studirende gibt es, welche nach Paris kommen, und dort während ihrer Studienjahre mit 60 Franken monatlich leben, die sie durch lateinischen oder griechischen Unterricht spärlich nebenher gewinnen. Es ist ein bittres, trauriges Loos, wenn die Musensöhne selbst an den Brunnen gehen und Wasser holen müssen, und wenn es sich am Ende des Monats nach einem gewissenhaften Ueberschlag findet, daß es der Tage im Monat mehr gegeben, als Mittagessen! Der Bettler lebt von einer fortdauernden, allgemeinen Subskription, wie man dergleichen wohl nach dem Tode berühmter Männer, welche Hungers gestorben, zu veranstalten pflegt, um ihnen ein prächtiges Mausoleum zu errichten. Inmitten dieser unaufhörlichen Regsamkeit, inmitten all dieser Thätigkeit der Gesellschaft, um die Bedürfnisse eines Lebens voller Mühen und Leiden zu befriedigen,

bleibt er allein unthätig, und stellt sich ruhig an eine Straßenecke in den Sonnenschein; alle Vorübergehende, welche zu ihren Geschäften eilen, sind seine Sklaven und Zinspflichtige; sie arbeiten für ihn und zahlen ihm ihren Zehnten.

Ein Bettler, welcher sich mit equilibristischen Kunststücken ernährte, ließ eines Tags sein kleines Kind zur Erde fallen, welches durch den Fall das Bein brach; er hob es auf, umarmte es mit Freudenthränen, und rief einmal über das andere aus: „Von Stund' an bist du geborgen, armes Würmchen; von nun an bin ich für Deine Zukunft außer Sorgen; Du kannst einen vortheilhaften Stand ergreifen; mit einem Beine bist Du sicher, Deinen Weg und Dein Glück zu machen!"

Wahrlich, obschon man in unsern Tagen der individuellen Freiheitsideen, wo man gern noch neue Lasten auffinden möchte, um wenigstens des Vergnügens zu genießen, sie abzuschütteln; obschon man in unsern Tagen, sage ich, jeden Vorschlag, welcher nur irgend einer Art von Industrie Zwang und Hindernisse auferlegt, mit ungünstigem Auge betrachtet, so wünschten wir doch, daß jenen mißgestalteten Krüppeln ihr Handwerk von Polizei wegen gelegt, und daß jene Fratzen von Menschen, welche die Luft verpesten und den Glanz der Sonne zu trüben scheinen, in ein eignes Lokal untergebracht und dort auf Staats-

kosten ernährt würden. So ist z. B. auf den hiesigen Boulevards, einer der schönsten Promenaden der Welt, die Bettelei eine wahrhafte Eiterbeule. Mag man sich vor ein Café hinsetzen oder auf den Trottoirs spazieren gehen, überall ist man von Bettelei umgeben; sie folgt einem auf der Ferse nach, wie ein Gespenst, das Hunger leidet, dessen gieriger Blick einen verschlingen möchte, und welches die Mildthätigkeit der Leute durch ekelhafte Mittel zu erschleichen sucht. Wie froh ist jener Elende, wenn eine vornehme Dame, die zu Fuß über die Boulevards geht, zufällig mit ihrem atlaßenen Kleide seine Lumpen streift, plötzlich einen Schrei ausstößt, eiligst ihre Börse aufschnürt und ihm ein Geldstück zuwirft. Wie sehr bedauert man in solchem Falle, keine Equipage zu haben, denn in dem Ideengange des Pariser Bettlers liegen die Begriffe von Elend und Diebstahl nahe bei einander, ohne daß dieser Unglückliche bedenkt, wie unentbehrlich eine elegante, anständige Kleidung dem Pariser Gauner ist. Vor mehreren Wintern sah man auf den Boulevards am Fuß eines Baums ein kleines, halbnacktes und vor Frost fast erstarrtes Kind ausgesetzt; es war sicher keine zwei Jahre alt. Zu seiner Seite stand eine blecherne Büchse, in welche die Vorübergehenden ihre Gabe warfen. Diese Spekulation scheint gut gewesen zu sein; denn kurze Zeit darauf sah man an verschiede-

nen Orten der Boulevards solche halbnackte, blaugefrorene Kinder am Fuß der Bäume ausgesetzt. Der Spekulant hielt sich in der Nähe und beobachtete; oder, wenn seine Mittel es ihm erlaubten, mehrere Kinder an verschiedenen Bäumen zu halten, so ging er von einem zum andern, um die Almosen einzusammeln und seinen Vortheil zu wahren. Diesem schändlichen Mißbrauch hat jedoch die Polizei nunmehr gesteuert.

Während der Hundstage sieht man ganze Familien auf den brennenden Steinen der Trottoirs ihre armseligen Kunststücke machen, und am Abend sind die Thüren der Kaffeehäuser stets von einem Schwarm armer Teufel belagert, welche, den Tod auf den Lippen, für einen Sou 10 Minuten lang singen und noch dabei lachen, wenn man so unmenschlich ist, es zu verlangen. Die vorschnelle Reife des Unglücks hat jene Bettlerkinder vor der Zeit alt gemacht. Hie und da ergreifen die Sergens de Ville einen jener kleinen Vagabunden und bringen ihn vor's Zucht-Polizeigericht; aber nach einer Woche kommen sie wieder zum Vorschein, verdorben durch die Bekanntschaft mit dem Auswurf und Abhub der Gesellschaft, welcher in den Pariser Gefängnissen weilt. Da man nun, wie Beaumarchais irgendwo sagt, auch leben muß, selbst wenn man nicht mehr im Gefängnisse ist, so sinkt die eine Hälfte jener Unglücklichen zum

Thier herab; die andere ersäuft sich. Das ist die Lösung des Problems für die Letztern; jenes Problem zeigt sich aber auch jeden Augenblick für die Andern, so lange bis die mitleidige und weise Justiz sie für ihre ingeniösen Streiche in die Force, von da auf die Galeeren, und von diesen aufs Schaffot geleitet.

Auf dem Boulevard, nicht weit von der Passage des Ponoramas begegnete ich eines Abends gegen 11½ Uhr einer Frau von etwa 30 Jahren, die in einen alten, schlechten braunen Shawl eingehüllt war und ein kleines Kind auf dem Arme trug. Monsieur, jammerte sie mich an, indem sie mir die Hand entgegenstreckte, quelque chose pour mon pauvre petit enfant auquel je ne peux plus donner le sein, faute de nourriture. Die Frau hatte in dem Ton ihrer Stimme etwas so Klägliches, daß ich ihr schnell ein Almosen gab und davon eilte. Das war vor zwei Jahren. Vorgestern bin ich derselben Frau in ihrem alten, braunen Shawl begegnet; sie kam auf mich zu, wiederholte dieselbe Anrede wie vor zwei Jahren: „Lieber Herr, schenken Sie mir eine Gabe für mein kleines Kind, dem ich aus Mangel an Nahrung nicht mehr die Brust geben kann!“ — „Comment! erwiederte ich in einer Anwandlung naiven Erstaunens, „il tette encore?“ Und die Frau ging fort, indem sie etwas zwischen den Zähnen murmelte, das ich nicht verstand.

Wenn man von dem Arbeiter spricht, dem seine

Kinder pflügen, mähen, säen, hauen oder sonstige Handarbeiten mit verrichten helfen, so sagt man wohl: Kinder sind das Glück und der Reichthum der Armen. Das könnte man eher auf die Pariser Bettler als auf die fleißigen Arbeiter anwenden; die Armen in Paris erziehen Kinder, wie andere Leute junge Hunde aufziehen, oder Leinwand weben, aus bloßer Spekulation. Wenn die Frau eines Bettlers ein Ungeheuer, eine Mißgeburt zur Welt bringt, so sagt man ihr: Die Frucht Deines Schooßes ist gesegnet! Die Armen, welche keine Kinder haben, wissen ein Auskunftsmittel; sie miethen sich welche, und das ist ein in Paris sehr bekannter und ordentlicher Handel; je nachdem die Kinder blässer und elender, zahlt man dafür einen desto stärkeren Miethzins; man entrichtet dafür eine tägliche Summe, welche je nach Umständen von 20 Sous auf drei Franken steigt; wenn ein Kind täglich drei Franken eintragen soll, muß es schon halb todt sein. Diejenigen, welche eine ganze Familie miethen, erhalten einen verhältnißmäßigen Rabatt, und der Dreizehnte wird jedesmal drauf gegeben. Doch genug! Das Alles ist schrecklich; aber man muß es sagen, das es so ist; wir sind dazu geboren, daß es so ist! Das geht ganz nach der Ordnung, nach der einmal bestehenden Ordnung!

X.

Die Künstler.

Die Geschichte der Wörter gleicht sehr der Geschichte der Menschen. Die Wörter sind, wenn man anders den Vergleich gestatten will, ein großes Volk, welches das Land, Wörterbuch, auch Diktionnär und Lexicon genannt, bewohnet. Das Land selbst hat einen ziemlichen Umfang; es erstreckt sich vom Berge A bis zur Gränze Z und ist auf allen Seiten vom Reich der Ziffern eingeschlossen. Die Wörter werden geboren, leben, verheirathen sich und sterben. Sie haben, gleichwie alle andern Staatsbürger, ihre öffentliche Ruhe und Sicherheit, ihre Lasten und Freiheiten, ihre Rechte und Pflichten. Die einen sind Grafen und Barone, die andern Spießbürger und Plebejer. Jene machen viel Lärm bei ihrem Eintritt in die Welt; diese, verschämt und dunklen Ursprungs, verbinden sich unter einander ohne Tauf- und Geburtsscheine, wahre Findelkinder

des Wörterbuchs. Die großen Herrn sind die Substantive; denn was ist ein Adjektiv? ein Bedienter, ein Leibeigner, der vom Wink des Herrn abhängt, eine Null, die bloß durch eine vorn oder hinten angehängte Zahl Werth hat. Das Substantiv dagegen, der Aristokrat der Sprache, der grammatische Adlige, befiehlt und seinen Befehlen wird gehorsamt; es hat seine Läufer und sein Gefolge; das unterthänige Pronomen muß vorausgehen hinterdrein kommt das vielgetreue Verbum und diesem folgt als Zugbeschließer das dumme Adverbium, jener Taubstumme der Phrase, der, wie ein Berliner Eckensteher, immer bereit ist, mit gekreuzten Armen sich an die erste beste Mauer lehnt und auf Bestellung wartet.

Revolutionen, heftige Erschütterungen und Erdstöße in der Linguistik haben die verschiedenen Existenzen öfters durch einander geworfen und von ihren Plätzen gerückt, theils von oben nach unten, theils von unten nach oben. Man hat erlebt, daß bürgerliche Adjektive sich stolz in den Stand der Subjektive erhoben, und daß Substantive sich anfangs zum demüthigen Mittelstande der Adjektive erniedrigt haben und endlich immer tiefer und tiefer zum brutalen Stande des Adverbiums herabgesunken sind: eine Stufe der Erniedrigung, wovon sich ein Wort nie wieder erholt. Das Schicksal der Wörter ruht in der Hand dessen, der Aller Schicksale lenkt.

Aber die Wörter sind immer wie die Menschen; einmal emporgekommen, werden sie tyrannisch, anmaßend, legen alle Scham und Zurückhaltung ab, bringen sich überall auf, spielen den großen Herrn und unumschränkten Machthaber, bis die Welle, welche sie zum Gipfel emportrug, sie wieder in den untersten Tiefen des gelehrten ABC-Buchs begräbt.

Der Despot des Tags ist gegenwärtig in Paris das Wort: artiste. Nie hat ein König von Gottes Gnaden so viel Unterthanen, nie eine Hetäre so viel Alcibiade gezählt. Haarkräusler, Vaudevilleschreiber, Glaser, Garköche, Theateraktionäre, Hühneraugenausschneider, Kellner, Deputirte, Stiefelputzer, Modistinnen, Contremarkenhändler, der gelehrte Hund Munito, der kluge Elephant Kioney, die arbeitenden Flöhe, die fechtenden Maikäfer, die Thiere und Menschen bei Franconi — alle Welt will Artist sein. Und ich habe die Prätendenten noch lange nicht alle aufgezählt. Der türkische Gesandte z. B. ist Künstler, weil er in die große Oper geht; Vidocq ist Künstler, weil er eine sympathetische Dinte erfunden; der reiche Pair de France und Ex-Deputirte, Herr Paturle, ist Künstler, weil er sich ein Haus im Styl der Renaissance hat bauen lassen; Alle, welche Victor Hugo's Schwelle betreten, sind Künstler. Die Kunst ist beinahe ein Cultus, eine neue Religion, welche gerade zur rechten Zeit kommt, da die alten Götter sich aus dem Staube machen. Selbst

das Geld, diese Allmacht unserer Gegenwart, ist gezwungen eine andere Macht als Nebenbuhlerin anzuerkennen: die Pariser Bankiers wollen auch Künstler sein. In der ganzen Chaussée d'Antin wohnt kein reicher Finanzmann, der, wäre er auch taub, blind und stockdumm, nicht einen Flügel, eine Gemäldegalerie und eine Bibliothek besitzt.

So wie diese Mode jetzt einmal hier im Gange ist, zweifle ich keinen Augenblick, daß nicht am Ende noch alle Pariser Künstler werden; man braucht nur alle diejenigen dafür zu erklären, welche den Salon besuchen, wodurch man an einem Tage 30000 Menschen zu Künstlern creiren kann.

Ehemals waren die Künstler selten, heutiges Tags sind sie sehr zahlreich, wenigstens dem Namen nach: die Einen mit Renten, welche sie ernähren, mit Buchhändlern, von denen sie bezahlt, und mit Zeitungsschreibern, von denen sie gelobhudelt werden; das ist die Byron'sche Litteratur oder die Schule der Tilburys; die Andern mit Schulden, zerrissenen Röcken und etwas vernachlässigten Händen; das ist die geniale Gattung. Der Unterschied beider besteht lediglich in der Form.

Sonst mußte man Märtyrer sein, um die Künstlerpalme zu verdienen; man mußte Leib und Seele willig opfern, um jenen schönen Namen zu erringen; man mußte im Gefängniß sterben, wie

Tasso, im Hospital den Hungertod erleiden, wie Camoëns, eine Stelle auf der Mauth annehmen, wie Hamann, und den Muth haben, keinen Zopf zu tragen, wie Jean Paul; man mußte mit Callot Vermögen, Adel und andere unwesentliche Dinge vergessen können, um in Italien zu studiren, mit Hoffmann den Bratenrock verkaufen, um den Hunger einer nach Brod schreienden Familie zu beschwichtigen, oder mit Vernet sich an den Mast binden lassen, um den Seesturm nach der Natur zu malen. Aber damals gab es noch keine Kunstvereine, keine Akademien; das Genie war frei und unabhängig und erhielt von keinem sogenannten Kunstgönner die Bestellung einer Begeisterung in fünf Akten oder von 40 Fuß Länge und 20 Fuß Breite. Jetzt paßt das Wort Künstler für Alles und für Alle.

Man hat von den alten Meistern oft gesagt, sie seien gläubig gewesen; Raphael z. B. habe vom Glauben begeistert sein müssen, als er aus dem Porträt seiner Geliebten das der Jungfrau Maria machte. Aber die Kunst selbst ist ein Glaube; der wahre Künstler ist der Priester und Dollmetscher jener ewigen Religion, welche sich von allen andern unterscheidet; denn sie zerstört und zertrümmert nicht, sondern schafft und bringt hervor. Deshalb ist auch Gott der erste Künstler; denn er hat die Welt erschaffen, und was ist die Welt für ein Mei-

sterstück! Welche Harmonie, welch schönes Verhältniß herrscht in jenem großen Drama, dessen erste Schauspieler die Sonne, die Erde und der Ozean sind! Und um diese ersten Rollen herum, wie wimmelts da von stummen Personen, Choristen und untergeordneten Gehülfen! Wo fände man reichere Dekocationen! wo hörte man ein volltönenderes Orchester, als wenns donnert? Der Vorhang ist aufgezogen: die Sonne streitet mit dem Ozean um den Besitz der Erde, ihrer Jugendgespielin und Freundin, welche ihrem Rival als Braut verheißen ist. Ihr gegenseitiger Streit wird die ganze Natur umwälzen. Der Mond, der heimliche Vertraute der Sonne, dient ihr, so lange sie abwesend ist, nach besten Kräften, aber vergebens. Der erste Akt endigt mit der Sündfluth; der Ozean ist Sieger und feiert seine Brautnacht; aber der Regenbogen am Himmel erscheint und verspricht der überschwemmten Gattin Hülfe und Erlösung. Im zweiten Akt flieht der Ozean, so rasch ihn seine Beine tragen wollen, vor dem Feuer seiner Feindin und tritt hinter die Coulissen; dabei ist die Handlung seitdem stehen geblieben, trotz dem Verrath der Menschen, welche dem Zurückgeschlagenen auf alle mögliche Weise Vorschub leisten, indem sie die arme Erde in die Kreuz und in die Queer aufwühlen, aushöhlen, und zu Canälen durchstechen. Was im dritten und letzten Akt sich zutragen wird, müssen wir abwarten.

Wenn aber Gott Künstler ist, so ist der Künstler seinerseits auch Gott, weil die Kunst Leben, Seele und Schöpfung ist. Der heilige Egidius ist der Schutzpatron der Goldschmiede, der heilige Georg der Beschützer der Krieger, und Gott ist der Schutzheilige der Künstler. Was muß das aber für eine mächtige Zunft sein, welche Gott zum Patron hat! von welch echtem Schrot und Korn muß derjenige sein, der unter diesem Banner ficht! Der Visirstab ist hochgerückt für die Stirnen, welche sich darunter messen lassen.

Der Name Künstler kommt nicht bloß den Dichtern, Malern, Bildhauern, Architekten, Kupferstechern, Lithographen, Holzschneidern, Schauspielern und Tänzern zu; er gebührt allen denen, deren Geist schöpferische Kraft bethätigt. Mag man König, Tischler, Professor, Maurer, geheimer Rath oder Salzdirektor sein, wenn man jenen Antheil der göttlichen Kraft besitzt und jene Geistesfähigkeit entwickelt, welche findet und befruchtet, so ist man Künstler. Mag man dagegen Mitglied von tausend Malerakademien, königlicher Hofbaurath, gekrönter Dichter oder offizieller Hofzeitungsschreiber sein, wenn man nachahmt, nachbildet und nichts Neues schafft, ist man kein Künstler. Cornelianer, Ingristen, Romantiker, ihr lasset euch umsonst Bart und Haare lang wachsen; umsonst wandelt ihr wie bleiche Schattenbilder des Hungers herum, tragt Kleider, wie

sonst kein Mensch, und habt Farbe an allen zehn Fingern; Fahrlässigkeit, Négligé, lange Haare und ungewaschene Hände thun nichts zur Sache; ihr werdet ebenso wenig Künstler genannt werden dürfen, als der Pariser Nationalgardist, der seine Bandeliere putzt und in den Soldatenrock sklavisch verliebt ist.

Man sehe nur einmal in Paris alle jene jungen Leute, welche phantastische Röcke tragen, wie Wegelagerer aussehen, mittelalterliches Französisch sprechen und bei den Thürmen von Notre-Dame schwören; welche ihre Individualität aufopfern und ihren ganzen Ruhm darein setzen, nachzuahmen, zu copiren, hinter drein zu kommen, indem sie den Meister beim Zipfel seines Rockschoßes festhalten; soll man alle diese Leute Künstler nennen? Aber wo bleibt dann die Originalität, jene wesentliche Bedingung für den Künstler? Seht sie nur an: sie sind Alle nach demselben Muster zugeschnitten, sie haben Alle dieselbe Haltung, denselben Zweck, dieselbe Sprache und dieselben Haare, welche wie Hundeohren über die Backen herunterhängen.

Die gewöhnliche Manier der angehenden Künstler ist, außerhalb ihrer Zeit mit andern Ideen und Sitten leben zu wollen, welche Thorheit sie von der übrigen Welt absondert, ihnen einen fremdartigen, seltsamen Anstrich gibt und die Acht der Gesellschaft

über sie verhängt; sie sind wahrhafte moderne Zigeuner, und gleichen bisweilen den flotten Burschen der deutschen Universitäten. Gleich diesen haben sie eine eigne Sprache, ein Atelier-Jargon, welches den übrigen Sterblichen unverständlich ist; es besteht vorzüglich darin, daß man die letzte Sylbe der Wörter mit einer willkührlich ersonnenen Endung vertauscht; anstatt épicier z. B. sagen sie épice-mar, statt artiste nach derselben Bildungsregel, artismar. Wie die Griechen und Römer jeden Fremden Barbar nannten, wie die deutschen Studenten Jeden, der nicht immatrikulirt ist, Philister schimpfen, so betiteln die Pariser Künstler Jeden, der kein Bürgerrecht unter ihnen erlangt hat, bourgeois. Die größte Beleidigung, die sie sich zufügen können, ist, sich rococo, pair de France, Empire, perruque oder Académie zu schmähen; Académie ist der unterste Grad von Bourgeois.

Mag es stürmen, schneien oder regnen, nie verzeihen sie den Regenschirm. Was sie besonders karakterisirt, ist der Abscheu vor allen Gemächlichkeiten des Lebens, vor dem Comfort. Alle Eleganz ist bei ihnen verpönt; der reine Hemdkragen ist abgeschafft und kann nie wieder eingeführt werden; Handschuhe sind Chimären, und von der Seife sagen sie, was Brutus von der Tugend sagte: leerer Wortschall! Sie verkaufen ihren neuen modernen

Frack an den Trödeljuden, um für den Ertrag vom Bric-à-Brachändler einen alten gothischen Lehnstuhl zu kaufen, und sie essen nur alle zwei Tage einmal zu Mittag, um sich für das ersparte Monatsgeld einen gekitteten Porzellanteller anzuschaffen. Der Egoismus erklingt bei ihnen nur, wenn man die Saite ihres Talents berührt. Sonst sind Uneigennützigkeit, Bruderliebe, Gleichheitssinn, jene Tugenden der Kinder und der Armen, auch ihre Tugenden. Sie theilen mit einander ihr weniges Silber und Kupfer; Gold würden sie vielleicht für sich allein behalten; zum Glück besitzen sie keins. Béranger hat ohne Zweifel an sie gedacht, als er den philosophischen Refrain seines Liedes dichtete:

Les gueux, les gueux
Sont des gens heureux;
Qui s'aiment entr' eux,
Vivent les gueux!

Die Armuth ist ihr güldnes Kalb; sie sind stolz darauf und beten sie an. Frei wie der Vogel in der Luft, lustig, ohne Qual und Sorgen stehen sie in dem Alter der Flegeljahre, wo man aus voller Brust singt:

Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt,
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt,
Juchhe!

und wo man das Glück abweiset, selbst wenn es mit vollen Händen unterthänigst an die Stubenthür klopft. Schönes Alter, wo man von dem materiellen Wohlergehen im Leben noch nichts begreift, wo man den Faust mitsammt Göthe verflucht, der seine Seele zum Vortheil seines Körpers an den Teufel verschreibt. Ohne sich gerade viel um die Tagspolitik zu bekümmern, sind doch die Künstler gerade diejenigen, welche am tiefsten und bittersten alle Leute hassen, die ihre Ueberzeugung gewechselt, ihre Parthei verrathen und sich zu feilen Söldlingen irdischen Wohlwollens und thierischer Genüsse gestempelt haben.

Den Hauptaufwand macht bei ihnen die Phantasie, woran sie unermeßlich reich sind. Sie wiederholen täglich das biblische Wunder, verwandeln den Süresne in den edelsten Burgunder, und sind im Stande, sich in reinem Quellwasser zu berauschen. Was liegt ihnen an den königlichen Schätzen, an Rothschilds Millionen, da sie Besseres erträumen, als allen jenen Tand, da ihnen der Schein der Sonne viel goldner dünkt, als alle Kostbarkeiten der Welt, da sie an Allem, was auf der Erde ist, Genuß haben, an einem Strohhalme, den die Welle fortträgt, an einem Vogel, der von Ast zu Ast hüpft, an einer Lerche, die ihr Morgenlied schwirrrt, an einem Strahl, der aus eines Mädchens schwarzem Auge leuchtet? Sie verlangen nicht nach der sammetwei-

chen Lust der Schwelgerei, nach einem ruhigen, gleichmäßig dahinfließenden Dasein; sie wollen kein beständiges Ofenfeuer, keinen ewigen Sonnenschein, sondern Hitze und Kälte, Nässe und Dürre, Ebbe und Fluth; sie wollen sich mit dem Rade bald nach unten, bald nach oben drehen, heute durch Schmutz waten und morgen auf Blumen wandeln. Alles was sie hier oder dort fesseln könnte, ekelt sie an. Pfui über die zarten Bande der Ehe, über die schwärmerischen Regungen der Liebe! Pfui über Alles, was den Reiz des gewöhnlichen Daseins ausmacht! Das Familienleben ist ihnen ein Greuel; die Besten unter ihnen rühmen sich, Bastarde zu sein; Andere, nicht weniger aufgeklärt, taufen sich um, nennen sich, anstatt Jean, Jules, Joseph, Jehan, Giulio, Giuseppe, und aus einer Cigarre machen sie Kautabak.

Der Tabak ist das Kraut, welches sie am höchsten in der Welt achten; aber es muß der feingeschnittene französische Regietabak sein, der sogenannte Caporal; sie sehen uns Deutsche mit verächtlichem Achselzucken an, wenn wir Varinas oder Portoricco rauchen; wer ihnen wohlriechende türkische Blätter anböte, müßte sich mit ihnen schlagen. Türkische Pfeifen verachten sie ebenfalls und schätzen nur die gut culottirten, d. h. mit Tabakssaft schwarz getränkten Thonprügel.

Glückliches Künstlergeschlecht! wer seine hiesigen

Sprößlinge beobachtet, glaubt an die fünf Sous des ewigen Juden und an den Zehrpfennig der Knappen Rolands. Der Reiche ist das Wesen, welches sie am meisten bemitleiden; nach dem Reichen hat der Familienvater den nächsten Anspruch an ihre Barmherzigkeit. Um diese abgesonderte Klasse der Pariser Gesellschaft kennen zu lernen, muß man sie bei ihren Arbeiten und Vergnügungen gesehen haben. Ich werde noch lange an einen Ball denken, den ein recht talentvoller Künstler diesen Winter während der Fastnachtszeit veranstaltete und wozu der Festgeber mich eingeladen hatte.

Es war ein Maskenball. Mädchen und Frauen verschönerten das Fest nicht durch ihre Gegenwart. Ueber der Eingangsthür las man in großen Buchstaben: Ici on n'entre pas sans pipe, chique ou cigarre. Tabaksqualm war die respirable Luft des Zimmers. In dem Tanzsaal stand ein altes Fortepiano, wonach gewalzt wurde; von der Decke hing anstatt des Kronleuchters ein Todtenkopf herunter, in dessen Augenhöhlen zwei Talglichter brannten; der Rest des Ameublements bestand aus etwa zwanzig Kirchen- und Wirthshausstühlen, und aus einem mächtigen Tisch von schwarzem Eichenholz, worauf Stahl, Schwamm, deutsche Schwefelhölzer a la congrève, Tabak, Thee und andere Bedürfnisse zerstreut herumlagen. Ein reicher Vorrath von Charcüterie war in

einem anstoßenden Cabinet aufgestapelt, und wenn Jemand Hunger fühlte, wies man ihn in die Salle du buffet. Das schon erwähnte Piano, eine Trommel, ein Jagdhorn, eine Klarinette, eine Querpfeife, zwei Trompeten und alle Stimmen der Gehenden und Kommenden bildeten das Orchester. Darnach beurtheile man die Harmonie. Es war ein echter Sabbath.

Der Ball wurde mit einer Galoppade eröffnet; Franziskaner, Tyroler, italienische Banditen und Türken tanzten wild durcheinander; man bemerkte auch Einige als Akademiker und Nationalgardisten verkleidet. Der Ruf: à bas les académiciens! konnte nicht lange ausbleiben. Man sprang auf die akademischen Masken los, zerrte sie nach allen Seiten und riß ihnen die Laubstickereien ab; nicht besser erging es den Nationalgardisten, welche mit den Akademikern um die Wette verhöhnt und ausgespottet wurden, die Einen als Vertreter der Vergangenheit, die Andern als Abgeordnete der Gegenwart. Das fand ich ganz natürlich an einem Orte, wo nur Repräsentanten der Zukunft versammelt waren; aber höchst inconsequent erschien es mir, daß diese Repräsentanten der Zukunft das Mittelalter leben ließen!

Nachdem man sich satt geraucht, getanzt, geschrieen und getrompetet hatte, ging es ans Essen und Trinken. Das Buffet seufzte unter der Last der

berghoch aufgethürmten Schinken und Würste, welche von beiden Seiten her durch Weißbrod und 200 Flaschen Wein gedeckt waren. Mitten darunter stand Victor Hugo's Büste, mit Laub bekränzt und eine Cigarre im Munde. Man aß und zechte bis an den hellen Morgen und sang alle Arten von Trink-, Liebes- und Vaterlandsliedern. Krank vom Lärmen, vom Tabaksdampf und vom Mittelalter kam ich nach Hause, wo die Kritik Scüderys über Corneille's Cid mich sogleich vollständig nüchtern machte. Der Rausch der jungen Künstler, mit denen ich die Nacht durchschwärmt, wird sich aber nicht so bald verflüchtigen.

Wie es in Deutschland eine Zeit gab, wo Jedermann studiren wollte, so ist es jetzt hier an der Tagsordnung, Künstler zu werden, und das, was die Ausnahme einiger bevorzugter Naturen sein soll, zur allgemeinen Regel zu erheben. Diese Künstlerwuth ist eine epidemische Krankheit, eine wahre Gottesgeißel, wie bei uns überm Rhein die weiland Studirwuth. Die Symptome dieser Krankheit sind folgende:

Das Uebel greift zuerst immer den Kopf an; es ist eine Art Gehirnentzündung, worunter besonders der Verstand leidet. Wer den Einfluß dieser Pariser Atmosphäre spürt, fängt damit an, daß er die gesunde Vernunft verabschiedet und Rasirmesser

nebst Seife zum Fenster hinauswirft. Der Bart wächst ihm mit erstaunlicher Schnelligkeit, meistens auf den Lippen und am Kinn; in bedenklichen Fällen wächst er überall im ganzen Gesicht. Von nun an verändert sich der Kranke zusehends, er saintsimonisirt sich und wird total unkenntlich. Seine Augen treten tiefer in ihre Höhlen zurück, seine Farbe nimmt einen leichenähnlichen Ton an, seine Haare verlängern sich, seine Sprache wird affectirt; man hört ihn häufig tu-Dieu, ventre-Dieu und andere schreckliche Flüche zwischen den Zähnen murmeln. Wenn die Künstlerwuth einen noch höheren Grad erreicht, so vernachlässigt der Kranke seine Angelegenheiten und Geschäfte; er macht Verse, sondert sich von aller Gesellschaft ab, und bekommt Lust zum Schlafen (zur horizontalen Lebensart, wie er sich ausdrückt), zum Rauchen und Punschtrinken. Er hat stets einen brennenden Durst, macht Schulden, und sein Blick ist entweder melancholisch, oder durchbohrend, frech, starr, schief, niemals natürlich. Wenn man in diesem Stadium der Krankheit die Anwendung energischer Heilmittel verabsäumt, so sieht, hört, schmeckt, riecht und tastet der Leidende bald nicht mehr, wie andere Menschen; seine fünf Sinne sind angegriffen. Alle seine Gefühle und Empfindungen hüllen sich in eine spezifische Farbe, wie Einer, der die Gelbsucht hat, Alles gelb sieht. Diese in ihrem äußern Her-

vortreten so launenhafte Krankheit befällt hier gewöhnlich Individuen beiderlei Geschlechts von 18 bis 30 Jahren; auch einige Kinder sterben daran, bevor sie gezahnt haben. Am meisten sucht sie die jungen Leute heim, wenn sie die Provinzial-Gymnasien verlassen und nach Paris auf die Universität gehen, um die Rechte oder die Arzneiwissenschaft zu studiren. Die Pariser Luft, das Pariser Wasser wirkt auf sie, und anstatt Juristen oder Mediziner werden die Unglücklichen Künstler; statt des Code Napoléon kaufen sie ein Jagdhorn, und statt des Scalpirmessers eine Malerpalette: die ersten Symptome der Künstlerwuth. Als wirksame Schutzmittel gegen die Ansteckung haben sich erprobt: Enthaltsamkeit von jeder poetischen Speise, antiphlogistische Küche, möglichste Heiterkeit und Unbefangenheit, Vermeidung aller Träumereien, des zu häufigen Theaterbesuchs, des Sonnenuntergangs und des Umgangs mit Schriftstellern, ganz besonders aber tägliches Rasiren und algebraische Studien. In gewissen akuten Fällen hat das Anlegen von Kravatten und reinen Hemdkrägen wunderbare Kuren bewerkstelligt, und die verzweifeltsten Fälle sind durch Scheere und Rasirmesser fast immer geheilt worden.

XI.

Die Barrièren.

Paris hat etwa sieben Lieues im Umfang, und wird von 55 Barrièren eingeschlossen. Diese Barrièren sind nicht sowohl vom Ingenieur zur Verschönerung und Regelmäßigkeit der Hauptstadt abgesteckt worden, sondern vielmehr des Oktroi wegen da, welches für den Verbrauch und die Einfuhr aller unentbehrlichen Lebensmittel über alle Thore die Inschrift gesetzt hat: Bis hieher und nicht weiter! Die Summe, welche die Eingangszölle an den Barrièren der Stadt Paris jährlich eintragen, ist unermeßlich. Wein, Branntewein, rohes Fleisch und Oel sind die bedeutendsten Erzeugnisse jener indirecten Auflage, welche besonders die unbemittelten Volksklassen trifft. Weil wir jedoch keineswegs beabsichtigen, einen statistischen oder nationalökonomischen Artikel zu liefern, so verweisen wir diejenigen, welche

die Masse dieser Auflagen kennen zu lernen wünschen, ans Budget der Stadt Paris.

Da die nothwendigen Lebensbedürfnisse vor den Barrièren weit wohlfeiler sind, als in der Stadt, so haben manche Familien, deren häusliche Einrichtung beschränkt ist, und sich nach der Einnahme richtet, ihre Penaten in der Baulieue angesiedelt. Wir verstehen aber darunter nicht jene Leute, welche ein kleines Haus ¼ Meile von der Barrière besitzen; da ist keine Barrière mehr; die wohnen schon auf dem Lande. Die eigentliche Barrière dehnt sich im Grunde nicht weiter als 400 Schritte vom Thore aus; in diesem engen Raume tritt sie in ihrer karakteristischen Physiognomie hervor, und bietet dem Beobachter ein Bild von Sitten und Gewohnheiten, welche erstaunlich von denen der Hauptstadt abweichen. Man wundert sich vielleicht, daß eine so einfache Scheidewand, als die Stadtmauer, in derselben Gesellschaft so bemerkenswerthe Verschiedenheiten hat bewirken können. Die Barrièren gehören ausschließlich dem Volke an; die Arbeiter aller Stände bringen die Rast- und Feiertage vor der Barrière ihres Stadttheils zu, wo sie sicher sind, wohlfeilen Wein und ungestörtes Vergnügen zu finden. Indessen hat sich auch hier vor den Barrièren, wie überall anderswo, die Aristokratie eingenistet; einige derselben haben von den Stadtvierteln, vor denen sie gelegen sind, gewisse Manie-

ten und einen gewissen Ton entlehnt, welche vo andern Orten derselben Gattung verschieden sind z. B. ist es unbestreitbar, daß es vor den Ba des Faubourg Saint-Germain ruhiger, anständiger und feiner hergeht, als vor den Barrièren auf der andern Wasserseite. Das kommt vermuthlich daher, weil Sonntags und Montags die vielen Bedienten der benachbarten Hotels daselbst ihren Abend zubringen und die Parodie von den Salonsmanieren ihrer Herrschaft dorthin verpflanzt haben.

Die Barrièren haben zweimal des Tags ein entschieden verändertes Aussehen. Alle Morgen, im Sommer um sechs Uhr und im Winter, sobald es Tag wird, versäumen die Standgäste der Weinwirthe nie, ihren Schoppen weißen Wein zu trinken, den sie stehend am Comptoir zu sich nehmen. Vor jeder Barrière siehet man um diese Stunde immer dieselben Leute: Bewohner von umliegenden Häusern, Ouvriers, welche sich an ihre Arbeit begeben und einige Gartenbauer, die sogenannten Marraîchers, welche allen Traiteurs vor der Barrière ihren Salat und ihre Gemüse bringen. Oft ereignet es sich, daß mehrere Standgäste einer und derselben Schenke zufällig zu gleicher Zeit ins Wirthshaus kommen, um ihren halben Schoppen zu nehmen; wenn es dann Einem unter ihnen einfällt, die Andern zu regaliren, so läßt Keiner von den

Andern sich die Ehre nehmen, solches zu erwiedern, was sie pager la tournée heißen. Niemand will sich dieser Höflichkeit entziehen, welche der Brauch geheiligt und zur Pflicht gemacht hat; Jeder muß trinken und bezahlen, wenn die Reihe an ihn kommt. Sind nun ihrer Acht oder Zehn beisammen, so macht das auf den Mann etwa zwei Bouteillen weißen Wein, die Jeder vor dem Frühstück zu sich genommen hat; eine ziemlich solide Unterlage!

Wenn neun Uhr herankömmt, so wäscht man das Comptoir; die Gläser, aus denen der meiste Wein getrunken wurde und welche man seither nur, je nachdem es der Augenblick erheischte, ausschwenkte, werden nun in Masse gespült, und die Tische von schwarzem, fetten, wurmstichigen Holze mit fayencenen Suppenterrinen besetzt, von denen jede einen großen Suppenteller zur Unterschale hat. Der Koch füllt die im Fleischtopf entstandene Leere mit Wasser wieder aus und die Arbeiter nehmen ihre erste Mahlzeit ein.

Die Consumenten bestehen größten Theils aus Maurern. Da Paris stets dahin strebt, sich zu vergrößern und zu verschönern, und am äußersten Ende der Faubourgs noch zahlreiche freie, unbesetzte Bauplätze vorhanden sind, so finden dieselben auch immer Abnehmer, und die bei diesen Bauten beschäftigten Arbeiter sind es, welche jeden Morgen die Garköche der Barrière in Nahrung setzen.

Es giebt indessen Barrièren, welche zwei Arten von Standgästen haben, wovon jede ihre eigne Schenke hat, welche dergestalt ihr Eigenthum ist, daß die Kunden des einen Hauses sich niemals in das andere eindrängen würden, und daher ohne alle Verbindung unter einander sind. Ich nenne z. B. die Barrière Rochechouart, welche wegen der Nachbarschaft der Schlachthäuser und Steinbrüche von Montmartre fast ausschließlich von Steinbrechern und Metzgern besucht wird. Die Ersteren finden sich in den Kneipen ein, welche näher bei Clignancourt, wo sie arbeiten, liegen; und die Andern besuchen aus demselben Grunde vorzugsweise die Häuser, welche am nächsten an die Barrière gränzen. Die Steinbrecher zerstreuen sich in mehrere Schenken; die Metzger gehen aber immer nur in eine. Sie bekommen nämlich von den Ochsen, welche sie schlachten und ausweiden, den Theil des Thieres, welcher sonst gewöhnlich weggeworfen wird, weil er zu nichts Nutze ist, nämlich die Backen. Dieser Theil, voll Nerven und Knorpeln, der uns anekeln würde, wenn man ihn abgesotten oder gebraten auf den Tisch bringen wollte, hat die gute Eigenschaft, vortreffliche Suppe zu machen. Die Metzgerknechte kommen daher mit einem Marchand de vins überein, an den sie diesen Fleischabfall abliefern und der Marchand de vins gibt ihnen dafür eine Tasse Bouillon.

So ist es Sitte vor allen Barrièren, die in

der Nähe von Schlachthäusern gelegen sind, vor den Barrièren von Grenelle, Villejuif, Roule, Menilmontant und Montmartre.

Man kann sich leicht eine Vorstellung davon machen, was die Klientel der Metzgerknechte den Weinhändlern der Barrièren einbringen mag, wenn man erfährt, welche ungeheure Schlächterei wöchentlich in den Abbatoirs von Paris vorgenommen wird. Ich weiß nur von zwei Schlachthäusern in dieser Hinsicht etwas Bestimmtes anzugeben, nämlich von dem Abbattoir von den Barrièren von Montmartre und Menilmontant, wo Dienstags und Freitags mehr als 400 Ochsen, eben so viele Kälber und ungefähr 2000 Hämmel geschlachtet werden.

Die Ouvriers, welche ihre Mahlzeiten vor der Barriere halten, kommen fast alle mit ihrem Brod unterm Arm zum Essen; sie setzen sich an den ersten besten Tisch, brechen ein gutes Stück von ihrem Laib Brod ab, brocken es in die Suppenschüssel, und ohne daß sie genöthigt wären, nur ein Wort zu sagen, kommt der Garçon, nimmt die leeren Schüsseln fort und bringt sie nach Verlauf von einigen Secunden, mit einer frischen Portion Suppe gefüllt, zurück. Dieser Bouillon kostet den Consumenten drei Sous. Die meisten lassen sich ein Stück Rindfleisch dazu geben, welches ihnen vier Sous gerechnet wird; Suppe und Rindfleisch kommen demnach auf sieben Sous und machen das, was der Arbei-

ter sein Ordinaire nennet, aus. Die Reichsten fügen zu ihrem Ordinaire wohl noch einen halben Schoppen Wein zu und wenn sie sich vergessen, auch wohl einen ganzen.

Dieselben Arbeiter kommen um zwei Uhr züm Mittagsessen wieder; aber alsdann essen sie weder Suppe noch Rindfleisch; denn, nach zehn Uhr Vormittags, findet man vor allen Barrieren schwerlich noch eine Suppe: ein Kalbs- oder Hammelsragout macht gewöhnlich diese zweite Mahlzeit aus, welche, ein Canon rothen Wein mit inbegriffen, auf 6 — 8 Sous kommt, und womit der Arbeiter sich bis am Abend begnügt, wo er nach Hause geht, und wenn er Familie hat, noch ein frugales Abendbrod einnimmt.

Auch sieht man Morgens außerhalb Paris eine große Anzahl Frauen, welche unweit von der Barrière im Faubourg wohnen, alle der Volksklasse anzugehören scheinen und außerhalb der Stadtmauern die Quantität Wein holen, welche zollfrei in die Stadt herein gelassen wird. Das ist gewöhnlich die Hälfte von einem Schoppen, une chopine, denn mehr könnte man unmöglich passiren lassen. Sie erneuern diesen Vorrath um die Essenszeit und sparen dadurch täglich 4 oder 5 Sous, welches in einer unglücklichen Wirthschaft schon ein bedeutendes aufs Jahr ausmacht.

Einige Leute kaufen auch ihr Fleisch vor der Barrière und schmuggeln es in die Stadt, wenn sie

Abends heimgehen, sei es nun, daß sie es ganz in ihren Hüten verstecken, oder es in einzelne Stücken zerschneiden und diese in ihre Taschen vertheilen. Da der Eingangszoll für ein Pfund rohes Fleisch zwei Sous beträgt, so ist das für die armen Leute eine große Ersparniß, da diese Verzollung eines der nothwendigsten Lebensbedürfnisse drückt.

Abends sind die Barrièren so ruhig und schweigsam, als sie Morgens geräuschvoll und belebt gewesen; die Schenken stehen leer und verlassen da; nur hie und da bemerkt man einige Personen aus den benachbarten Häusern, die weniger dort zusammenkommen, um zu trinken, als um die Zeit hinzubringen und den Herrn des Hauses nach Neuigkeiten auszufragen.

Der Sonntag und Montag machen jedoch davon eine Ausnahme. Wer an einem dieser Tage nicht selbst vor den Barrièren gewesen und das Schauspiel mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich nicht leicht eine Idee machen von dem Lärm und Tumult, der 12 ganze Stunden lang, von Mittag bis Mitternacht, anhält. Dann finden die untern Volksklassen hier ihre Freude, Lust und Zerstreuung; sie legen sich die ganze Woche harte Entbehrungen auf, um Sonntags vor die Barrière gehen zu können. Dort wandern sofort alle Ersparnisse in die Tasche des Schenkwirths; alles baare Geld, welches, gehörig bei Seite oder in die Sparkasse gelegt, dem armen Arbeiter

am Ende ein kleines Capital für seine alten Tage zusammenbringen könnte, wird an diesen Tagen durch die Gurgel gejagt. Was kümmert den Armen die Zukunft? die Gegenwart würde ihm unerträglich sein, wenn er sich nicht jede Woche in seine Schenke vor der Barrière begeben dürfte. Es gibt sogar faule Arbeiter, die während vier Tagen in der Woche wenig oder gar nichts thun, und bloß die zwei letzten Tage fleißig arbeiten, um ihr Sonntagsvergnügen vor der Barrière zu gewinnen. Eine Guinguette vor der Barrière ist für den Arbeiter das, was für den Pariser Stutzer das Café de Paris oder eine Loge in der Oper ist.

Vor die Barrièren hinaus sollte man die ewigen Lärmschlager führen, welche, um ihre Behauptungen zu rechtfertigen, immer von Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit des Volks sprechen. Welches politisches System auch die Regierung befolgen, wie demüthig oder drohend auch die Stellung des französischen Cabinets dem Ausland gegenüber sich gestaltin mag: — die Barrièren erhalten nichts desto weniger jeden Sonntag ihren gewöhnlichen Zulauf, eine schwirrende Volksmasse, welche stets dieselbe Eile, denselben leichtfertigen Karakter, dieselbe rauschende Lust, und denselben Durst nach Wein und Tanzvergnügen mitbringt. Man gehe einmal an diese Orte und knüpfe mit dieser rein um des Vergnügens und der Sorglosigkeit willen versammelten Menge ein Ge-

spräch über die Doctrinairs, den Thierparti, die Linke u. s. w. an; sie werden Einen sofort sehr ernstlich bitten, sie in Ruhe zu lassen und dann ein frisches Maaß Wein bestellen, wovon sie uns ein Glas anbieten, um unsern Mund zu schließen. Eine vom Volke ausgehende Revolution, ohne verborgene Triebfedern und im Geheimen wirkende Rädelsführer, ist für Paris nie zu fürchten, so lange die Barrièren noch offen stehen.

Es ist schwer, nach einem im Kopfe gemachten Ueberschlage die Summe zu bestimmen, welche der vor den Barrièren getrunkene Wein dem städtischen Oktroi entzieht; um in diesem Punkte einigermaßen sicher zu gehen, müßte man die Register der indirekten Auflagen nachschlagen dürfen. Wenn aber in Paris täglich 1200 Stück Wein getrunken werden, und wenn, wie es bewiesen und dargethan ist, der größte Theil dieses unermeßlichen Absatzes besonders auf die Marchands de Vins fällt, wo man den Wein Schoppenweise ausschenkt, so darf man, ohne Furcht, einen großen Rechnungsfehler zu begehen, dreist annehmen, daß der Weinverkauf vor den Barrièren zehnmal stärker ist, als in der Stadt.

Will man einen vergleichenden Anhaltspunkt haben, so findet man diesen in dem ungeheuren Absatz, welchen einige von den Speisewirthen der Bautieue haben; es gibt Schenken wo Sonntags in der

schönen Jahreszeit gegen 12 Stückfässer Wein verkauft werden, d. h. 3600 Litres oder 4800 Flaschen. Der feste Theil steht ganz im Verhältniß zu dem flüßigen Theil; man verzehrt daselbst an einem einzigen Tage 10 bis 12 Kälber, unbeschadet des Hammelfleisches, der Fische, des Salats und der Gemüse, welche dort consumirt werden.

Diese Kneipen bieten an stark besuchten Tagen einen wunderlichen Anblick dar. In dem sogenannten Garten, welches in der Regel nichts anders, als ein mit verdorrten Bäumen bepflanzter Hof ist, hat man verschiedene Tische. aufgeschlagen, welche aus 2 oder 3 so gut als möglich an einander gelegten Brettern gebildet und vermittelst vier Schlottnägel an ebensoviele in die Erde gerammte Holzpfähle angeheftet sind; zu jeder Seite dieser Tische befinden sich ebenso zusammengesetzte und befestigte Bänke; und um diese Tische, wie auf diesen Bänken sitzen dicht gedrängt Männer, Weiber, Kinder, schwatzend, schreiend, sich mit dem Ellenbogen stoßend, fast aus einer und derselben Schüssel essend, und aus einem und demselben Glase trinkend; oft brechen Tische und Bänke zusammen, daß die Bratensauce und der Wein sich in Strömen über ihre Kleider ergießen. Unaufhörlich rufen sie über die Garçons, welche nicht mehr wissen wo ihnen der Kopf steht, auf wen sie hören, wen sie zuerst bedienen sollen, und die

in irdenen Töpfen Litres Wein herbeischleppen, woran gewöhnlich ein Achtel fehlt, welches, wie man allgemein annimmt, unterwegs verschüttet, von dem Kellermeister aber höchst geschickt in einen unter dem Schenktische angebrachten Behälter geleitet worden ist. Dieselben Auftritte wiederholen sich in dem Saale des ersten Stockwerks, welcher sich von dem Garten nur in so fern unterscheidet, als hier grobleinene Tücher über die Tische gedeckt sind, was aber im Grunde wegen der blauen Farbe, welche der darauf verschüttete Wein zurückläßt, noch unappetitlicher aussieht. Die Zahl der in diesen Häusern versammelten Gäste beläuft sich manchmal auf Tausend. Wegen des Weins wendet man sich an die Garçons und Kellermädchen; derselbe hat seinen bestimmten Preis und man kann davon nichts herunterhandeln. Was aber Essen anlangt, so begibt sich jeder Gast selbst in die Küche, sucht sich Bratenstücke, Geflügel u. s. w. aus, geht damit ans Comptoir, wo dann zwischen dem Käufer und Speisewirth oft sehr drollige Gespräche über den Preis dieses oder jenes Stücks beginnen. An Tagen, wo die Zahl der Gäste nicht groß ist, würdigt der Küchenmeister den Unterhändler einer Antwort, welcher oft fünf Minuten am Comptoir bleibt, um einen Sou abzudingen; an Tagen aber, wo man sich um die Eßartikel schlägt, nimmt der Wirth seine Revanche. Da er sicher ist,

daß er seine Vorräthe alle an den Mann bringt, so läßt er auch nicht einen Sou von dem einmal festgesetzten Preise ab; entweder, oder; man zahlt oder läßt es bleiben; ein anderer greift mit Freuden zu. Eine Restauration vor der Barrière gleicht an solchen Tagen einem Feindeslande, welches den Soldaten zur Plünderung preisgegeben wird.

Die Garçons, welche den Dienst bei diesen Weinhändlern der Baulieue versehen, können mit Fug und Recht den Galeerensklaven gleichgestellt werden. Vor sechs Uhr Morgens stehen sie auf, um sich erst nach Mitternacht schlafen zu legen, haben aber während des Tags keinen einzigen Augenblick Ruhe, und für diese mühselige, beschwerliche Arbeit erhalten sie, je nach der Generosität ihrer Herrn, einen monatlichen Lohn von 15 bis 20 Franken.

Und dort haben sie nicht, wie bei den Restaurans in Paris, eine Büchse, welche, auf den Zahltisch stehend, ihren Lohn beinahe verdoppelt; niemals giebt man ihnen auch nur das kleinste Geldstück; ihr ganzer Vortheil besteht in den wenigen Sous, welche sie beim Auskehren der Zimmer finden, und in den Knochen, welche sie den Hebräern verkaufen, die damit Handel treiben. Die gefundene Kupfermünze kann wegen ihres problematischen Karakters nicht füglich in Anschlag gebracht werden, und die Knochen, der einzige positive Vortheil, mögen jedem Gar-

çon eines beträchtlichen Hauses 15 — 20 Sous monatlich eintragen.

Man begreift leicht, daß, bei dem Absatz so beträchtlicher Details, ein Schenkwirth 20 Mal des Tags über Gefahr liefe, von seinen Garçons bestohlen zu werden, wenn er ihnen das Recht ließe, den Preis der verzehrten Nahrungsmittel für seine Rechnung einzukassiren; oder daß er riskirte, von den Kunden übers Ohr gehauen zu werden, wenn er sich erst nach beendigter Mahlzeit die Zeche bezahlen lassen wollte. Diese nachtheiligen Umstände hat man vorausgesehen und ihnen dadurch abgeholfen, daß sie in Folge eines aller Orten gleichmäßig eingeführten Gebrauchs nicht eintreten können. Am Morgen giebt nämlich der Hausherr jedem Garçon fünf Franken Münze, womit er sofort am Comptoir Alles bezahlt, was er holt, und läßt sich hernach den Preis für verabreichte Consumationsgegenstände gleich bezahlen. So ist kein Irrthum möglich, und der Speisewirth, die Garçons und Gäste sind immer gute Freunde.

Die Weinwirthe der Baulieue machen im Allgemeinen sehr gute Geschäfte; ein Bankerot kommt selten vor. Es giebt sogar viele, die sich am Ende mit 10 — 20000 Franken jährlicher Renten zurückziehen. Der erste Adjunct des Maire von Montmartre, welcher jährlich wenigstens seine 30000 Franken zu

verzehren hat, und in einem prächtigen Landhause an der Chaussée von Clignancourt wohnt, ist ein ehemaliger Marchand de vins, dessen bescheidene Boutike der Barrière von Rochechouart gegenüber an einer Ecke des äußern Boulevard lag. Und so könnte ich noch mehrere Andere anführen, welche damit, daß sie schlechten Wein dem Publicum verkauften, so viel zusammengerafft haben, daß sie sich vortrefflichen Wein für ihre Rechnung kaufen können.

Es giebt auch viele Marchands de vins, welche nicht zufrieden mit der Wirthschaft, die sie in ihrem Hause haben, auch noch hier und da kleine Pintenschenken einrichten. Sie miethen nämlich die erste beste Boutike, welche leer steht, versehen sie mit den nothwendigen Geräthschaften und Meubeln, mit Tischen, Tabourets, Messern, Gabeln, Gläsern, Tellern, und übergeben sie einem zuverlässigen Manne, welchem sie den Wein etwas unter dem Preise, den er im Detail kostet, liefern. Diesem Rechnungsführer, welcher einen mit der Masse des abgesetzten Weins im Verhältniß stehenden Vortheil hat, liegt nun vor allen Dingen daran, die kleine Wirthschaft so blühend als möglich zu machen. Außerdem kann er, wenn er will, zu essen geben, und der Vortheil, den er aus der Küche ziehet, gehört ihm ganz und ungetheilt. Da man nun vor den Barrièren nie-

mals ißt, ohne zu trinken, obschon man daselbst oft trinkt, ohne gerade zu essen, so findet der Commanditär bei dieser Vergrößerung seines Handels stets seine Rechnung. Der Marchand de vins, welcher hier die meisten solcher Keller besitzt, ist ein Deutscher, Namens Küßner, der eine der beträchtlichsten Schenken vor der Courtille hält und solche Keller, die von Andern für seine Rechnung besorgt werden, in der Villette, vor der Barrière Poissonnière, Rochechouard und noch an andern Orten eingerichtet hat. Dieser Mann, obschon so außerordentlich reich, daß man ihn den Marquis de Carabas der Baulieue nennen könnte, ist von dem Augenblick an, wo er aufsteht, bis zu dem Augenblick, wo er sich schlafen legt, in seiner Wirthschaft thätig, und servirt selbst den Schoppen weißen Wein, welchen die Arbeiter Morgens früh zu trinken pflegen.

Man geht hier nicht bloß vor die Barrière um zu essen und zu trinken; was besonders die Menge anlockt, sind die Bälle. Es gibt keine Barrière, wo nicht wenigstens fünf oder sechs Tanzplätze eingerichtet sind; man hält Bälle unter freiem Himmel, im Garten und im Hofe, oder bei offenen Thüren in den Sälen und selbst in den Boutiken. Jeder von diesen Bällen hat eine besondere Physiognomie, je nach der Art und Weise seiner Standgäste und habituellen Besucher; die einen gehören ausschließli-

den Soldaten, die andern den Arbeitern aus allen Ständen an; diese den Kleinbürgern, Boutiquiers und Gerichtsschreibern; jene den Kohlen- und Wasser-Trägern, wie überhaupt allen jenen Kindern der Auvergne, welche den Tanz ihrer Heimath dorthin verpflanzen. Alle diese Belustigungsorte stehen unter der unmittelbaren Aufsicht von Gensdarmen, jenen patentirten Beschützern und Wächtern des Anstandes und der guten Sitten; die Besuchenden, welche sich nicht ans Reglement kehren wollen, werden ergriffen, hinausgeworfen und, wenn sie sich widersetzen, ins Loch gesteckt. Das amtliche Reglement ist gewöhnlich schwach orthographisch geschrieben und wird an den überall sichtbaren Balken des Tanzsaals angeschlagen; man lieset darauf in der Regel die Worte: il est expressement défendu de *danser des danses* indécentes, telles que *le chahut*, *le cancan* et autres de même nature sous peine d'être expulsés *de la société*. Es vergeht aber kein Sonntag und Montag, wo die strenge Vollstreckung des Reglements nicht Veranlassung zu Streitigkeiten gibt, welche sich zwischen den Vestris der Faubourgs und den Wächtern der öffentlichen Moral entspinnen. Diese Händel, welche mit groben Schimpfreden anfangen, endigen sich meistens mit derben Faustschlägen. Aber die Gensdarmen sind gute Leute, friedfertig wie die päpstlichen Dragoner, und denen die Gewohnheit

eine über jede Probe erhabene Geduld und Langmuth eingepflanzt hat. Es ist höchst selten, daß sie ihren unbefleckten Degen aus der Scheide ziehen, und selbst in diesem Falle bedienen sie sich desselben nur als eines Schreckmittels, als eines Achtunggebietenden, nicht als eines Verderben bringenden Werkzeugs.

Indem wir sogleich verschiedene Barrièren beschreiben wollen, werden wir Gelegenheit haben, auf die bemerkenswerthesten Bälle zurückzukommen und so am besten den Unterschied bezeichnen können, welcher sich zwischen diesen einem und demselben Vergnügen geweihten Orten bemerkbar macht.

Für denjenigen, der die Barrièren nur zufällig oder oberflächlich siehet, haben sie alle dasselbe Aussehen: lauter Schenken, Garküchen, Weinwirthschaften, Traiteurs, Restaurans, mit Salons von 200, 300 Couverts und mit Aushängeschildern, die allen Zeiten der Geschichte, allen Regierungen und allen Reichen der Natur mit mehr oder weniger origineller Orthographie entlehnt sind; Zeuge dafür ist jenes Wirthshausschild, welches 100 Schritte von der Barrière d'Italie auf der Straße nach Ivry befindlich, und Zwiebeln so groß wie Kürbisse darstellt, worunter man angeschrieben lieset: à la botte d' hoillegnions (zum Zwiebeln-Bund). Da die Maler dieser Aushängeschilder nach den einzelnen Buchstaben

bezahlt werden, so muß man anerkennen, daß der Verfasser dieser Inschrift sein Handwerk sehr gut verstand.

Wenn man aber Zeit zu verlieren hat — (wofern man anders die Zeit, welche man mit Flaniren in oder um Paris hinbringt, verlorne Zeit nennen kann —) und wenn man mit den Augen eines Beobachters einen Gang vor die Stadtthore macht, so überzeugt man sich bald, daß die Barrièren merkliche Verschiedenheiten unter einander darbieten und fast ebenso viele kleine Städte sind, welche oft mehr als 20 Meilen auseinanderliegen. An der Barrière du Maine begegnen wir einem Namen von bedeutendem, fast europäischem Renommée, den hier Alle im Munde führen und alle Liebhaber der Freude, der guten Mahlzeit und guten Gesellschaft anlockt. Der Name Desnoyer's ist beim Volke ebenso beliebt und populär, als der Name Napoleon's. Consumenten, ohne Lokalerfahrung oder ohne Geschmack, können allein ihr Geld den stümperhaften Nebenbuhlern hintragen, welche außer dem Vater Desnoyer ihre ärmlichen Tanzsäle und ihre erbärmliche Küche vor derselben Barrière eröffnet haben.

Die Gesellschaft, welche sich in dem geräumigen Lokal bei Desnoyer vereiniget, kann nicht leicht gemischter sein; was Einem besonders auffällt, ist ein Kranz von gewissen Damen, welche nur dort den unumschränkten Herrn spielen, und vor die Barrière du

Maine hinausgehen, um daselbst mit ihren Cicisbeen den einzigen Feiertag, den sie in der Woche haben, zuzubringen.

Eine Schenke vor der Barrière du Maine, welche noch angeführt zu werden verdient, und welche in der Künstlerwelt einen großen Ruf hatte, ist das Haus der Mutter Saguet, welches schon auf dem Lande, nämlich am Ende des auf Desnoyer zuführenden Wegs, liegt. Einer der beliebtesten französischen Zeichner, Charlet, entdeckte eines Tags auf einem seiner Spaziergänge außerhalb der Stadtmauern von Paris, wo er jene ausdrucksvollen Gestalten und pittoresken Gespräche fand, welche er mit so viel Geist und Wahrheit in seinen Lithographien verewigt hat; Charlet, sage ich, entdeckte eines Tags die Schenke der Mutter Saguet. Er gewann dieselbe, nämlich die Schenke, lieb, führte seine Freunde mit hinaus, und gab dort oft lustige, oft fleißige Rendezvous, und vermachte so einen Theil seiner Popularität dem glücklichen Hause der Mutter Saguet.

Die Barrière des Mont Parnasse ist weniger besucht, als die ebengenannte, wovon sie höchstens nur einen Büchsenschuß weit entfernt liegt. Einiges bewirkt hier das Theater der Herrn Seveste. Die Gebrüder Seveste, die privilegirten Direktoren aller Theater der Baulieue, haben, außer dem Theater des Mont-Parnasse, noch zwei andere Säle dazu einge-

richtet, einen vor der Barrière Montmartre, und einen andern vor der Barrière von Belleville. Der Schauspielsaal des Mont-Parnasse ist sehr klein; aber der von Belleville und besonders der von Montmartre ist geräumig, bequem, elegant und ganz geschmackvoll dekorirt. Die Herrn Seveste leiten ihre bedeutende Unternehmung mit unendlichem Eifer, mit großer Thätigkeit, Einsicht und Liebe für ihr Fach. Sie halten stets eine zahlreiche Truppe, welche sich durch das gute Zusammengehen ihres Spieles und mehrere bemerkenswerthe Talente auszeichnet, aus denen nicht selten berühmte Schauspieler auf den Bühnen der Hauptstadt hervorgegangen sind; ich nenne unter andern Alcide Tousez, jenen unübertrefflichen Farceur des Palais-Royal, und Mlle. Pernon, welche man mit großem Vergnügen auf eben jenem Theater spielen siehet.

Die Barrière von Vaugirard, ebenfalls in der Nachbarschaft der Barrière du Maine, sticht doch von dieser so ab, als wenn sie 10 Meilen weit weg läge. Auch dort findet man Guinguettes und Kneipen, wo man trinkt und tanzt; aber es herrscht darin ein anständiger, decenter Ton, welchen man den jungen Mädchen beimessen muß, welche aus den umliegenden Ortschaften dahin kommen. Die Wäscherinnen von Vanvres — dieser Ort ist von lauter Waschfrauen bevölkert — kommen jeden Sonn-

tag Abend nach Vaugirard zum Tanz, und ihr einfacher Anstand, ihre sorgfältige, reinliche Toilette hat die jungen Leute, welche die Bälle von Vaugirard besuchen, zu einer gewissen Haltung gezwungen, die man an andern Orten dieser Art vergebens suchen würde.

Die Barrière der Ecole militaire ist im Vergleich mit der Barrière von Vaugirard die Kehrseite der Medaille. Auf den hiesigen Bällen machen die Unter-Offiziere der großen Kaserne die Honneurs. Wehe dem unerfahrenen Bürgersmann, dem pékin, wie jene Herrn sich ausdrücken, der sich unter diese Zunftbrüder wagen wollte; er muß entweder die Rolle der alten Damen spielen, welche ihre jungen Enkelinnen zum Tanz begleiten und die Tapisserie eines Balles bilden; oder er darf sich gefaßt machen, das Kreuzfeuer aller Späße, aller Quodlibets und Epigrame zu erdulden, womit der Etat-major der Unteroffiziere jede Civilperson zu begrüßen pflegt. Für die meisten Gäste der Ecole Militaire ist der Ballsaal ein Filial des Pferdestalls; sie verpflanzen dorthin ihre lärmende Freude, ihr Vergnügen mit dem Satyrslächeln und Bocksfüßen, ihr martialisches Rothwälsch und andere ihrer liebenswürdigen Eigenschaften, woran sich die Köchinnen und Stubenmägde erbauen, welche einen solchen Abend vor der Barrière der Ecole Militaire nicht um den Lohn eines ganzen Jahres hingeben würden.

Vor der Barrière von Belleville, bekannter unter dem Namen der Courtille, findet man ein Gemisch von allen Barrièren zusammen; man trifft dort Desnoyer wieder; aber hier ist er nicht mehr König des Landes, oder primus inter pares; sondern in unserm vorhin erwähnten Landsmanne Küßner ist ihm mehr als ein bloßer Nebenbuhler auferstanden. Diese beiden Herren theilen unter sich die Herrschaft, und leben dennoch als ganz gute, verträgliche Nachbarn beisammen, aus dem einfachen, herrlichen Grunde, weil Einer allein nicht im Stande wäre, die Menge zu befriedigen, welche kaum bei Beiden hinreichend Platz findet.

Die habituellen Gäste und Besucher der Courtille geben wenig Acht auf ihre Haltung und Sprache; sie begleiten ihren ausdrucksvollen Tanz mit etwas schlüpfriger, kühner Mimik und einem schwerverständlichen Kauderwälsch, um den Orchesterdirector die Mühe zu ersparen, die Touren anzugeben. Da hört man bei jeder Runde schreien: Secouez les aballis! changez de viande!*) und andere Artigkeiten derselben Gattung. Diese Ausdrucksweise ist hier dermaßen eingebürgert, daß Niemand darauf merkt.

Wenn man die Courtille nach der Seite der Prés-Saint Gervais zu hinaufgeht, und etwa 200 Schritte von der Barrière entfernt ist, glaubt man

*) Balancez! Changez de dame!

sich in ein andres fremdes Land versetzt; da gibt es keine lärmenden Kneipen mehr, mit fluchendem Volksgedränge und mit Tischtüchern voll blauer Weinflecken; man sieht höchst anständige Restaurants, deren Schenktische mit delikaten Gerichten besetzt, deren Speisesäle elegant dekorirt, deren Cabinette wohlverschlossen sind, und deren schattige Gärten zahlreiche Pärchen schützen, welche sich dorthin begeben, um in einer Akazienlaube ihr Sonntagsvergnügen zu feiern. Es gibt unter diesen Häusern eins, dessen Ruf bei einer gewissen Fraktion der Gesellschaft sprüchwörtlich geworden ist. Die Putzmacherinnen und Ladenmädchen haben das Günstigste zum Lobe ihres Liebhabers (ami) vorgebracht, wenn sie Montags Morgens ihren Gefährtinnen erzählen können: „Theuerste, er hat mich gestern zum Tanz und Mittagessen in die lle d'amour geführt."

Es gibt eine Barrière, welche nur von wenigen bemerkt und besucht wird: nämlich die Barrière Pigale. Ich erwähne derselben wegen einer Spezialität. Vor dieser Barrière befinden sich viele Kohlenniederlagen; über jede derselben führt ein Aufschipper, peleur, die Oberaufsicht, welcher mit einer Schippe bewaffnet und beauftragt ist, die Säcke zu füllen, welche die Kohlenträger alsdann an den Ort ihrer Bestimmung hinschaffen. Außer seinem gewöhnichen Lohn hat der Aufseher noch einen sonderbaren

Nebenverdienst, den der Brauch geheiligt und zum Recht erhoben hat. Für jeden Sack, den der Kohlenträger aus dem Magazin holt, ist er dem Aufschipper einen Schoppen Wein schuldig; da es nun aber diesem unmöglich ist, sich alle Augenblicke von seinem Posten zu entfernen, um den Schoppen zu trinken, da es überdies eine schwierige Aufgabe für ihn wäre, alle Schoppen zu trinken, deren Zahl sich auf 50 — 60 belaufen mag, so begibt sich jeder Kohlenträger, sobald er seinen Sack auf den Rücken geladen, zum nächsten Marchand de vins, welcher die Klientel des Hauses hat, und läßt auf einer zu diesem Gebrauch bestimmten Tafel einen Strich machen, welcher den dem Aufschipper schuldigen Schoppen bedeutet. So oft nun dieser ein Glas trinkt, wird ein Strich ausgelöscht, und am Ende des Tags bringt er mit dem Wirth seine Rechnung ins Reine, trinkt entweder den übrigen Wein noch völlig ab, oder nimmt ihn auf Flaschen gezogen mit nach Hause. Die größte Rechtschaffenheit führt hier die Kreide, und niemals findet ein Irrthum statt.

Jetzt kenne ich nur noch eine Barrière, von der zu sprechen ist, und zwar wegen einer ziemlich wunderlichen Eigenheit; nämlich die B a r r i è r e v o n R o c h e c h o u a r t. Beim Eingang dieser Barrière, zur Rechten, dem Petit-Ramponneau, einer unter alten Liebhabern rühmlichst bekannten Schenke gegen-

über, ist eine große, geräumige Quinquette, deren Aushängeschild au Lion d'or lautet, und wo die größte Masse von Wein und Entrechats in der ganzen Umgegend verconsummirt wird. Außer dem Hauptsaale sind noch zwei andere kleinere Salons eingerichtet worden, welche etwa ein Dutzend Tische fassen mögen. Der Wirth des Hauses hat nun gedacht, daß es passend wäre, einen dieser Salons speziell für seine ruhigen Standgäste zu bestimmen, welche den Lärm und den Tanz nicht lieben, sondern die Schenke nur in der einfachen, ursprünglichen Bedeutung des Worts, als einen Ort kennen, wo man zu essen und zu trinken gibt. Um nun eine unüberschreitbare Gränze zwischen beiden Salons zu ziehen, hat der gute Mann folgendes Mittel ersonnen: in einem der Säle hat er mit großen Buchstaben an die Wand schreiben lassen Chambre de Pairs, und in dem andern Chambre des Députés; und von Stunde an hat sich die Absonderung von selbst bewerkstelligt; alle alten, ruhigen, stillen Schoppengäste, welche gerne an einem Orte festsitzen, haben sich in der Pairskammer niedergelassen, und alle jungen stürmischen, lärmenden, zänkischen Consumenten haben in der Deputirtenkammer Platz genommen; die Demarkationslinie wird so streng geachtet, daß die Mitglieder der einen Kammer nicht einmal eine Tribüne in der andern haben.

XII.

Die Katakomben.

Ein Schriftsteller sagt ziemlich wahr, man könne die französische Hauptstadt gleich dem unter ihr ruhenden Flötzkalk in mehrere Schichten oder Flötze abtheilen, und gleichsam ein überirdisches, irdisches und unterirdisches Paris annehmen: das überirdische in den Speichern und Dachstuben, der Sitz stiller Geistesthätigkeit und bescheidener Gelehrsamkeit, das irdische in den Kramläden und Boutiken, der Sitz unruhigen Gewerblebens und schamloser Gewinnsucht, das unterirdische in den Steinbrüchen und Katakomben, der Sitz ewiger Ruhe und starrer Todesnacht.

Die Pariser Katakomben sind keine von der Natur gebildete Grotten, sondern künstlich aufgeführte Gewölbe. Paris bezog sonst seinen großen Bedarf an Bausteinen aus den weitläuftigen Steinbrüchen, welche man in Faubourg Saint-Marceau, am Mont Parnasse, unter der Vorstadt Saint-Jacques,

und auf den Territorien von Mont=Sauris und Gentilly eröffnet hatte. Die Entrepreneurs, welche damals keiner polizeilichen Kontrolle unterworfen waren, betrieben die Ausbeute dieser Carrièren lange Zeit hindurch mit höchst strafbarem Leichtsinn. Sie durchwühlten das Terrain nach allen Richtungen und sehr weit voran, so daß der Luxembourg, das Odeon, das Val de Grâce, das Pantheon und die meisten Straßen der südlichen Stadtviertel, über Abgründen schwebend, Gefahr liefen, einzustürzen. Zahlreiche plötzlich entstehende Vertiefungen verbreiteten Angst und Schrecken unter einer Bevölkerung von 100000 Bürgern, die Abends beim Einschlafen nicht sicher waren, ob sie nicht am folgenden Morgen 80 Fuß tief unter der Erde aufwachten. Mauern brachen zusammen, Häuser fielen ein. Die Einwohner wandten sich mehrere Male an die Obrigkeit, und die Regierung öffnete erst im J 1777 die Augen, um eine Commission von Ingenieurs niederzusetzen, welche speziell damit beauftragt wurden, die Fehler der Vergangenheit wieder gut zu machen und alle nothwendigen Arbeiten zu besorgen, um die Decke dieser gefährlichen unterirdischen Gänge zu stützen, deren weite Räume sich von der Ebene von Gentilly bis unter die Straßen der Ecole de Médecine und du Vieux-colombier hin ausdehnen.

Es wäre nicht möglich, die zahlreichen und nützlichen Arbeiten zu beschreiben, welche die Verwal-

tung der Pariser Steinbrüche bewerkstelligt hat; es mag genügen, zu wissen, daß jeder unterirdische Gang einer Straße auf der Oberfläche des Bodens entspricht, und daß die Hausnummern ganz genau darin vermerkt sind. Wenn also irgend wo eine Versenkung droht, so weiß man eben augenblicklich die Stelle, wo Vorkehrungen getroffen werden müssen. Dem unermüdlichen Eifer des Herrn Trémery haben die Bewohner des linken Seineufers zu verdanken, daß nur noch äußerst seltene kleine Erdbeben ihre Ruhe stören; es ist zu erwarten, daß sie bald ganz ruhig werden schlafen können. Wir sagen bald, denn Troz der rastlosen Thätigkeit der Bergwerk-Ingenieurs, beweisen einzelne neuliche Vorfälle, welche glücklicher Weise keine üble Folgen gehabt haben, daß man sich keineswegs beeilen darf, die im J. 1777 angefangenen Arbeiten im Stich zu lassen. Vor zwei Jahren z. B. ist plözlich ein Theil der Rue de Madame eingesunken. Ein anderer Unfall hat sich beinahe um dieselbe Zeit in der Rue de Fleurus zugetragen. Eine arme alte Höckerfrau, welche in der lezteren Straße unter einer großen Platane ausstand, entdeckte eines Tags in dem Gipfel dieses schönen Baumes ein Turteltaubennest und verfiel darauf in festen Schlaf, ganz stolz auf ihren Fund und vielleicht davon träumend, wie sie daraus Vortheil ziehen könne. Plözlich erweckte sie ein großes

Gepolter; Baumzweige fuhren ihr übers Gesicht, und das alte Mütterchen wollte fast närrisch werden, als sie das Turteltaubennest, welches sie von fern beneidet hatte, so nahe bei sich erblickte, daß sie es mit der Hand erreichen konnte: die Platane war wie eine Theaterdekoration in die Erde gesunken.

In einem Theile der restaurirten Steinbrüche hat man die Pariser Katakomben angelegt. Der Kirchhof des Innocens, welcher sonst den heutigen Marktplatz gleiches Namens occupirte, diente seit länger denn tausend Jahren zwanzig Kirchsprengeln der Hauptstadt als Begräbnißstätte und enthielt, nach der Berechnung des Herrn Héricart de Thury, 1,200000 Leichname. Die Nachbarschaft war damit verpestet; die Todten tödteten die Lebenden. Auf ein erzbischöfliches Dekret, welches die Erlaubniß ertheilte, diese Grabstätte zu säkularisiren, befahl der Staatsrath, daß der Gottesacker 15 Fuß tief aufgegraben und die Gebeine nach den Steinbrüchen des Mont-Souris geschafft würden. Man brachte darauf die in Saint-Eustache und Saint-Etienne-des-Grés befindlichen menschlichen Ueberbleibsel dorthin, und am Ende, aber viel später, auch die Gebeine der in den französischen Revolutionsscenen gefallenen Opfer.

Bis 1811 blieben alle diese traurigen Trümmer daselbst ohne Ordnung, pêle-mêle durch einander, wie man sie hinuntergeworfen hatte. Der Seine-

präfekt Frochat hatte zuerst den glücklichen Gedanken, den Anblick dieses neuen Beinhauses minder abstoßend zu machen. Er ließ die verfaulten Knochen von denen, welche noch ihre Form und Festigkeit hatten, sondern, darnach die einen vergraben, und die andern symmetrisch ordnen, wie wir es gegenwärtig in den Katakomben sehen.

Der Haupteingang zu diesen finstern Höhlen liegt außerhalb Paris, etwa hundert Schritte weit von dem westlichen Mauthpavillon der Barrière d'Enfer, gerade da, wo die Chroniken das Grab des Riesen Isoire hin verlegen, welcher in einigen alten Ritterromanen eine große Rolle spielt. Sobald man in den kleinen Hofraum vor der Thür getreten ist, zählt der Führer die Köpfe seiner Begleiter, wie ein General seine Soldaten, bevor er zum Sturm kommandirt, gibt jedem derselben eine angezündete Wachskerze in die Hand, und wagt sich dann an der Spitze seiner Karavane eine schwarze, steile Wendeltreppe hinunter, welche nicht weniger als 90 Stufen hat. Unten angelangt, ermahnt er abermals die Gesellschaft, beisammen zu bleiben und sich nicht zu verlieren. Dans tous les cas, Messieurs, fügt er hinzu, si l'un de vous s'égarait, vous voyez cette ligne noire, tracée au-dessus de votre tête, au ciel de la carrière; elle en suit les détours les plus reculés, les limites les plus informes; ne l'abondonnez pas, et toujours elle vous ramenera au point où nous sommes, à l'escalier

que nous allons quitter. In der That kann dieser an der Decke gezogene schwarze Strich dem Verirrten als Ariadnefaden dienen, wenn er Licht bei sich hat. So oft ein Nebengang sich zeigt, oder der Weg sich theilt, folgt der schwarze Strich, wie eine große Pulsader unter den tausend andern Adern, welche den hohlen Riesenleib in allen Richtungen durchkreuzen, immer seinem Normallauf.

Man durchschreitet nacheinander mehrere krumm gewundene, unbedeutende Gänge, und gelangt bald auf einem abschüßigen Wege zu einem tiefer gelegenen Steinbruch, welchen ein alter Veteran, Namens Décure, im Jahre 1777 entdeckte. Dieser arme Teufel kam alle Abende hieher, um sich von den Tagsmühen auszuruhen. Ohne Zweifel von der traurigen Oede dieses Aufenthalts begeistert, gedachte er daselbst der Leiden seiner langen Gefangenschaft, welche er ehemals in den Kasematten von Port-Mahon ausgestanden hatte, und wandte fünf Jahre lang seine Mußestunden dazu an, einen reliefartigen, sehr genauen und detaillirten Plan dieser Festung in den Sandstein zu meißeln. Eines Abends wollte Décure, seiner Gewohnheit gemäß, einige glückliche Augenblicke bei seinem vollendeten Werke zubringen. Er stieg heimlich den mysteriösen Weg hinab, welchen er sich selbst gebahnt hatte. Als er nahe am Ziele war, löseten sich einige lockere Steine vom Boden ab und zogen ihn mit in ihren Fall hinein.

Tödtlich verwundet wurde er dort am folgenden Morgen, halb unter Trümmern begraben, von einigen Steinbrechern gefunden, die nach ihm suchten. Als man ihn vom Boden aufhob, war seine erste Bewegung keine Bewegung des Schmerzes. Décure war Künstler. Er verwandte kein Auge von seinen Kameraden, um sich von der Wirkung zu überzeugen, welche der Anblick seiner Arbeit auf sie hervorbrächte. Da er ihr Erstaunen und ihre Verwunderung sah, drückte er ihnen die Hände, empfahl ihnen dringend seine kleine Festung und verschied selig, wie Michel Angelo verschieden sein würde, wenn er die Florentiner vor seinem Moses hätte knieen sehen.

Es dauert nicht lange, so vergessen wir diesen einsamen Todten, dessen Geduld und natürliche Künstleranlage wir bewundern müssen.

Has ultra metas requiescunt beatam spem expectantes.

(Jenseits dieser Schranken ruhen diejenigen, welche die Verwirklichung eines seligen Lebens hoffen.)

Arrête, c'est ici l'empire de la mort.

So lauten die beiden Inschriften über dem Portal eines Vestibuls, der unmittelbar auf die Grotte von Port Mahon folgt. Um bei dem feinen, eisigen Regen, welchen die Steine unaufhörlich von der Decke herabtröpfeln, die Wachskerzen brennend zu erhalten, muß man sie sorgfältig schützen, wenn man

in diese Vorhalle tritt, die höchst poetisch carrefour des larmes genannt wird. Von diesem Thränenkreuzweg an wandert man nur noch zwischen zwei Knochenpalissaden, welche ich nicht besser zu beschreiben weiß, als indem ich sie mit den regelmäßig aufgeschichteten Holzstapeln vergleiche, welche man auf allen Holzhöfen sieht. Guirlanden von grinsenden Schädeln, als Friese oder Karnieße geordnet, und einige gebleichte Schienbeine, kreuzweis über einander gelegt, mit einem Todtenkopf darüber, sind die einzigen Zierrathe dieser unheimlichen Knochenwände. Wohin man auch seine Blicke wenden mag, so gewahrt man nichts um sich herum, als hohle Augen und klaffende Kinnbacken, Augen, die nicht sehen, Munde die schweigen. Einige dreißig Gänge sind mit solchen aus Knochen fabrizirten Tapeten ausgeschlagen und wir hätten zu dieser Schilderung nichts mehr hinzuzusetzen, wenn nicht in gewissen Entfernungen einzelne fromme Denkmäler aufgerichtet worden wären: hier erhebt sich der Obeliskenaltar im antiken Styl gehalten und mit zwei zierlichen, aus Menschenknochen gebildeten Kandelabern geschmückt; dort steht der Sarkophag des Thränenkrugs, sonst auch das Grab Gilbert's genannt, wegen der schönen Strophe, die als Epitaph darauf eingegraben ist:

Au banquet de la vie, infortuné convive,
J'apparues un jour et je meurs:

Je meurs et sur ma tombe où lentemant j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs.

Weiterhin trifft man das Piedestal der Grablampe, den Pfeiler der clementinischen Nächte, also benannt, weil man darauf vier Stanzen eines italienischen Gedichts eingehauen hat, welches bei Gelegenheit des Todes des Papstes Ganganelli verfaßt wurde; zuletzt folgt das Memento, eine Art Grabhügel, dessen Stein uns die Mahnung gibt: Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!

Der Brunnen der Samaritanerin ist ebenfalls noch eine Episode unserer Reise. Einzelnes zerstreutes Wasser von völliger Klarheit und bewundernswürdiger Durchsichtigkeit wurde hier in einem tiefen Behälter zusammen gethan, welchen man ehemals die Lethequelle nannte und der gegenwärtig den Namen Samaritanerin führt, von einem auf den Rand des Brunnens eingehauenen Bibelverse. Beiläufig bemerken wir, daß die religiösen Inschriften mit einer solchen Verschwendung in den Katakomben angebracht sind, daß die Wirkung derselben darunter leidet. Eine lateinische Sentenz oder ein Bibelspruch auf den Gang wäre gewiß hinreichend genug; aber zehn, zwanzig nach einander sind zu viel; man wird müde vom Uebersetzen und man liest zuletzt gar nichts mehr. Die Neugierde schadet der Andacht.

Es gibt jedoch einen Gang, wo man nicht vorübergehen kann, ohne lebhaft gerührt zu werden und das Haupt zu entblößen vor den eingeschlagenen Hirnschädeln und zerschmetterten Knochen, welche daselbst aufgestapelt und mit folgenden einfachen, lakonischen Inschriften begleitet sind:

Combats de la place de Grève, de l'Hôtel de Brienne et de la rue Merlay, chez le commandant du guet, les 28 et 29 août 1788.

Combat de la manufacture de papier peint du citoyen Réveillon, faubourg Saint-Antoine le 28 Avril 1789.

Combat du château des Tuileries, le 10 août 1792.

Journées de 2 et 3 Septembre 1792.

Es sind jetzt nur noch zwei wissenschaftliche Cabinets zu besuchen übrig, welche Herr Hêricart de Thury vor mehreren Jahren gestiftet hat, als er die Oberaufsicht über die Steinbrüche führte. Das erstere enthält eine pathologische Sammlung, wo alle Arten Knochen, die in Folge von Krankheiten verrenkt oder verunstaltet wurden, in methodischer Ordnung aufgestellt sind. Physiologisten und Schüler Gall's können schwerlich anderswo ein vollständigeres Museum finden, welches reichlicheren Stoff zu ihren Nachforschungen und Beobachtungen darböte. Das zweite, ein mineralogisches Kabinet, enthält eine Reihe von allen Erdreichsproben, welche den Boden der Ebene des Mont-Souris bilden.

Verschiedene Lagen von vegetabilischer Erde, von Gypsenthaltenden Mergelarten, von Töpferthon und kohlensaurem Kalk sind daselbst nach ihrer natürlichen Ordnung zusammengestellt. Wir haben diese beiden Kabinette und die darin aufbewahrten Gegenstände nur aus dem Gedächtniß erwähnt; da es nicht unsere Absicht ist, die Prinzipien der Spurzheim'schen Wissenschaft auseinanderzusetzen, so steigen wir so schnell als möglich die Wendeltreppe der Tombe Isoire wieder hinauf und blättern, bevor wir die Katakomben ganz verlassen, noch einen Augenblick in dem Fremden-Buche, welches man den Besuchern beim Weggehen überreicht, indem man sie auffordert, ihre Empfindungen und Gefühle darin niederzulegen.

Man kann sich nicht leicht etwas Groteskeres denken, als die Seiten dieses voluminösen Albums. Man findet darin Alles: Prosa und Dichtkunst, prosaische Verse und poetische Prosa; im Ganzen wenig Geist, obschon man sagt, daß die Franzosen das geistreichste Volk der Welt seien. Nach einem pomphaften Ausruf über die Nichtigkeit menschlicher Dinge folgt auf der andern Seite ein Couplet, weiter eine Elegie, noch weiter ein Epigramm oder eine Zote. Der Eine bittet die Seelen der Todten, deren Ueberreste er gesegnet hat, ihm die göttliche Gnade auszuwirken; der Andre meint seine Gläubiger wieder erkannt zu haben, wie sie sich in einer Ecke

angweilten: Ah! pendarts! vous aviez donc aussi des comptes á régler; reposez en paix, juifs que vous étiez; Sainte-Pélagie se charge de votre salut. Die Ideen in diesem monstruösen Fremdenbuche harmoniren ungefähr ebenso mit einander, wie die Farben auf einer Harlekinsjacke. Der ernste Dulaure trug darin folgende Zeilen ein: „Wenn man ohne Bedauern aus diesen unheimlichen unterirdischen Gängen herauskommt, so geschieht es doch nicht, ohne gewisse räthselhafte Empfindungen gehabt und heilsame Lehren über die unbesiegliche Macht des Todes empfangen zu haben, für welchen alle Köpfe gleich sind, sowohl der des unumschränktesten Selbstherrschers, als der des unterwürfigsten Sklaven; der des Edelmanns, des Reichen und des nützlichen Staatsbürgers. Die Köpfe der von Karl IX, von Katharina von Medicis und dem Kardinal von Lothringen besoldeten Mörder ruhen in Frieden neben den Köpfen ihrer zahlreichen Opfer; die von blindem Haß und blutgierigem Fanatismus beseelten Köpfe liegen ruhig neben den Köpfen der wissenschaftlich aufgeklärten Männer."

Was mag aber der strenge Geschichtschreiber von Paris gedacht haben, als er, die Feder seinem Reisegefährten zustellend, folgende Verse niederschreiben sah:

Disciples de Rancé, ces lieux sauront vous plaire:
Un silence éternel et la nuit en plein jour
Y favorisent la priére;

Venez-y. Quant à moi, je le dis sans detour,
J'aime mieux en plein vent admirer la lumiere,
Et fêter tour à tour
Bachus et la gaîté, mes amis et l'amour.

Er war gewiß höchst aufgebracht. Ohne gerade seinen Unmuth zu theilen, darf man allerdings überrascht sein, wie ein Besuch in den Katakomben einem Menschen, wir wollen nicht sagen, Dichter, ähnliche Albernheiten eingeben konnte. Wenn wir, für unser Theil, auf dieser unterirdischen Promenade, die Revolutionsgallerie ausgenommen, keine jener räthselhaften Empfindungen, wovon Dulaure spricht, erfahren haben, so durchdrangen uns wenigstens diese düstern Keller und ihre ewige Grabesstille mit einer sanften Gemüthsruhe; wir fühlten uns fern von der Welt und ihren kümmerlichen Leidenschaften, und wir theilten völlig die Meinung des französischen Dichters Andrieux:

De ces demeures redoutables
Les froids et mornes habitans
Sont devenus fort bonnes gens,
Point ennemis de leurs semblables,
Point serviles, point arrogans,
Point envieux, point irritables,
Point menteurs et point médisans,
Et point bavards insupportables. . . .
Ma foi, quand je songe aux vivans,
Je trouve les morts bien aimables!

XIII.

Spaziergänge.

1. Der Tuileriengarten.

Es gibt nicht leicht eine große Stadt, welche für die der Gesundheit einer zahlreichen Bevölkerung unentbehrlichen Bedürfnisse auf eine humanere Weise gesorgt hätte, als Paris. Wo findet man geräumigere, bequemere Quais, als die von den Tuilerien bis zum Stadthause, welche neulich mit einer Reihe Bäume und Bänke besetzt, und in einen öffentlichen Spaziergang umgewandelt worden? Wo findet man ähnliche Boulevards, welche den doppelten Karakter einer belebten Straße und einer luftigen Promenade haben? Wo findet man im Innern einer Stadt weitläuftigere Plätze zum Lustwandeln, als die elysäischen Felder, welche ein ganzes Gehölz ausmachen? Wo findet man endlich königliche Schloßgärten, wie die Tuilerien, welche zugleich eine schöne

Ansicht und in beschränkten Räumen einer Masse von Menschen Gelegenheit geben, sich einzeln oder in Gesellschaft zu ergehen, frische Luft zu schöpfen und die Kinder gefahrlos spielen zu lassen?

Wenn wir von den Boulevards aus über die breiten Trottoirs der Friedensstraße und von da über den Vendomeplatz durch die Arcaden der Rue Castiglione nach den Tuilerien gehen, so ist dieser Weg bereits eine angenehme Promenade, wenn wir an dem Beschauen reicher, prächtiger Kaufläden Vergnügen finden. Die Eingangspforten des Tuileriengartens werden von zwei Schildwachen, einem Liniensoldaten und einem Nationalgardisten gehütet. Sie haben strenge Ordre; denn in die Tuilerien, wie in gewisse Privatzirkel, wird Niemand zugelassen, der nicht anständig gekleidet ist. Die unbestechlichen Schildwachen kreuzen das Bajonnet vor Jedem, der eine Mütze, ein Paket und eine Jacke trägt. Unter der Restauration wurden auch Damen in Papilotten abgewiesen, welche Beschränkung das Bürgerkönigthum aufgehoben hat. Hunde, welche sich nicht über ihre Existenzmittel ausweisen können, d. h., welche von ihren Herren nicht in der Leine gehalten werden, haben nach wie vor keinen Zutritt. Einmal jedoch im Laufe des Jahres, während der Feier der Julitage dürfen die Hunde und Jacken der Proletarier im Tuileriengarten frei herumspazieren.

Der Garten der Tuilerien ist von dem berühmten Le Notre auf eine sehr einfache, aber den Umständen sehr passende Weise angelegt. Der dem Schloß zunächst gelegene Theil ist mit Blumenparterres und kleinen Wasserpartien geschmückt; den Mittelgrund füllt ein als Quincunx angepflanzter Wald, durch den eine breite Allee gehauen ist, welche vom Schlosse aus eine großartige Ansicht auf die elysäischen Felder und den Triumphbogen gewährt. Im Hintergrunde dieser Allee ist das große achteckige Bassin angebracht, von wo man links und rechts auf die beiden Terrassen hinaufsteigt, welche den Garten von der Stadt- und Wasserseite her einschließen.

Die Terrasse längs der Rue de Rivoli heißt die Terrasse des Feuillans, wo ehemals ein Kloster der Feuillans und das Gebäude befindlich, in welchem der Nationalconvent seine Sitzungen hielt. Den Sommer über ist diese Terrasse leer und verlassen; allein im Winter ist sie das Rendezvous der schönen Welt. Alles, was zur reichsten und vornehmsten Klasse in Paris gehört, besitzt ein Landhaus und entflieht während der heißen Sommermonate regelmäßig aufs Land. Dort führen die schönen Pariserinnen das zurückgezogene Leben keuscher Burgfrauen, und verbergen sich unter den großen grünen Bäumen ihres Parks, um den Sonnenstrahlen auszuweichen, welche den Sammet ihres weißen, zarten

Teints verderben würden. Wenn aber die von den ersten Oktobernebeln gelb gewordenen Blätter zu fallen und den Sand der Alleen zu bedecken anfangen, wenn der durch den Rauchfang seufzende Abendwind die Unterhaltung am bereits flackernden Caminfeuer kalt und langweilig erscheinen läßt, dann erwacht das Andenken an Paris, welches man stets mit großem Vergnügen verläßt und mit noch größerem Vergnügen wiedersieht. Die schönen Burgfrauen, der ländlichen Freuden satt, vertauschen den einfachen Strohhut mit dem Sammethut; der Gesang der Nachtigallen ertönt nicht mehr im nahgelegenen Gebüsch; man beeilt sich daher, die Nachtigallen in der Rue Lepelletier schlagen zu hören und statt der Spaziergänge in einsamen Thalgründen, sucht man die schwärmende Menge im Tuileriengarten wieder auf.

Mit dem Monat November beginnt der Frühling der Terrasse des Feuillans; die ersten Spaziergänger finden sich hier um dieselbe Zeit ein, wenn die Winterschwalben der Bouffes, die italienischen Sänger und Sängerinnen ankommen. Es gibt nichts Reizenderes, als den Anblick, welchen diese Promenade an schönen Wintertagen darbietet, wenn die Sonnenstrahlen das trübe Gewölk am Pariser Himmel verscheucht haben und die Gitter des Tuileriengartens vergolden. In der Rue de Rivoli steht es voll von glänzenden Equipagen und Kutschen, vor denen kostbar aufgeschirrte Vollbluthengste wiehern;

Jäger mit grünen, wallenden Federbüschen öffnen den mit Wappen bemalten Wagenschlag und lassen den Tritt herunter, welchen der kleine, niedliche Fuß der Pariserin beim Aussteigen kaum berührt. An den sechs Werk- und Wochentagen wird alsdann hier, in den Nachmittagsstunden zwischen zwei und vier Uhr, römischer Corso zu Fuß gehalten und wer den Inbegriff der Eleganz, des Luxus und des Reichthums in Paris sehen will, muß sich um die angegebene Zeit nach dem Tuileriengarten bemühen. Was die französische Hauptstadt Ausgezeichnetes und Schönes an Einheimischen und Fremden besitzt, was in Sammet und Seide, in Atlas und Pelzwerk reich sich kleidet, trifft man hier vereint; denn die Terrasse des Feuillans ist nicht blos der Sammelplatz des fashionablen Paris, sondern auch der ganzen europäischen Welt. Neben der melankolischen Brittin mit den blauen Augen, der weißen, rosenfarbenen Haut und den langen Seidenlocken, welche eins von jenen wunderlieblichen Gesichtern einrahmen, wie sie der Pinsel Lawrence's vorzugsweise zu verewigen liebte, bemerkt man die Spanierin mit dem brennend schwarzen Auge, dem niedlichen Fuße, dem elfenbeinernen Haar und dem von der heißen Sonne Granadas goldgefärbten Teint; hinterher folgt eine blonde, schüchterne Deutsche; ihr zur Rechten brüstet sich eine Italienerin mit einem verführerischen Nacken; zehn Schritte weiter begegnen wir einer frischen, roth-

backigen Holländerin, welche mit ihrer Nachbarin, einer blassen, graziösen Kreolin den auffallendsten Contrast bildet.

Man muß mit eignen Augen diese glänzende Menge von Spaziergängern sehen, wie sie sich im Vorüberschreiten grüßt, anlächelt, ausweicht, mustert, unterhält und in graziöser Behaglichkeit ergeht, um alle Vorzüge zu begreifen, welche der Tuileriengarten den Reichen gewährt.

Mit dem Anbruch des Frühlings, wenn die ersten Linden auszuschlagen anfangen, steigt diese ganze elegante Menge die Treppen der Terrasse herunter, um in der Frühlingsallee oder in der Allée des orangers*) spazieren zu gehen. Nicht weit von dieser Allee, in dem Winkel, welchen der kleine Garten des Königs von Rom bildet, befindet sich jener merkwürdige Baum, welcher zuerst und lange Zeit vor allen übrigen den Einwohnern der Hauptstadt den nahenden Frühling verkündet; nie vergeht der 20. März, ohne daß dieser Kastanienbaum, der Baum des 20. März genannt, grüne Blätter hat. Um dieselbe Zeit ist namentlich auch der Theil

*) Es ist dies die Allee unmittelbar längs der Terrasse des Feuillans; man nennt sie Allée des orangers, weil sie den Sommer über zu beiden Seiten mit Orangenbäumen besetzt ist, welche zu Anfang des Winters, im Monat November, in die Orangerie des Louvre zurückgezogen werden.

des Gartens bevölkert, welchen das Hufeisen der Terrasse des Feuillans bildet und den man wegen seiner von der Sonne begünstigten Lage la petite provence nennt, der Lieblingsplatz der Kinder und Greise, welche beide gleichsehr der Sonne bedürfen. Gegen ein Uhr ist die Versammlung vollständig: um das Blumenparterre herum tummelt die Jugend in fröhlichem Muthwillen und ausgelassener Freude; auf den Strohstühlen sitzt das Alter mit Gicht, Schwindsucht, Husten, Flechten und Beinbrüchen. Die wesentlichen Bestandtheile der in der petite Provence versammelten Assemblée sind alte von den Geschäften und dem Staatsdienst zurückgezogene Rentiers und Pensionärs, welche nur unter sich leben, und ihre gegenseitigen Krankheiten und Meinungen schon seit 30 Jahren kennen; ferner allerliebste kleine Mädchen und Buben, welche übers Seil springen, den Reif schlagen, und endlich die Kinderwärterinnen, welche, während die Alten die Zeitungen lesen und die Kleinen spielen, sine ira et studio von ihren respektiven Herrschaften sprechen. So ist dieser Fleck des Tuileriengartens zugleich ein Hospital, ein Turnplatz und eine Klatschstube.

Wenn die Bäume hübsch grün geworden sind und die Sonne vom Himmel herunterbrennt, flüchten sich die Spaziergänger in den Schatten des Waldes, wo man fast zu jeder Tageszeit ein zahlreiches, auf gemietheten Strohstühlen sitzendes Publicum an-

trifft. Die Damen zeigen ihre neuen Sommertoiletten; die Herren schauen und lassen sich beschauen; einige lesen Journale, andere wandeln langsam auf und ab. Die glänzendste Gesellschaft versammelt sich an schönen Sommerabenden gegen Sonnenuntergang in der Allee des Orangers zwischen dem Herkules und Meleager.

Die meisten Statuen des Tuileriengartens sind der alten Götterwelt entlehnt und demnach in einer keuschen Nacktheit abgebildet. Es ist höchst wunderlich, daß man in einem Jahrhundert, wo der unbedeutendste Romanschreiber die moralische Bildung der Massen beabsichtigt, den ersten Blicken der jungen Mädchen nichts Besseres darzubieten weiß, als Herkules und Apollo's, deren ganzes Costüm in einem Bogen und einer Keule besteht. Ich begreife sehr wohl, welchen Reiz ein gut modellirter Rumpf für einen Kunstkenner haben mag; indeß muß ich offen gestehen, daß ich antike Statuen lieber in Museen als in öffentlichen Gärten sehe. Niemand schätzt vielleicht den Herkules mehr, als ich; Apollo genießt bei mir einer hohen Achtung, und ich bin weit entfernt, den Jupiter verkleinern zu wollen; aber es will mich bedünken, daß diese Götter sich schon zu lange ausschließlich der Piedestals bemächtigt haben und daß sie sich im Olymp viel besser ausnehmen, als auf unsern öffentlichen Spaziergängen. Wäre es nicht besser den Augen der Jugend und des Volks

die ehrwürdigen Züge der Männer zu vergegenwärtigen, deren Werke der Menschheit genützt haben? Montesquieu, seinen „Geist der Gesetze“ schreibend, wäre vielleicht passender als Herkules, zu den Füßen der Omphale Strümpfe strickend; Bernardin de Saint Pierre, der Verfasser von „Paul und Virginie“ gäbe der Jugend vielleicht ein besseres Beispiel, als Apollo, der Nymphenjäger. Unter allen Statuen des Tuileriengartens ist der Kampf des Theseus mit dem Minotaur von Ramey, pére die sonderbarste Gruppe; auf dem gegenüberstehenden Piedestal sieht man Apollo, der sich mit der Schlange Pytho bort. Die meisten Beschauer hat die Statue des Spartacus, dem Pavillon de l'Horloge gegenüber; sie ist von Foyatier gearbeitet und wird sehr gelobt; wir finden nichts Bemerkenswerthes daran. Wenn der König im Sommer die Tuilerien bewohnt, so wird gewöhnlich um 8 Uhr Abends vor seinen Fenstern Militärmusik gemacht. Man nennt diese Musik le concert de Spartacus, weil die ebenerwähnte Statue in der Nähe befindlich. Mit ihr auf derselben Linie stehen die Statuen des Themistokles und des Virgil'schen Landmanns von Lemaire, des Phidias und Cincinnatus von Pradier, des Perikles von De Bay, und des Philopömen von David. Keine derselben verräth eine von den Regeln der Schule abweichende, originelle Auffassung und Ausführung. Der sterbende Krieger von Marathon von Lemaire,

der sterbende Fechter von Nanteuil, und der an den Felsen geschmiedete Prometheus von Pradier verdienen gleichfalls wenig Beachtung; die Prometheus-Gruppe kann man ohnehin nicht sehen; denn da der Angeschmiedete auf dem Rücken liegt, müßte man erst eine Leiter ansetzen, um ihn betrachten zu können.

Das Bemerkenswertheste, was die neuern französischen Bildhauer für den Tuileriengarten geliefert haben, ist unstreitig der bronzene mit einer Schlange kämpfende Löwe von Barye, welcher nicht weit von dem Gitterthor des Pont-royal aufgestellt ist. Welche Wahrheit und Kraft in jenem numidischen Ungeheuer! Brüllt dieser Löwe nicht auf eine grauenerregende Weise? Zischt die Schlange nicht unter seinen zermalmenden Krallen? Welche Wuth in dieser kraus zusammengezogenen Schnauze, in diesem schrägen, stechenden Blick! wie wunderbar schön sträubt sich der Rücken in die Höhe! mit welcher Kraft die Tatze auf der Beute ruht! welche Kampflust in dem sich schlängelnden, windenden, züngelnden Unthier, in dem heißhungrig geöffneten Rachen!

Links von dem Barye'schen Löwen ist der Aufgang auf die schöne und breite Terrasse der Wasserseite. Obgleich bei weitem luftiger und schöner, als die Terrasse des Feuillans, ist sie doch fast immer einsam und verlassen; die Mode hat sie nicht unter ihre schützenden Fittige genommen. Sie wird aus-

schließlich nur von Fremden besucht, welche die schöne Aussicht nach dem Palais-Bourbon und dem Hotel des Quai d'Orsay genießen. Während der Kammersitzung bemerkt man hier auch wohl einzelne Deputirte, welche sich unter dem Schatten der Bäume von der brennenden Atmosphäre der politischen Debatten abkühlen. Zweimal im Jahr, am 1. Mai und 24. Juli, belagert die Menge diese schöne Promenade, um von da aus das Feuerwerk abzuwarten, welches auf dem Pont de la Concorde abgebrannt wird. Dann ist ein Platz auf der Terrasse eben so gesucht, als ein Sperrsitz in der großen Oper.

Seit einiger Zeit spricht man von einem Projekt, welches einem Feenmärchen der Tausend und Einen Nacht ähnelt. Es heißt nämlich, die Regierung beabsichtige nichts weniger, als der ganzen Länge der Terrasse nach eine bedeckte, reichgeschmückte Galerie zu bauen, und dieselbe in eine öffentliche Winterpromenade zu verwandeln. Vermittelst einer künstlichen Luftheizung wolle man eine anhaltende Frühlingstemperatur hervorbringen; Blumen sollen die Täuschung vollständig machen und die schönen Pariserinnen hätten alsdann den Frühling mitten im Winter. Wir wissen nicht, ob dieser Plan wirklich ausgeführt werden soll; man scheint jedoch mit dieser Terrasse etwas Besonderes vorzuhaben; denn seit einiger Zeit sind die beiden Aufgänge

durch Gitter eingesperrt und dem Publikum verboten.

Wenn man von der Terrasse an der Wasserseite herabsteigt, befindet man sich in dem Kastanienwalde, welcher nur von Dichtern und Liebenden besucht wird. Es gibt dort einen gewissen, übrigens sehr diskreten und verschwiegenen Eber, — denn er ist von Marmor, — welcher von manchem Rendezvous au coin du Sanglier erzählen könnte.

Wir haben nur noch die große Avenue zu besuchen, welche den als Quincunx angelegten Wald des Mittelgrundes in zwei Quadrate theilt. Der Hauptbestandtheil der Bevölkerung dieser Avenue ist der gemeine Soldat, welcher an den Tagen, wo er für das Vaterland nicht auf die Wache zieht, regelmäßig seine Tour im Tuileriengarten macht. In Gesellschaft mit zweien oder dreien seiner Freunde spaziert er gravitätisch auf und ab, den rechten Fuß voran, den Schako ein wenig in den Nacken gedrückt, die Hände napoleonisch auf den Rücken gekreuzt und ein grünes Baumblatt im Munde kauend, was nebenbei gesagt, sehr unnapoleonisch ist. Der französische Troupier liebt die große Gartenavenue aus zwei Gründen, weil Ruhm und Liebe die Polarsterne seines Lebens sind und er beide in der großen Avenue findet; der Ruhm erscheint ihm von ferne in der Gestalt des Triumphbogens an der Barrière de

l' Etoile und die Liebe zeigt sich ganz in der Nähe unter dem einfachen Kostüm einer Kinderwärterin. Die steinernen Bänke dieser Allée waren Zeugen von mehr als einem zärtlichen Herzenserguß und ohne Zweifel hat Charlet hier jene berühmte Liebeserklärung croquirt, welche mit den Worten anfängt: J'ai lu, Mademoiselle, dans les papiers publics que nous étions réduits à trois bataillons!

Abends bleibt der Tuileriengarten bevölkert, bis gegen 10 Uhr die Retraite geschlagen und abpatrouillirt wird.

2. Der Luxembourggarten.

In dem westlichen Theile von Paris, fern von dem lärmenden Treiben des Centrums und ganz auf der Grenze des patrizischen Faubourg Saint-Germain und des plebejischen Lateinerlandes, erhebt sich ein Palast von ziemlich regelmäßigem und imponirendem Aeußern. Die Bauart desselben ist hier zu Lande eben nicht häufig; der Architekt hat weder den byzantinischen Styl, noch die Einfachheit und die Strenge griechischer Formen zum Muster genommen. Der gothische Kunstgeschmack entfaltet hier eben so wenig seine schön ausgeschweiften Spirallinien, seine schlanken Säulenbündel und steinernen Guirlanden; es ist vielmehr ein etruskischer Bau mit

rundbogigen Eingängen, Hallen und Kuppeldächern im florentinischen Geschmack; Marie von Medicis hat ihn aufführen lassen.

An den Pforten des Luxembourg finden wir nicht, wie bei den Tuilerien, zahlreiche Garden zu Pferd und zu Fuß, sondern einige alte Veteranen, welche die brennende Sonne der ägyptischen Sandwüsten und der eisige Himmel der russischen Steppen verschont hat, besorgen hier keuchend die Wache. Ein weiter geräumiger Hof mit Marmortreppen, von einigen bordirten Lakais belebt, nimmt den Besucher auf, der mit Hülfe des gefälligen Aufsehers leicht ins Innere des Gebäudes dringen kann. Trophäen und Helden der französischen Republik schmücken zu beiden Seiten das prachtvolle Stiegenhaus, durch welches wir in die Hauptsäle gelangen. Im ersten Saal hat man die Stellvertreter der freien Volksberedtsamkeit des Alterthums aufgestellt; Demosthenes, die beiden Gracchen und Cicero begrüßen den Eintretenden mit etwas mürrischer Miene, welche den schwerfälligen Drapperien, den spärlich vergoldeten Karnießen und den massiven Skulpturarbeiten der Decke zu gelten scheint; die Dekorationen dieses Saals sind in der That ihrer Bestimmung unwürdig; sie wiederholen sich leider in den folgenden Gemächern.

In dem anstoßenden Saal, welcher durch eine

Rotonde Licht empfängt, ist die rechte Wand mit einem großen Gemälde bedeckt, welches gegenwärtig das Julifrankreich vorstellt, wie es früher das Frankreich der Kaiserzeit und der Restauration vorgestellt hat. Jene Papierrolle im Vordergrunde, worauf jetzt: Charte de 1830 zu lesen steht, trug abwechselnd die Inschriften: Austerlitz, Wagram und Testament de Louis XVI. Wenn es erlaubt wäre, den Vorhang wegzuziehen, welcher ein zweites in diesem Saale befindliches Bild verdeckt, würden wir das Porträt Ludwig XVIII. in Lebensgröße erblicken. Ueber diesem Bilde hat man die Grisaille des Frieses, ursprünglich die Schlacht bei Marengo darstellend, in ein Gefecht aus den Kreuzzügen umgeändert; aber mitten unter den Christen und Sarazenen hat der unglückliche Künstler das Kostüm zweier französischer Grenadiere von 1798, welche den sterbenden Desaix aus dem Getümmel forttragen, zu übermalen vergessen.

Der Sitzungssaal der Pairskammer ist Mitleid erregend. Jene mit mehreren fremden Fahnen, mit einigen Lappen von dreifarbigem Calicot und mit zwei gypsenen Siegsstatuen gezierte Estrade; jener niedrige Präsidentensitz, dessen ganzer Schmuck in ärmlichen Vergoldungen und zwei kleinen bronzenen Urnen besteht; jene enge, nur eine einzige Stufe über dem Boden erhabene Rednerbühne; jenes zusammen-

gepreßte, mit alten sammetüberzogenen Sorgenstühlen besetzte Amphitheater; jene schmale Galerie, um die eine mit dunkelbraunem Sammet ausgeschlagene und mit goldenen Fransen benähete Tapete herumläuft, — Alles das hat ein morsches, verfallenes Aussehen, und es war in der That hohe Zeit, daß die Deputirtenkammer eine Million verwilligte, um dem hohen Senat einen neuen Sitzungssaal zu bauen. Der sogenannte Thronsaal entbehrt gleichfalls einer angemessenen Verzierung; wir bemerken darin nichts, als einen schwerfälligen Thron und einen vergoldeten Lehnsessel, über welchem zur Stunde das Porträt Ludwig Philipps hängt, das seine Vorgänger, die Porträts Ludwig XVIII. und Napoleon's verdrängt hat.

Einem Geschichtschreiber böte der Luxembourgpalast vielfache Gelegenheit, glänzende Tiraden anzubringen. Marie von Medicis, die Herzogin von Burgund, Barras und das Direktorium, Michel Ney, Morey, Fieschi, Alibaud, Meunier, — das sind die in so verschiedener Beziehung berühmt gewordenen Namen, deren Erinnerung sich unwillkührlich beim Anblick dieses florentinischen Palastes aufdringt und an unsere Schritte heftet. Doch was gehen uns die Orgien und abscheulichen Ausschweifungen der Tochter des Regenten an? was kümmern uns die Urtheilssprüche des Pairshofes? Verscheuchen wir aus

unserm Ideengange alle jene historischen Erinnerungen und treten wir ohne Umstände in den schönen pittoresken Garten hinter dem Palaste, als flanirender Spaziergänger die Arme auf dem Rücken gekreuzt, langsamen Schrittes fortschlendernd, den Kopf bald rechts, bald links hinwendend, hier stehen bleibend, um die Rosen zu besehen, dort um die Behendigkeit der über die Schnur hüpfenden Kinder zu bewundern; dann unsern Weg wieder fortsetzend und dabei stets die grünen Blätter anschauend, welche von den leisen Anhauch des Windes zittern, die Singvögel, welche unter dem Laube zwitschern, die Wolken, welche sanft am Himmel dahingleiten und die schönen Frauen, welche auf der Erde an uns vorbeistreifen.

Zunächst bemerke man, wie im Luxembourggarten Alles die Todtenstille anzunehmen scheint, welche ihm die Nachbarschaft der Pairskammer aufdrückt. Kaum betritt man die schöne und breite Rue Tournon, deren Schweigen nur von Zeit zu Zeit das Gerassel einer vornehmen Equipage unterbricht, so spürt man schon den Einfluß der um das Luxembourg verbreiteten Ruhe. An den Gartenthoren stehen keine brillanten Schildwachen, wie am Gitter der Tuilerien; die wachstehenden Soldaten des Luxembourggartens sind lauter Veteranen, deren Arm mit zwei wollenen Streifen und feindlichen Säbelhieben bedeckt ist.

Die Aufseher im Innern des Gartens sind noch älter; aber wenn auch ihre Haltung minder kriegerisch und schön ist, als die ihrer Collegen im Tuileriengarten, so ist sie darum nur desto ehrwürdiger; denn jener Dreimaster mit dem kleinen Büschel von rother Wolle, welcher bisweilen die Lachlust der Vorübergehenden erregt, ist nicht immer ruhig im Schatten der Bäume des Luxembourg auf- und abspaziert; jener alte Stürmer hat die Pest in Jaffa und den Brand von Moskau mit angesehen; und wenn jene dunkelblauen abgeschabten Frackröcke gegen die neuen hellblauen Uniformen der Tuilerien auffallend abstechen, so kommt das daher, weil sie länger in Schlachten und Feldzügen getragen worden sind. Ihr wichtigstes Amt ist, aufzupassen, daß im Garten nicht geraucht wird. Die alten Eisenfresser haben sich schwerlich je träumen lassen, daß, nachdem sie in ihren jungen Jahren die Feinde Frankreichs bekämpft, sie in ihren alten Tagen die Feinde des französischen Anstandes, die Pfeifen und Cigarren, bekriegen müßten.

Gleich am Eingang in den Luxembourg treffen wir die kleinen Gärtchen, welche erst seit Kurzem unter den Fenstern des Palastes, rund um das Gebäude herum, angelegt worden sind. Eiserne Gitter halten die Spaziergänger in einer gewissen Entfernung vom eigentlichen Palast, wie in den Tuilerien,

wo der vor mehreren Jahren angelegte Privatgarten der königlichen Familie die Vorübergehenden funfzig Schritt weit vom Schlosse zurückgedrängt hat. Uebrigens können diese von Einigen hart getadelten, von Andern sehr gelobten Neuerungen in beiden Gärten als wirkliche Verschönerungen angesehen werden. Da wo früher garstiger Unrath die Luft mit seinen pestilenzialischen Düften schwängerte, verbreiten jetzt Tausende von Blumen ihre balsamischen Wohlgerüche. Die Beete des Luxembourggartens bieten den Rosenfreunden einen genußreichen Anblick; denn die dortige Pflanzschule ist an verschiedenen Rosengattungen eine der reichsten in der Welt.

Die Rosenbeete des Luxemburg erinnern mich daran, daß ich in jenem Stadttheil einen Liebhaber kenne, welcher einen Rosenstock besitzt, der die Freude, den Stolz und das Glück seines Lebens ausmacht; denn dieser Rosenstock ist einzig in seiner Art; kein anderer Gärtner hat einen ähnlichen aufzuweisen; dieser Rosenstock ist ein Schatz, der ihm nicht um 20000 Franken feil wäre. Sechs Jahre lang pflegt er ihn und sechs Jahre lang, so oft die Blüthezeit herannahet, sieht er mit unaussprechlichem Wohlgefallen, mit einer an Wahnsinn gränzenden Freude, daß sein Rosenstock keine Rosen trägt, sondern nur Blätter, nichts als Blätter treibt. An dem Tage, wo dieser Rosenstock eine blühende Rose hervorbrächte, würde

sich sein Besitzer unfehlbar eine Kugel durch den Kopf jagen.

Der Luxembourggarten hat auch seine Terrasse, aber sie gleicht nicht im mindesten der Terrasse des Feuillans; vergebens sucht man hier in den Nachmittagsstunden von 4 — 6 Uhr jenen Kranz von stolzen Frauen, welche in Seide und durchsichtige Stoffe gekleidet, sich mit Tausendfrankenfächern frische Luft und Kühlung zuwehen und ganze Paradiesvögel auf ihren Häuptern wiegen; die Terrasse des Luxembourg ist ganz einfach der Sammelplatz für die Bewohner der angrenzenden Straßen, welche hier weniger den Reichthum ihrer Toilette zur Schau tragen, als anderen unschuldigen Zeitvertreib suchen. Uebrigens hat diese Terrasse auch ihr Verdienst, und wenn wir daselbst nicht die Eleganz der Tuilerien finden, so treffen wir doch einige Besucherinnen, welche die Terrasse des Feuillans nicht verunzieren würden. Allein im Allgemeinen sehen wir hier ehrbare, gesetzte Männer, welche Journale lesen, und weder Geld noch Zeit mit dem Jockeyklub und andern Narretheien verlieren können, und die im Luxembourg spazirenden Damen sind Familienmütter, welche sich mehr mit ihren Kindern, als mit dem neuen Schnitt der Hüte und Mantillen beschäftigen.

Das zahlreichste Publikum des Luxembourggartens besteht aus Studenten; nach welcher Himmelsgegend,

nach welcher Allee man sich auch hinrichten mag, so darf man sicher darauf zählen, Spaziergängern dieser Gattung zu begegnen. Die Einen gehen Paarweise, mit Büchern unter dem Arm, im eifrigen Zwiegespräch begriffen, wobei sie heftig gestikuliren und jeden lästigen indiskreten Zuhörer mit Verachtung anblicken; Andere beliebäugeln durch die Lorgnette jene einsam wandelnden jungen Mädchen, welche unter den schattigen Laubgängen sich jedesmal nur von Einem ansprechen lassen und Zweien zugleich niemals Rede und Antwort stehen. Ueberall athmen wir die Nähe des Studentenquartiers, der Arznei- und Rechtsschule; ehe wir es uns versehen, bläset uns Einer den Dampf des Caporals, jenes infamen französischen Regietabaks, unter die Nase; denn der Pariser Student raucht seinen Kneller im Luxembourg, allen göttlichen und menschlichen Verboten zum Trotz. Gehen wir schnell vorüber und stören wir jene beiden jungen Leute nicht, von welchen der eine in dem Code Napoleon vertieft ist, der andere über ein Vaudeville nachzusinnen scheint, welches er beim Pantheon- oder Bobinotheater einreichen wird. Dagegen dürfen wir uns schon zu jenen Gruppen gesellen, die aus gemischter Gesellschaft, aus Musensöhnen, Ammen und Dienstmädchen zusammengesetzt sind und sich in Spanarelle's Weise über Arzneikunde, und nach Krähwinkler Art über Staatsangelegenheiten unterhalten, wobei sie die munterste Frühlaune offenbaren.

Was macht denn jener schlanke Jüngling, welcher sich mit beiden Armen auf das Gitter des großen Bassins in der Mitte des Gartens gelehnt hat und unablässig auf den Wasserspiegel hinstarrt? Brütet er vielleicht finstere, selbstmörderische Pläne unter seiner Stirn, welche der tief heruntergedrückte Hut ganz verdeckt? Nicht doch; sehe ich recht, so amüsirt er sich, über seinen Zwickelbart zu spucken und die kleinen sich ringelnden Wellen zu beobachten, welche die jedesmalige Entladung seiner Speicheldrüse hervorbringt.

Woran man im Luxembourg besonderes Wohlgefallen findet, ist die zahlreiche, muthwillige Schaar von Kindern, welche hier mehr noch als im Tuileriengarten, ihren Tummelplatz haben, weil man weder die Menge zu fürchten braucht, worunter sie sich verlaufen könnten, noch die Bassins, in welche sie hineinstürzen, während die Wärterin nichts hört und sieht, als die Betheurungen und Fußspitzen ihres ersten oder ihres zwölften Liebhabers. Die glücklichen Kleinen! wie sie so fröhlich und unartig sind, wie sie im Schatten der hohen grünen Kastanienbäume herumspringen, welche einstweilen ihren weißen Blüthenregen auf sie herabschütten, bis später ihre mahagonyfarbenen Früchte, die stachlichte Hülle zersprengend, abfallen, um als Kinder-Spielzeug zu dienen; wie sie hinter ihren leichten Reifen her laufen,

frohe Kreise bilden, und zwanzig, dreißig-mal übers Seil hüpfen, ohne sich zu verwickeln! Stundenlang kann man hier ohne Langeweile sitzen und den Kindern zusehen;

ils n'ont qu' à jouer et ils sont charmans,

wie Viktor Hugo singt. Sie denken noch nicht daran, die Zeitungen zu lesen, wie jene ernsten Greise, welche um sie herum auf steinernen Bänken und Strohstühlen sitzen; in einer Zeitung sehen sie nichts als ein Stück Papier, woraus man einen prächtigen Generalshut oder Drachen fabriziren könnte. Was kümmert sie das premier Paris der politischen Tagsblätter? Und doch hat die Politik vor drei Jahren ihre Spiele gestört und ihnen ihren Lieblingsplatz zwischen den beiden in den Garten vorspringenden Eckpavillons des Palastes geraubt; da wo sich sonst die Kinder und Kranken an den sanften, erquickenden Strahlen der ersten Frühlingssonne zu wärmen pflegten, wurde der Saal für den Aprilprozeß erbaut, welcher gegenwärtig dem neuen Sitzungssaale der Pairskammer Platz macht.

Nirgends auf der Welt gibt es vielleicht schönre Kinder, als in Paris. Man muß den ausgelassenen Schwarm dieser Kleinen in der petite Provence herumtummeln sehen, um zu begreifen, warum Victor Hugo's lyrische Muse so oft und so trefflich von diesem Gegenstand begeistert worden ist. Besonders

geschmackvoll und nett sind die Kinder im Allgemeinen gekleidet. Auffallend ist aber der Unterschied in der Kindertoilette des Tuilerien- und des Luxembourg-Gartens; dort erblicken wir in der Kinderwelt gleichsam ein Miniaturbild der erwachsenen vornehmen Welt; hier dagegen haben die Kinder einen bei weitem einfacheren Anzug, der ihnen nur desto reizender steht. Gibt es etwas Lächerlicheres, als jene kleinen Dandys von zehn Jahren und jene kleinen Dämchen, welche kaum vom Fallhut entwöhnt sind? Im Luxembourg sieht man besonders kleine Hüte à la Henri IV, deren weiße Federbüsche auf die dicken Pauspacken der Säuglinge herunterwallen. Das Kindesalter ist ja schon an und für sich so ganz allerliebst! Ein kleines Mädchen in einfachem weißen Kleide, und das Köpfchen, mit natürlich geringelten Locken geschmückt, wird sich immer hundertmal hübscher ausnehmen, als wenn man daraus eine mit den neuesten Moden herausgeputzte Puppe macht.

Jene Kinderkostüme erwecken in mir ein trauriges Andenken. Es ist ungefähr 3 Jahre her, als ich mich eines Tags im Luxembourggarten befand und mit erfreulichem Behagen eine Schaar kleiner Kinder betrachtete, welche über die Springschnur hüpften. Alle waren lieb und lustig; alle hatten kleine weiße und rosenrothe Backen, auf denen sich Gesundheit und Wonne malten. Abseits von dieser

Truppe gewahrte ich indeß ein kleines Mädchen, welches die Spiele ihrer Gefährtinnen nicht mitmachte; ihre blasse, magere Figur bildete einen schneidenden Gegensatz zu den frischen, blühenden Wangen der übrigen Kinder, auf welche sie neidische Blicke zu richten schien; denn man sah deutlich, daß die arme Kleine nicht an ihrer Lust theilnehmen konnte. Von ihrer krankhaften Gestalt gerührt, trat ich näher; und erst da bemerkte ich, daß ihr Anzug ganz weiß war. Sie trug ein weißes Kleid, einen weißen Hut, kleine weiße Schuhe, und wir befanden uns doch im Monat Februar; die Kälte war noch ziemlich strenge. Die Kleider waren allerdings aus einem warmen Stoffe gemacht; aber die Wahl der Farbe kam mir sonderbar vor; denn die Weiße des Kleides hob die blasse Gesichtsfarbe der kleinen Kranken nur noch stärker hervor.

Mehrere Tage nach einander kehrte ich in den Luxembourg zurück und sah jedesmal dieses Kind in demselben Kostüm wieder. Endlich erfuhr ich von der Gouvernante, daß dieser Anzug, welcher meine Aufmerksamkeit erregt hatte, die Folge eines vorzüglich in Italien sehr häufigen Gelübdes war. Die arme Mutter der Kleinen hatte bereits drei ihrer Kinder verloren. Dieses kleine Mädchen, das einzige Kind, welches ihr übrig blieb, war von seiner Geburt an, um das schreckliche Verhängniß, von wel-

chem es bedroht schien, abzuwenden, der Jungfrau Maria gelobt worden und diesem Gelöbniß zufolge durfte es bis in sein siebentes Jahr nur weiß gekleidet gehen. Noch eine Zeitlang sah ich das kleine weißangezogene Mädchen im Luxembourg und jedesmal waren auch ihre eingefallenen Backen weißer; es verging eine Woche, ein Monat, ohne daß ich meine kleine Kranke wiedersah. Da erkundigte ich mich nach ihr bei ihren jungen Gespielinnen und man bestätigte mir, was ich geahnt hatte; das kleine der Jungfrau Maria gelobte Mädchen war zu ihrer Schutzpatronin in den Himmel gestiegen! Zwei Monate nachher hatte auch ihre Mutter die Erde verlassen.

Verscheuchen wir so trübe Erinnerungen und beaugenscheinigen wir lieber jene alten Politiker, welche die Kastanienbäume des Luxembourg aufsuchen, um daselbst die Wonne der leitenden Journalartikel und der Chronik des Zuchtpolizeigerichts zu kosten. — Der kleine Rentier der Rue de Vaugirard verlangt als ächter Pariser Philosoph nur drei Dinge: eine steinerne Bank im Luxembourg, Sonnenschein und den Constitutionnel. Damit beschließt er vergnügt und zufrieden seine alten Tage, deren sanfte Einförmigkeit durch nichts gestört und getrübt wird. Fünf oder sechs Mal im Lauf des Jahres, an den hohen Feiertagen, verspürt der Ren-

tier jedoch eine große Lücke in seinem Tagewerk; denn der Constitutionnel ist, in Betracht der Feiertage, nicht ausgegeben worden. Das ist ein trauriger Tag, wo es auch nicht den geringsten politischen und litterarischen Horizont zu beobachten gibt. In seiner Verzweiflung nimmt der ständige Besucher des Luxembourg seinen Regenschirm. Nie ohne diesen! ist der Wahlspruch aller Leser des Constitutionnel, wenn sie ausgehen; denn es sind nunmehr an die zwanzig Jahre, daß ihnen der „alte Patriarch der Rue Montmartre" jeden Morgen verkündet, der Horizont bedecke sich mit Gewitterwolken. Unser Rentier lenkt heute Ausnahmsweise seine Schritte nach der Mitte des Gartens und bleibt vor dem großen Bassin stehen, wo er den Schwänen einige Brodkrumen zuwirft.

In dem eigentlichen Luxembourg-Garten gäbe es jetzt nichts Merwürdiges mehr zu sehen; wir biegen deshalb in jene lange Allee ein, an deren äußerstem Ende sich das viereckige Gebäude der Sternwarte erhebt. Man muß einen weiten Weg machen, wenn man die Wohnung und die astronomischen Vorlesungen des Herrn Arago besuchen will, welche wohl nicht ohne Absicht so weit von dem hauptstädtischen Lärm und Andrange der Müßigen verlegt worden sind. In der zur Sternwarte führenden Allee ist es rathsam, nicht die Himmelsdecke zu betrachten,

sondern die Augen so viel als möglich auf der Erde herumschweifen zu lassen; denn man läuft große Gefahr, eine irdische Kegelkugel an die Beine geschleudert zu bekommen; die Siamspieler, welche in dieser Avenue ihr Hauptquartier aufgeschlagen haben, berücksichtigen durchaus nicht die Spaziergänger; auch gehört ihnen das Terrain von Rechtswegen. Im Kaffée Procope versammelt sich der Klub der Dominospieler; im Café de la Régence der Klub der Schachspieler, und die Allee der Sternwarte ist seit langer Zeit durch den Klub der Freunde des edlen Jeu de Siam berühmt, welches unter dem viel weniger edlen Namen, „Cochonnet“ eine noch größere Berühmtheit hat.

Die Allee des Observatoire, wo wir jetzt nur wenigen einsamen Spaziergängern begegnen, hat seit einiger Zeit traurige Prozessionen vorüberziehen sehen. Zweimal im Verlauf von zwölf Monaten erknisterte der Sand dieses friedlichstillen Baumgangs unter den Rädern jenes fatalen Wagens (panier à salade,) welcher an die Stuffen des Schoffots führt. Die Schritte der Spaziergänger hatten noch nicht die Wagenspur des Fieschi'schen Leichenzugs ausgetreten, als das Geleite Alibaud's schon wieder ein neues Geleise in den Sand drückte. Uebrigens scheint diese Allee recht eigentlich dazu bestimmt, nur traurige, unheimliche Erinnerungen zu wecken. Es sind jetzt zwei und zwanzig Jahre, als man eines Mor-

gens früh, da kaum der Tag ergraute, eine Abtheilung Gensdarmen und in ihrer Mitte einen Verurtheilten aus dem Gitterthor treten und schweigend den Weg nach der Sternwarte einschlagen sah. Auf der Hälfte des Wegs hielt der Zug an. Der Verurtheilte stellte sich in einer Entfernung von 15 Schritten einer Compagnie Veteranen gegenüber, unweit der grauen Mauer, welche wir zu unserer Linken erblicken. Auf ein gegebenes Signal senkten sich die Gewehre; ein Knall ließ sich vernehmen, und der Rand des Grabens färbte sich mit dem Blute Michel Ney's!

Und doch ist es dieser traurige Weg, den Sonntags und Montags die sorglose, fröhliche Menge der Pariser Arbeiter verfolgt, um vor der Barrière des Mont-Parnasse die mühsamen Tage der Woche zu vergessen. Rechts am Ende dieser Allee ertönen dreimal in der Woche die schrillenden Clarinettöne der berühmten chaumière, welche die sämmtliche Jugend der Schulen und Modeläden herbeilocken. Der französische Student und die Grisetten kennen keinen reizendern Aufenthalt, als die grande Chaumiére, wo man sich alle Sonntage ewige Liebe schwört, die ausschließlich bis Sonnabend dauert, und wo die Heimath des französischen Cachucha ist, jenes ausgelassenen Tanzes, vor dessen ausdrucksvollen Figuren der Munizipalgardist die Augen niederschlägt.

Auf der Seite des Luxembourgtheater finden wir die großen, mit Bäumen bepflanzten Vierecke, welche Donnerstags und Sonntags der Sammelplatz aller benachbarten Pensionsanstalten sind, deren Zöglinge hier das Ballschlagen und Springhocken einüben, welches letztere sie cheval fondu nennen. Oberhalb der großen Vierecke fangen die einsamen Alleen an, wo die Schauspieler bei Bobino ihre Rollen auswendig lernen und durch ihr lautes Deklamiren alle Sperlinge aus dem Laube aufscheuchen. Vergessen wir nicht, daß, wenn der Tuileriengarten seine Ebe r e c k e hat, der Luxembourggarten eine S e u f z e r a l l e e besitzt, welche allerdings mit der Seufzerallee im Münchner englischen Garten vieles gemein, mit der schrecklichen Seufzerbrücke in Venedig aber nichts zu schaffen hat.

Die Ruhe und Stille des Stadtviertels um den Luxembourg, so wie die Nähe eines für einsame Spaziergänge und Träumereien so günstig gelegenen Gartens, bewirken, daß viele Dichter, Schriftsteller und Künstler in den angrenzenden Straßen wohnen. Vielleicht ist schon mancher an dem Gitterthor der Rue d' Enfer einem kleinen, etwas gebückt einherschreitenden Manne mit grauem Haar und schwermüthigem Blick begegnet, ohne zu ahnen, daß er an Chateaubriand vorübergehe. Ein anderer lieblicher Dichter, Madame Tartu, wohnt so nahe am Luxem-

bourg, daß sie von ihrem Fenster aus die Nachtigallen schlagen hören könnte, wenn es Nachtigallen im Luxembourg gäbe. Unter den Bogengängen des Odeons habe ich, kurz vor seinem Tode, sehr häufig den alten Romanschreiber Pigault-Lebrun angetroffen, der mit den Verkäuferinnen der Galerie seine schlüpfrigen Späße machte. In den westlich liegenden Straßen kann man fast an keine Hausthür klopfen, ohne daß nicht eine Künstlergestalt ans Fenster tritt; wir erwähnen bloß die beiden Devéria, welche die Muster zu ihren hübschen Zeichnungen aus ihren Familien entlehnen; ferner Foyatier, der Bildhauer des Spartacus; Etex, welcher die beiden kolossalen Gruppen des Triumphbogens an der Barrière de l'Etoile gearbeitet, endlich David, der Urheber des Frontons am Pantheon. Kaum hundert Schritt von der Paiskammer, ungefähr in der Mitte der Rue Tournon hat sich der fetteste und witzigste aller Pariser Feuilletonnisten einquartiert; Jules Janin, welcher so eben seine Marquise de la Carte verabschiedet hat und sich bürgerlich verheirathen will. In derselben Straße wohnt auch die alte Wahrsagerin Lenormand, wo sich einst Mirabeau und Pitt begegnet; endlich hängt auch sogar der Doktor Geimard von Zeit zu Zeit seine Hängematte in der Umgegend des Luxembourg auf. Er verweilt daselbst allerdings nicht lange, und wenn man ihm einen Be-

such abstatten will, so ist es nicht selten, daß man zur Anwort erhält: „Der Herr Doktor ist in diesem Augenblick nicht zu Hause; aber er ist am Vorgebirge der guten Hoffnung oder in Batavia zu sprechen, wofern er nicht einen Ausflug an die Küsten von Grönland unternommen hat.“ Denn der Dokter Gaimard macht eine Reise nach Kalkutta, ganz so, wie man hier eine Sonntagspromenade von Paris nach Saint-Cloud oder Versailles macht: er ist vom Reiseteufel besessen; denn er hat bereits 6000 Meilen zu Lande und 85000 Meilen zu Wasser zurückgelegt, ohne des Reisens überdrüßig zu sein. Ich wette, daß er bei seiner Rückkehr vom Nordpol, wo er in diesem Moment mit den Grönländern politisirt, keine vierzehn Tage in Paris bleiben wird, unter dem Vorwande, er habe versprochen, eines von den Kindern seines Freundes, des Königs der Südseeinsulaner, zu impfen.

Doch es ist Zeit, dem Luxembourggarten unser Lebewohl zu sagen und Abschied zu nehmen von seinen großen grünen Kastanienbäumen, von seinen weißen Statuen, von seinen langen, schattigen Alleen und seinen allerliebsten Kindern, welche so fröhlich darin herumspringen und tanzen, ohne zu bedenken, daß der Lärm ihrer kleinen Schritte in den Pariser Katakomben widerhallt!

3. Der Pflanzengarten.

Der Jardin des plantes oder Jardin du roi wie die alten Leute aus der Zopfzeit sprechen, ist der schönste, lieblichste, aber am wenigsten besuchte von allen öffentlichen Gärten in Paris. Er hat leider nur einen großen Fehler, daß er nämlich eine Meile weit von der Hauptstadt entfernt ist, obschon er ganz in der Nähe von Notre-Dame liegt. Dieser Nachtheil ist indessen ein Vortheil für die Studierenden, denen der botanische Garten täglich von früh Morgens, bis in die Nacht offen steht, und welche daselbst die Flora aller Breiten mit Muße und ohne Zerstreuung studieren können. Der eigentliche, zum praktischen Studium eingerichtete botanische Garten ist mit einem Gitter umgeben und bildet einen eignen kleinen Garten im großen Garten, welchen man höchst unpassend Jardin des plantes benannt hat; denn was man darin gerade am allerwenigsten sucht und findet, sind Pflanzen. Man bemerkt allerdings einige schöne Treibhäuser, und in der ebenerwähnten Abtheilung einige Pflanzenbeete, wo sich neben jedem Gewächs pedantisch ein eiserner Stengel erhebt, der ein Stückchen Eisenblech mit den Familiennamen und Eigenschaften der einzelnen Pflanzen in Apothekerlatein trägt. Doch wenn man in den Jardin des plantes geht, beschaut

Niemand die Pflanzen, einige angehende Mediziner und botanisirende Laien etwa ausgenommen. Die Natur hat wahrlich ihre Einbildungskraft mißbraucht. An dem Tage, wo sie die Pflanzen schuf, hat sie den Erdball mit einer so wunderbar verschwenderischen Fülle besäet, daß sie dem Studium der Botanik einen unendlichen Schaden gethan. Wenn ich die Ehre gehabt hätte, an ihrer Stelle zu seyn, so würde ich die Zahl der Pflanzen auf die Zahl der deutschen Bundesstaaten reduzirt und den Ueberfluß meiner Phantasie und schöpferischen Kraft dazu angewandt haben, die Rheumatismen und das Rauchen der Kamine abzustellen. Es hätte weniger Pflanzen, aber mehr Pflanzenkundige und Zufriedenheit auf der Welt gegeben; was den Pariser Jardin des plantes anbelangt, so würde er dabei ohne Nachtheil weggekommen sein, da man ihn nur besucht, um die daselbst befindliche Menagerie zu sehen.

Die Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Hyänen und andere reißende Thiere sind in Käfigen hinter eisernen Gitterstäben eingeschlossen und bewohnen ein anständiges, geräumiges Gefängniß. Seit einigen Jahren hat sich das Personal dieser Bestien fast verdoppelt. Die Sahara, Barka, der Atlas und Chimborasso, Ebenen, Wälder und Berge sind in Contribution gesetzt worden, und Herr Dussumier hat den Parisern so viele angenehme Geschenke mit Bä=

ren und Panthern gemacht, daß ihnen im Thierreich wenig mehr zu wünschen übrig bleibt. Die französische Expedition nach Algier hat unter andern auch dazu genützt, daß sie einige dreißig schöner Atlaslöwen nach Paris gebracht, welche allerdings fast sämmtlich an der Auszehrung gestorben, aber nach ihrem Tode zierlich ausgestopft und in den Galerien des Naturalienkabinets als Siegstrophäen der französischen Kriege in Afrika ausgestellt sind.

Annibalis spolia et victi monumenta Siphacis! Das ist eine augenscheinliche Revenüe, welche Frankreich einigermaßen für die Millionen Franken und die Tausende seiner Kinder entschädigt, welche es in der Ebene von Mititscha und in den Grüften der heiligen Marabouts begräbt. So lange die afrikanische Eroberung dauert, werden die Pariser, Gott sei Dank, nie Mangel an Löwen haben. Bengalen ist viel weniger freigebig mit seinen gelbgestreiften Tigern; die französische Regierung sollte billig einen eignen Agenten in Bengalen halten. Der Stall des weißen Bären steht gegenwärtig leer; dieses arme Thier ist vor Hitze an demselben Tage gestorben, wo ein numidischer Löwe an Kälte seinen Geist aufgab. Es geht nicht wohl an, alle Temperaturen in einer und derselben Zone von geradlinigten Käfigen zu vereinigen und die väterlichste Fürsorge der Gartenverwaltung müßte scheitern, wenn sie hier die Pol-

mit dem Aequator vermählen wollte. Es sind übrigens nicht viele Käfige leer.

Die Thiere wissen genau die Fütterungszeit; wenn sie herannaht, werden sie unruhig, gehen hin und her, gähnen, brummen, springen an den Wänden in die Höhe und werfen den Zuschauern funkelnde, gierige Blicke zu. Der Thierwärter erzählte uns folgenden Vorfall: Während der Restauration besuchte ein Neugieriger in früher Morgenstunde die Menagerie und begegnete zu seinem nicht geringen Verwundern einem frei herumspazierenden Löwen, der durch einen Zufall oder eine Nachlässigkeit aus seinem Käfig entkommen war und jetzt langsam majestätisch auf den Schreckenbleichen zuschritt. In demselben Augenblick rief ihm eine Stimme, die des Wärters, zu, aufrecht und unbeweglich stehen zu bleiben; mit innerlichem Zittern wurde der Rath befolgt, und der Aufseher lockte nun das reißende Thier in den Käfig, ohne daß es dem Fremden etwas zu Leide that. Hätte sich dieser auf die Flucht begeben, so wäre er ohne Rettung verloren gewesen.

Die Bären befinden sich in hoch aufgemauerten Gräben, in deren Mitte ein ziemlich hoher, kahler Baum steht; in einem dieser Gräben wohnen drei braune Bären beisammen. Diese Thiere sind stets mürrisch, brummig und verdrießlich; der Spleen nagt an ihrem Herzen; sie leben wie die Bären, sehr un-

brüderlich; bisweilen fressen sie sich unter einander auf, wie das in dem traurigen Pariser Winter von 1832 vorgekommen ist, wo man bei der allgemeinen Hungersnoth ihre Fleischrationen vermindert hatte. Die Pariser können sich Stunden lang mit den Martins unterhalten. Martin hieß nämlich der Stammherr der Dynastie und nach ihm hat man diesen Namen für alle Bären beibehalten, welche den Pflanzengarten mit ihrer Gegenwart verschönern.

Die größte Lust der zahlreichen Zuschauer, welche sich zu jeder Stunde des Tags um den Rand der Bärengruben drängen, besteht darin, einen der fünf Martins auf den Baum zu locken, was nicht ohne Anstrengung bewerkstelligt wird. Das gewöhnliche Kunststück, welches am Ende fast immer die gewünschte Wirkung hervorbringt, ist folgendes Manöver: man befestigt am Ende einer langen Schnur ein Stück Brod oder Fleisch und wirft dieselbe, gleich einer Angelschnur, über die eiserne Stange, welche zwischen den beiden kahlen Aesten angebracht ist, in die der behauene Baum oben ausgeht. Man läßt nun die Lockspeise eine Zeitlang vor der Nase des unten um den Baum spazierenden Bären hin und her tanzen, welcher Anfangs zwar wenig darauf zu achten scheint, aber doch von Zeit zu Zeit vergebens darnach schnappt. Nicht lange, so wird Martin ärgerlich, geht noch ein paar Mal, anscheinend träge und gleichgültig,

aber mit schielendem Seitenblick, um den Baum herum und schwingt sich endlich, wenn er den günstigen Zeitpunkt wahrgenommen zu haben und seiner Beute sicher zu sein glaubt, mit einem raschen Satz auf den untersten Ast. Aber sein Plagegeist hat unterdeß keine Bewegung aus dem Auge verloren; er ist noch geschwinder, als sein listiger Gegner; er zieht schnell die Kortel an, und wenn der Bär bis zum Gipfel des Baumes hinangeklettert ist und sich nach dem gehofften Leckerbissen umsieht, schallt ihm lautes Hohngelächter entgegen. Da er nun einmal oben ist, setzt er sich in Positur; er weiß aus Erfahrung, daß unter den höhnenden Zuschauern immer einige dankbare Seelen sich befinden, welche ihm den Spaß und die Mühe mit einem Kuchen belohnen, und er verrechnet sich nicht. Denn wir sehen sofort, daß man ihm von verschiedenen Seiten Brod und Lebkuchen zuwirft, welche er sehr geschickt auffängt, bis er endlich ermüdet von seinem unbequemen Posten heruntersteigt, zur größten Unzufriedenheit der Umstehenden. Wer im Jardin des Plantes die Bärengräben besucht, trifft daselbst ohne Ausnahme folgende stereotyp gewordene Personnagen: einen Gamin, welcher den Martin mit seiner Schnur neckt, einen Naturforscher aus der Rue Copeau oder rue Mouffetard, welcher seinem Nachbar die Naturgeschichte des Bären erzählt, eine Kinderwärterin, welche mit einem Vaterlandsver-

theidiger in Krabhosen plaudert, und endlich einen Spießbürger nebst Familie, welcher nie vergißt, den herkömmlichen Kuchen mitzubringen und die obligate Legende vom seligen Martin, dem Ersten seines Stammes aufzutischen. Vor so und so viel Jahren, lautet diese Sage, fiel hier eine sonderbare Art des Selbstmords vor; ein alter Mann ließ sich plötzlich zum Schrecken der Zuschauer in den Graben hinabrutschen und blieb ausgestreckt mit zur Erde gekehrtem Gesicht liegen. Sogleich schritt der grimmige Bär auf ihn zu und faßte ihn im Genicke. Man beeilte sich, ihm zu Hülfe zu kommen; allein es war zu spät, Martin hatte ihn bereits verspeiset.

Besonders reich ist der Garten an ausländischen Vögeln aller Farben und Arten; die Raubvögel sitzen in so prächtigen, geräumigen Vogelbauern, daß die Mehrzahl der Studenten sie um ihr Quartier beneiden muß; im ganzen Pays latin gibt es wenige Hotel-garnis, deren Stuben diesen luftigen Pavillons vorzuziehen wären, für welche die Regierung den Miethzins bezahlt. Die Adler, Falken, Geier, Habichte, Raben, Käuze führen dort ein Herrenleben. Der Condor hat den Chimborasso vergessen und unterhält seinen Nachbar, den Geierkönig, indem er mit ausgespannten Flügeln wider die Drahtwände seines Bauers schlägt oder sich auf seine Hühnerstange setzt und in die Sonne blickt. Neben ihnen steht,

träumerisch auf ein Bein gestützt, der Lämmergeier mit seiner zierlichen Halskrause und dem neumodischen Zwickelbart am Unterschnabel; er scheint Heimweh nach seinen Alpen und Felsen zu haben, denn er erhebt häufig ein häßliches Eselsgeschrei. Ganz unverschämt aber schreien die Papageien, welche einen wohlgeheizten, mit doppelten Fenstern versehenen Salon inne haben. Zu den besten Exemplaren der Sammlung gehören zwei mächtige Ohreulen und ein Paar besonders schöner gelber Perleulen, welche bekanntlich die böse Gewohnheit haben, in den Kirchen das Oel aus den Lampen zu saufen und den spät in der Nacht heimgehenden Leuten die Perrücken vom Kopfe zu stehlen, um ihren Jungen ein recht weiches Bette zu machen.

Nicht weit von den Volières der Raubvögel hat man die ungemein niedliche Residenz der verschiedenen Gattungen von Landvögeln hingebaut, welche hier nach ganz saint-simonistischen Grundsätzen d. h. in der Polygamie leben. Puter- und Auerhähne, Birk-, Schnee-, Perl-, Reb- und andere Hühner bewohnen höchst artige Ställe, vor denen sich ein weiter, mit einem Drahtgitter umschlossener Hofraum ausdehnt. Die Fasanen haben besondere Zellen. Diese letztern erhielten ohnlängst einen Besuch, welcher sie in seltsames Staunen und Nachdenken versenkte; man hatte einen Seehund in ihren

Hof setzen lassen, um ihnen die Langeweile zu vertreiben. Der Seehund betrachtete die Fasanen, die Fasanen betrachteten den Seehund, und keiner von beiden wußte, was von diesem Räthsel zu halten. Ein gelehrtes Mitglied der französischen Akademie, von der Abtheilung der politischen und moralischen Wissenschaften, hatte nämlich behauptet, daß die Perser durch Zusammensperrung von Geschöpfen so verschiedener Art die Vogelgreife erhalten hätten; denn daß es Greife gegeben, daran sei kein Zweifel, weil Zoroaster verboten habe, welche zu essen. Darauf konnte man allerdings nichts erwiedern; man brachte demnach einen Seehund in den Käfig der Fasanen; allein das Resultat war nicht befriedigend; der Seehund starb nach Verlauf kurzer Zeit und man erhielt keine Greife.

Rechts von den Hühnerställen ist die Affenbehausung, deren erste Etage Herr Jack bei seinen Lebzeiten occupirte. Dieser garstige Orang-Outang war vier bis fünf Monate lang eine Zierde des Jardin des Plantes und verlockte sämmtliche Einwohner der Hauptstadt, nach dem entfernten Faubourg Saint-Marceau zu wallfahrten. In der Gartenallee, welche zur Wohnung des Affen führte, drängte sich auf beiden Seiten ein langer Schweif. Jedermann wollte Jack sehen, von der Grisette, welche ihn ein Scheusal nannte, bis zum gelehrten Akademiker hinauf, wel-

cher ihn Monsieur Jack betitelte, und weit entfernt, ihn für einen unvernünftigen, ungeschwänzten Affen zu halten, ihn wegen seiner menschlichen Ohren, Hände und Nasenlöcher stark in Verdacht hat, daß er ein wirklicher Mensch von besonderer Art, vielleicht gar ein von seinen Unterthanen verkaufter asiatischer Prinz sei, der einzig und allein deshalb noch nicht reden könne, weil er noch keinen Unterricht im Französischsprechen erhalten. Wenn Jack am Leben geblieben, so würde er ohnfehlbar bei Herrn Oudart oder sonst einem berühmten Kalligraphen Schreibstunden genommen und eine Eingabe an die Deputirtenkammer gemacht haben, um seine asiatischen Kronrechte zu reklamiren, wofern er es nicht vorgezogen hätte, sich als Herzog von der Normandie geltend zu machen. Im Nothfall, wenn seine Thronansprüche abgewiesen worden wären, hätte er sich später gewiß zum ersten Liebhaber in Vaudevilles qualificirt; man versichert, daß mehrere hiesige Theaterdirektionen ihm die vortheilhaftesten Anträge gemacht haben. Den obschon Jack kaum erst 18 Monate alt war, so zeigte er sich bereits als ein wohlerzogener junger Mann von guter Familie; er hatte nichts Tückisches, Boshaftes, im Gegentheil alles Interessante an sich, welches den Schwindsüchtigen eigen sein soll; er spielte gerne mit den Kindern seines Wärters, liebte die kleinen Mädchen

und frischen Kopfsalat; er aß und trank mit demselben Anstande, wie viele Prinzen; darum behandelte man ihn auch so; als er krank wurde, zeigte der Moniteur an, Jack könne vor der Hand keine Besuche empfangen; man legte den Armen in ein prachtvolles Bett, verordnete ihm Klystiere, stellte einen Mohren als Krankenwärter an, suchte ihn durch Musik zu erheitern und durch Singen in den Schlaf zu lullen.*) Hieß das nicht Affenschande treiben? Alle menschliche Hülfe war vergebens; Jack starb den 15. December 1836, beweint und geliebt von Allen, die den edlen Verblichenen kannten. Gott schenke ihm die ewige Ruhe!

Ungefähr in der Mitte des Gartens sehen wir ein lebendiges Beispiel von der kurzen Dauer großer Berühmtheit in Paris. Die arme Giraffe! wie hochgefeiert war sie einst, wie einsam und verlassen schreitet sie jetzt hinter ihrer Verzäunung daher! Jack hatte sehr Recht, wenn er sich um alle Gunstbezeugungen des Publikums wenig bekümmerte und den feinen Kopfsalat dem vergänglichen Ruhm vorzog. Wer erinnert sich nicht, wie man vor zehn Jahren nur von der Giraffe sprach! Die Damen trugen Hüte à la giraffe, Kopfputz à la giraffe; Stoffe à la giraffe; die Instrumentenbauer verfertigten Fortepia-

---

*) Buchstäblich wahr.

nos à la giraffe; die Schreinermeister verkauften Sophas à la giraffe; kurz Alles in Paris mußte damals à la giraffe sein; und wie viele Pariser ahnen gegenwärtig, daß die Giraffe wirklich noch existirt? Einige alte, in Rückstand gesetzte Staatsdiener aus den pensions bourgeoises der angränzenden Quartiere statten ihr noch regelmäßigen Besuch ab, welches zwar in eigennützigen Absicht geschieht, aber doch geschieht; man rathe einmal warum? — Sie wollen nämlich nachsehen, wenn es rathsam ist, die flanellene Unterjacke und Unterhose anzuziehen; denn die berühmtesten Aerzte der Regierung haben der Giraffe verordnet, mit dem Eintritt der unfreundlichen Witterung Flanell zu tragen, weshalb sie jenen Besuchern des Gartens als Thermometer dient; und das halbe umliegende Stadtviertel kleidet sich zugleich mit der Wache der afrikanischen Wüste in Flanell.

Ich freue mich jedesmal, wenn ich die Giraffe sehe, jenes seltsam gebaute Riesenthier mit seinen klugen Augen, seinen kurzen, kegelförmigen behaarten, niemals abfallenden Geweihen und so hohen Beinen, daß die Büffel und Kühe, welche bei ihm in derselben Umzäunung eingesperrt sind, bequem unter seinem Bauche durchgehen können. Vor einiger Zeit hatte böswillige Schadenfreude das Gerücht ausgesprengt, die Giraffe leide am Heimweh und nehme zusehends ab, wie früher der Mohr, welchen

der Pascha von Aegypten zu ihrer Begleitung und Verpflegung mit nach Paris geschickt hatte, und in den eine vornehme Dame sich so heftig verliebte, daß sie seine Entführung bewerkstelligte. Das Heimwehgerücht war rein aus der Luft gegriffen. Die Giraffe ist bereits eine Stockfranzösin geworden; sie denkt an Abyssinien nur mit Achselzucken und ist frisch, munter und gesund. Ihre Höhe muß an die 20 Fuß betragen; denn sie bückt sich, wenn sie ein grünes Blatt vom Gipfel des Baumes herunterholen oder eine Schwalbe im Fluge liebkosen will. Bei ganz guter Laune spielt und jagt sie sich mit den Kühen und Ziegen, die mit ihr in einer und derselben Abtheilung beisammen sind.

Neben der leichten, luftigen Gestalt dieses merkwürdigen Wiederkäuers sehen wir in einer von dicken Pfählen gebildeten Umzäunung zwei unbeholfene Vielhufer von der Familie der Elephanten, gutmüthige, schwerfällige Thiere, Vater und Sohn, welche die Soldaten, Studenten und Kindermädchen mit Gateaux de nanterre füttern. Hier finden wir auch unsern naturforschenden Spießbürger von den Bärengruben wieder; es ist sehr ergötzlich, mit zuzuhören, wie er seinen Begleiterinnen die Sitten und Eigenschaften dieser klugen, verständigen Thiere rühmt, welche man ja nicht necken und in Zorn bringen dürfe. Er wisse davon ein Geschichtchen zu erzäh-

len, welches allen Spaßmachern zur Warnung dienen könne. Da der gute Mann mit so vernehmlicher Stimme spricht, daß die Vorübergehenden stehen bleiben, wollen wir die Anekdote mit anhören: „Im Jahre 1814 neckten den einen unserer beiden Elephanten preussische Offiziere, indem sie ihm allerlei Sachen vorhielten, die sie ihm dann vor den Rüssel wieder wegzogen. Nicht so brutal und unmächtig in seiner Rache, als Père Martin in seinem Graben, füllte das kluge Thier ruhig und bedächtig seinen Rüssel mit schlammigem Wasser aus dem Behälter, der in seiner Umzäunung ist, und entleerte ihn so geschickt, daß er nur seine Beleidiger traf, die mit einem tüchtigen Platzregen übergossen wurden. Voll Zorn hielten sich die preussischen Junker deshalb an den Wärter und überhäuften diesen mit Schmähungen. Dieser aber erwiderte mit gelassener Ironie: Messieurs, votre adversaire, le voici! Entrez, s'il vous plait, et prenez votre revanche. Die Preußen wurden ausgelacht und gingen nach Hause um die Kleider zu wechseln.“

Darnach fährt der Herr „Gevatter Handschuhmacher“ noch lange fort, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse auszukramen; er preist des Elephanten Milde und Dankbarkeit gegen Alle, die ihn nicht beleidigen oder ihm gar Gutes thun; er merke sich trefflich, wenn man ihm was versprochen habe und

sei dann desto fleißiger, werde aber auch — da er noch an Treue und Redlichkeit unter den Menschen glaube, — ganz wüthend, wenn man ihm das Versprochene nicht halte. Sonst habe man den Elephanten im Kriege gebraucht und ganze hölzerne Thürme voll Soldaten auf ihn gepackt; in neuesten Zeiten sei er auch als dramatischer Künstler verwand worden und habe mit vielem Beifall in allen Hauptstädten Europa's, und in Paris auf dem Theater der Porte Saint-Martin, gespielt.

Wir können hier unmöglich alle Thiere aufzählen, welche den Pflanzengarten bevölkern. Man kann sich nichts Artigeres denken, als die Masse von Trappen, Pfauen, Störchen, Schwänen, Flammingo's, Ibis, Kiebitzen, Straußen, Pelikanen, ausländischen Entengattungen u. s. w., welche theilweise in einer und derselben Umzäunung bei einander sind. Auch gewährt es eine angenehme Unterhaltung, die Kameele, Gemsen, Gazellen, Zebra's, Känguruh's, Ziegen, Rehe, Hirsche, Kühe und Schafe der verschiedensten Länder in zehn Quadratschuh breiten Thälern und auf klafterhohen Hügeln springen und grasen zu sehen. Mit einem Wort, der Jardin des Plantes ist eine große, unermeßliche Menagerie, ein Bagno von Ungeheuern aus der Wüste, ein Hühnerhof, eine Fasanerie und eine Weide für die Repräsentanten der harmlosen, pflanzenfressenden Ge-

schlechter, ein wahres Miniaturbild der Schöpfung, ein permanentes Theater, welches dem Fremden und Einheimischen unentgeldliche Vorstellungen giebt. Vermöge dieses Jardin des Plantes kann man alle Tage die Reise um die Welt machen, ohne ein anderes Vorgebirge, als die Ecke der Rue des fosses-Saint-Victor zu dubliren.

Hier war es, wo Büffon, im Ballstaat mit Spitzenjabot und Mechelner Manschetten die Natur studierte und über die Löwen nachdachte; denn in seinem noblen Jahrhundert hielt sich der Naturforscher nicht für verpflichtet, seine Fußsohlen auf dem brennenden Sande des Orients oder auf den Schnee- und Eisfeldern Lapplands abzuhärten. Büffon schrieb zwar jene schönen Phrasen, wie: Ce n'est point en parcourant nos campagnes cultivées qu'on peut connaître le domaine de l'homme; c'est en s'élançant de la Torride aux glacières des pôles. Allein Büffon hat sich nicht, wie unser Humboldt, in die entgegengesetztesten Himmelsstriche gewagt; er trug Schnallenschuhe und seidene Strümpfe; er betrachtete sich den Sonnenaufgang von seinem Fenster aus; das Polareis lernte er bei einem Glase Gefrornem und die heiße Zone bei einer Tasse Mockakaffee kennen. Büffon sprach mit begeisterter Vorliebe von Pferden, hat aber sein Lebetage keins geritten, so wenig als Hiob, der erste Sänger des Pferdes. So oft den großen

Naturbeschreiber eine unwiderstehliche Reiselust anwandelte, nahm er einen patenten Sonnenschirm, und wagte sich ganz mutterseelenalleine unter das Quincunx von Lindenbäumen, welches zu dem Gewächshause von rothen Backsteinen nahe bei der Bärengrube führt. Dort studierte er die Levkojen und Ranunkeln, und vertrieb sich die Langeweile mit den Bären. Nach Hause zurückgekehrt, fing er ein neues Kapitel seiner Naturgeschichte an, entweder: „von allen Thieren der Schöpfung kann der Bär" . . . oder: „von allen Blumen eines Gartenbeets ist die bescheidne Levkoje" . . . . . Dann entschlief er sanft auf einem der höchsten Schneegipfel der Schweizer Alpen in seinem Alkov hinter gold- und silberdurchwirkten seidnen Vorhängen. Majestati naturae par ingenium — lautet die Inschrift unter Büffons Statue, welche in dem Bibliothekzimmer des Naturalienkabinets aufgestellt ist. Man sagt, „das der Majestät der Natur gleiche Genie", habe, bei seinen Lebzeiten, in einer jener Anwandlungen von Bescheidenheit, wie sie den französischen Akademikern des verflossenen Jahrhunderts eigenthümlich waren, sich diese Inschrift selbst verfaßt.

Außer dieser lateinischen Inschrift und dem Gewächshause von rothen Backsteinen ist heutzutage im Jardin des Plantes nichts mehr von Büffon übrig geblieben; die Sichel der Zeit und die Ordonnanzen

des Ex-Ministers Thiers haben alle alten Baulichkeiten aus dem Wege geräumt. Für die Affen hat man ein eigenes Palais im Styl der Renaissance angefangen, über dessen Façade, nach der Angabe des Charivari, mit goldenen Buchstaben angeschrieben werden soll: au grand Thiers les singes reconnaissans! Man hat ferner zwei wunderbar schöne Treibhäuser gebaut, die binnen ganz kurzer Zeit wie auf einen Zauberschlag aus dem Boden hervorgewachsen sind und durch Dampf geheizt werden; sie haben ein leichtes, luftiges Aussehen und sind doch fest und solid, wie Granit. Sie gleichen von außen unermeßlichen Kiosken, voll abendländischer Grazie und morgenländischer Poesie, worin sich die Palmen, wie verbannte Sultane, an den schwachen Strahlen der Pariser Sonne wärmen. Nie ist ein größerer Prachtaufwand erlebt worden, um die fremde, ausländische Aristokratie des Pflanzenreichs zu herbergen. Es gibt Könige in Europa, welche minder prachtvoll logirt sind, als die indischen Bäume in diesen Feenpalästen. Blitzableiter schützen ihre Kuppeln; zahllose, schlanke Eisenstäbe, an denen ein künstlicher Firniß das Metall unkenntlich macht, fassen die Tausende und aber Tausende von Fensterscheiben ein, welche die Sonnenstrahlen auffaugen. Diese wahrhaft bewundernswürdigen Treibhäuser liegen auf einer kleinen Erhöhung rechts von den zwei Lindenal-

léen, deren Schatten den Spaziergänger an das entgegengesetzte Gitterthor führt, wo man nur zwanzig Schritte von der Seine ist und eine schöne Aussicht nach dem Bastilleplatz und über die Austerlitzbrücke hat.

Zuletzt besteigen wir den Hügel des sogenannten Labyrinths, wo wir auf der Mitte des Wegs die berühmte Ceder antreffen, welche der Reisende Jussieu in seinem Hute mit vom Libanon gebracht hat. Am 12. Juni 1835 feierte sie ihren hundertjährigen Geburtstag. Ihre Jugendgeschichte ist sehr rührend. Die Ueberfahrt von Syrien nach Toulon dauerte sehr lange; das Wetter war stürmisch und das süße Wasser begann auf dem Schiffe zu mangeln. Jeder Reisende bekam täglich seine Portion zugemessen: der Kapitän zwei Gläser, jeder Matrose ein ganzes, jeder Passagier ein halbes Glas; die Ceder wollte man nicht als Passagier gelten lassen. Aber der Naturforscher liebte sie, wie sein Kind; er nahm sie Nachts mit in seine Schlafzelle, erwärmte sie am Tage mit seinem Athem, theilte mit ihr die Hälfte seines halben Glases Trinkwassers und erhielt sie während der ganzen langen, frostigen Fahrt glücklich am Leben. Als Jussieu in Toulon vom Schiffe stieg, war sie 6 Zoll hoch; auf der Mauth hatte er noch eine schwere Probe zu bestehen; der Douanier wollte mit aller Gewalt die Erde aus dem Hute schütten, worin die Ceder Wurzel geschlagen. Fünf und

zwanzig Louisdor retteten sie vom Untergange. Sie gelangte endlich nach dem Jardin des Plantes, wo man sie auf dem Hügel des Labyrinths pflanzte, mit einem Dache bedeckte und gegen alle Rauheiten und Grobheiten schützte; doch bald mußte man das Dach wegnehmen; sie wuchs und ward größer, als ihr Pflegevater, der sie mitgebracht; es dauerte nicht lange, so warf sie so breiten Schatten, daß sogar eine Bonne mit ihrem Kinde darin Platz hatte. Diese lockten Liebhaber herbei und bald wurde die Ceder der Sammelplatz vieler Kinder und Kinderwärterinnen. Gegenwärtig ist der hundertjährige Baum groß und stark; er dehnt seine ewig grünen Zweige weithin aus und unter dem Schatten seiner Blätter, welche sich zu einem dichten Laubdach, zu einer heiligen Kuppel zusammenwölben, spielen und freuen sich jeden Sonntag die Blinden aus der Rue Saint-Victor, denen die Taubstummen aus der Rue Saint-Jaques nachfolgen, welche ihrer Seits von den Waisenkindern aus der Pitié abgelöset werden.

Wenn wir von hier aus die melancholischen Gänge des Labyrinths, welche die Ceder vom Libanon mit ihrem angenehmen Harzgeruch erfüllt, weiter hinansteigen, begegnen wir bisweilen einigen jungen, blassen, unbärtigen oder bärtigen Lesern, welche auf Bänken sitzen oder sich wider einen Baum angelehnt haben: Enthusiasten für die Naturwissenschaft, denen das Genie Cüvier's graue Haare macht.

Oben auf dem Gipfel des Hügels unter dem kleinen, gußeisernen Ruhmestempel angelangt, sehen wir ein weites Panorama um uns her: zu unsern Füßen ist Paris hingelagert und regt und bewegt sich wie ein unermeßlicher Ameisenhaufen, während rechts in Grabesstille der Gottesacker des Père Lachaise ruht, dessen weiße, marmorne Denkmäler durch die Zweige der Ceder wie fantastische Gespenster an unsern Blicken vorüberschweben.

4. Der Garten des Palais=Royal.

Der Garten des Palais=Royal ist ein nach Quadratschuhen abgemessenes Stück Natur, welches, ringsum von prächtigen Galerien eingefaßt, ein ganz bequemes, zweckgemäß eingerichtetes Spiel= und Erholungsplätzchen für Kinder und Erwachsene bietet. Seine Anlage ist äußerst einfach; auf der Ost= und Westseite laufen zwei kleine, magere, sonnenverbrannte Lindenalléen hin und dazwischen befinden sich zwei durch Bronzekopieen des Belvederischen Apollos und der Diana von Fontainebleau gezierte Blumenparterre; im Mittelgrunde bilden die Gewässer des Ourcq=Kanals einen schönen Springbrunnen. Obschon von ganz unbedeutendem Umfang, so bringt doch dieser Garten seinem Privatbesitzer mehr ein, als manches deutsche Fürstenthum seinem Souverän. Jede Zeitungskioske an den vier Ecken der Blumen-

beete, das Recht, bei guter Jahreszeit einige 20 oder 30 Tische unter die Bäume setzen, im Garten serviren und Stühle vermiethen zu dürfen, wird um einen höheren Preis verpachtet, als ein mecklenburgisches Rittergut.

Der Garten des Palais-Royal ist eine Welt für sich, reich an historischen Erinnerungen. Hier war es, wo einst Camille Desmoulins von einem Stuhle herab die Pariser aufforderte, sich zu bewaffnen und die grüne Cocarde als Feldzeichen aufzustecken. Als Bonaparte noch Brigadegeneral war und ungekannt in Paris von den Vorschüssen seiner Freunde und dem Versatz seiner Bibliothek lebte, pflegte er täglich die Zeitungen im Palais-Royal zu lesen, wie andere gewöhnliche Leute; jedoch hatte er schon damals ein mageres, gelbes, nachdenkliches Aussehen und trug lederne Hosen und Klappenstiefel; seine fieberhaft aufgeregte Seele träumte von zukünftigen Thaten und suchte ein Loch, sich ins Weite zu stürzen. Damals versammelte sich das Zeitungslesende Publicum unter freiem Himmel um ein großes, schwerfälliges, ausgespanntes Parapluie, wie sich deren heutzutage noch die Pariser Hökerweiber bedienen. Aus diesem elenden Leinwandschoppen sind jetzt elegante chinesische Häuschen geworden, welche eine goldene Kugel mit einem Queerpfeile tragen und die vier Winde anzeigen, wie ein fürstliches Residenzschloß. So wie morgens die Gitterthore des

Gartens geöffnet werden, stürzen sich die Zeitungsleser auf diese Kioske, um das geistige Manna für den Tag einzusammeln. Arme Teufel geben ihren letzten Sou hin, um ein Journal lesen zu können; Andere schießen ihre elende Habe zusammen und bilden einen Zuhörerkreis um denjenigen, der die Zeitung vorlieset. Man drängt und reihet sich um den Vortragenden, wie um jene Oefen der öffentlichen Wärmeanstalten, wo die Unglücklichen während des Winters ihre erfrorenen Gliedmaßen aufthauen. Fragt jene Leute nicht, ob sie daran gedacht haben, den Hunger zu stillen, der sie seit gestern peinigt und den der Schlummer die Nacht über beschwichtigt hat. Man weiß nicht, wovon sie leben. Die Sorge für ihre tägliche Nahrung stellen sie der Vorsehung anheim. Das Frühstück können sie sich versagen; aber die Journallektüre ist für sie mehr als ein Bedürfniß, eine unabweisbare Nothwendigkeit. Sie finden immer etwas zu essen, aber sie sind nicht immer sicher, vom Stande der Tagsangelegenheiten Kunde zu erhalten. Eine Stunde später vermehret sich die Zahl der Zeitungsleser: die Fremden, welche die Hotels in der Umgegend bewohnen, Geschäftsmänner, welche ihr Weg gerade vorüberführt, Staatsdiener, welche sich in ihre Kanzeleien begeben, alle verweilen längere oder kürzere Zeit im Garten des Palais-Royal, um, auf gemietheten Stühlen sitzend, lustwandelnd oder an einen Baum gelehnt,

ihr Lieblingsjournal zu lesen. Denn Trotz des Unglaubens in politischen Dingen, welcher, wie früher der Unglaube in Religionsangelegenheiten, zum guten Ton gehört, hat hier doch Jeder seine Leibzeitung, welche seine politischen Ansichten abspiegelt, und wenn sie gerade von einem Andern gelesen wird, so wartet er entweder eine Zeitlang oder gehet weiter, ohne eins von den vielen Blättern zu bevorzugen, welche ihm die Journalvermietherin anbietet. Wenn Mittags die Sonne scheint, lenken die meisten Anwesenden ihre Schritte nach dem Blumenparterre, wo der Apollo steht; Jedermann hat die Augen auf das Steinpostament mit der Kanone gerichtet; wer eine Uhr besitzt, hat sie herausgezogen; die Kinder halten sich die Ohren zu; man wartet, bis die Sonne durch den Meridian geht, und vermittelst eines Brennglases die Kanone abfeuert. Der Schuß geht endlich los, die kleinen Kinder schreien, die Sperlinge fliegen auf, und die Spaziergänger stellen ihre Uhren.

Von 12 bis zwei Uhr ändert sich die Scene. Der Garten füllt sich mit Spaziergängern. Diejenigen, welche Gruppenweise zu Dritt oder zu Viert zusammengehen, gehören zu jener sonderbaren Classe von Menschen, welche man in Paris in jeder Abstufung der Gesellschaft trifft und überall und nirgends gesehen hat; in ihren müßigen Augenblicken ordnen sie die Angelegenheiten Europa's; der ärm-

liche Zustand ihrer Toilette bezeugt, daß sie ihre eigenen Angelegenheiten vernachlässigen. Diese Leute, denen man stets mit einem unbeschreiblichen Widerwillen begegnet und mit ungeheuchelter Freude aus dem Wege gehet, sind gefährliche Parasiten, welche sich namentlich in die Nähe der Fremden drängen, sie in ihrer Landessprache anreden, ihnen Geschichten von Prellereien erzählen und am Ende, nach Vorweisung von falschen Attestaten, eine milde Gabe erbetteln. Es ist sehr schwer, sich diese Leute vom Halse zu halten; behandelt man sie barsch, können sie einem Schaden zufügen, da sie in der Regel der Polizei dienen; ist man höflich gegen sie, kommen sie immer wieder und man riskirt sogar, von ihnen auf der Straße gegrüßt oder angeredet zu werden. Einzelne davon tragen fremde Dekorationen und gepuderte Haare; größtentheils Bankerouttirer, heruntergekommene Verschwender und ehemalige Spieler.

Die übrige Bevölkerung des Gartens besteht um diese Zeit noch aus einigen Schauspielern, welche sich in die Probe begeben, aus wenigen Fremden, die bei Våfour gefrühstückt haben und aus zahlreichen, halberwachsenen Gassenbuben, welche in der Allee auf der Ostseite des Gartens, dem Apollo gegenüber, von Mittag bis in den Abend à la Pigoche spielen, indem sie dem Spaziergänger den Weg verrennen, ihn auch wohl mitunter insultiren, wenn

er es wagt ihre „Gesellschaft" zu stören. Dies sind meistens listige Füchse, welche den Tag über faullenzen und Abends am Eingang der Theater mit Contremarken handeln; die ehrlichsten davon verkaufen dereinst Spazierstöcke, crayons métalliques, abgerichtete Flöhe oder chaines de sûreté; aus den übrigen rekrutiren sich die Taschendiebe und Beutelschneider, welche in den Durchgängen ihr verderbliches Talent üben.

Zwischen 1 und 2 Uhr sind die Stühle noch unbesetzt; und die Journal- und Stuhlverleiherinnen benutzen diese Muße, um ihre Hemden und Strümpfe auszubessern und mit den Frau Baasen des Quartiers zu plaudern, welche Zeitungen von vorgestern zurückbringen und die von gestern abholen. Wenn man sich ein Langes und Breites nach dem Befinden, nach den Hunden, Katzen, Umzügen, Klatschereien und Marktpreisen erkundigt hat, kommt man auf Politik zu sprechen und dann werden alle Bewohner des Stadtviertels durchgehechelt, welche sie nach den Zeitungen, die sie vorzugsweise lesen, eintheilen.

Von 2 Uhr Nachmittags an wird es lebhafter; die Stühle besetzen sich, die Flaneurs strömen von allen Seiten herbei; Mütter mit ihren Kindern, Bonnen mit ihren Zöglingen, Fremde mit und ohne Frauen, beurlaubte oder verabschiedete Militairs, Studenten, Comödianten aus der Provinz, Schau-

spieler aus den umliegenden Theatern, zweideutige Damen, Autoren, Journalisten, Raucher u. s. w. bemächtigen sich der Allee auf der Westseite und verleihen der Promenade einen bunten, belebten Anblick.

Journallektüre wird jetzt die allgemeine Unterhaltung und dieser Theil des Gartens verwandelt sich in ein Lesekabinet unter dem Laube. Die Stuhlvermietherin macht ihre Runde und erhebt den Tribut von 2 Sous. Jede Steuer, selbst die Stuhlsteuer, ist lästig; der Einnehmer findet immer unfreundlichen Empfang. Es gibt hier Leute, welche ihre Stühle niemals bezahlen; sie stehen auf, wenn die Stuhlverleiherin in ihre Nähe kommt und gehen ruhig wieder an ihren Platz zurück, wenn die Steuerbotenfrau vorüber ist. Andre geben ihr einen Wink mit der Hand oder schütteln den Kopf, was so viel heißen will, als: ich habe gezahlt! Die arme Frau wagt nicht weiter auf ihr Recht zu bestehen. Individuen, welche ihren Sitz nie anders als in dieser Münze zahlen, occupiren gewöhnlich 5 Stühle.

Um 4 Uhr vermehrt sich der Zudrang; das ist die Stunde der Rendez-vous für verabredete Mittagessen; man trifft sich vor der Rotonde, wo jeder Fremde und Einheimische in Paris wenigstens einmal in seinem Leben die Stunde des Diners abgewartet hat. Von diesem Augenblick an bis zur

Stunde, wo der Garten geschlossen wird, schickt die ganze Welt Deputationen ins Palais-Royal. Freunde, die sich seit Jahren vermißt, sehen sich hier unverhofft wieder und fallen sich einander um den Hals. Man kann sicher annehmen, daß eine Hälfte der Spaziergänger, welche um diese Zeit den Garten des Palais-Royal bevölkern, die andere sucht. Nach einigen Präliminarien kommt man überein, wo man zu Mittag speisen wolle. Unterdessen streicht der Hunger blaß, mager, den Kopf zur Erde gebückt und den Leib mit Lumpen bedeckt, in der Form von Gespenstern in Menschengestalt durch die Gänge. Von Zeit zu Zeit ruhet er seine Qualen und seine Mattigkeit auf den steinernen Bänken aus, welche längs der Galerien angebracht sind. Paris und besonders das Palais-Royal ist voll von solchen betrübenden Contrasten.

An schönen Abenden wird der Garten des Palais-Royal nie leer; man streitet sich um die Stühle und überall erblickt man einzelne Gruppen, welche es sich so bequem machen, wie wenn sie zu Hause wären. Die Tische vor dem Café de Foy, welches jetzt die Wirthschaft im Garten hat, sind stets besetzt; einen guten Theil davon accapariren jeden Abend die Deutschen, weil man daselbst rauchen darf. Aus demselben Grund wird dieser Ort auch von dem jüngern Geschlecht der französischen Künstler und Litte-

raten vorzüglich geliebt. Man hat mehrmals versucht, die Cigarren aus dem Palais-Royal zu verbannen; anfangs wollte man das Rauchen innerhalb der Galerien nicht erlauben und der Eigenthümer des Café de Foy untersagte es sogar seinen Gästen an den Tischen im Garten. Gegenwärtig haben die Raucher beide Posten erobert; die Garçons bringen ihnen sogar Feuer zum Anzünden; es wird nicht lange dauern, so werden sie auch die Cigarren liefern. Im Allgemeinen nimmt das Rauchen täglich überhand; man sieht nicht selten junge Fashionables in Begleitung von Damen diese neue, von Vielen beklagte Gewohnheit üben. Im Garten des Luxembourg haben die Studenten trotz eines ausdrücklichen Verbots des neuen Kanzlers ihre Thonprügel nationalisirt; im Palais-Royal, in den Passagen, auf den Boulevards, wie an allen übrigen Orten, wo das Rauchen gestattet ist, bedient man sich nur der Cigarren; wer eine kurze, schwere Pfeife führt, ist jedesmal ein Deutscher oder ein Pole.

Um 9 Uhr Abends ist es am vollsten und glänzendsten; die tausend Lichter der Buden, welche in prachtvollen Wandspiegeln wiederstrahlen, die hundert Gaslaternen, welche überdies noch die umliegenden Gänge erhellen, die bunte Menschenmenge, welche unter den Bäumen sitzt oder lustwandelt, — Alles das reizt die Sinne und bringt eiue magische Wirkung

hervor; man glaubt in einen Feenpark oder in dem Zaubergarten der Circe zu sein.

Der Garten des Palais=Royal wird eine Stunde später als der Tuileriengarten, nämlich um 11 Uhr geschlossen. Am folgenden Morgen, ganz in der Frühe, sieht man ein halb Dutzend Individuen, welche die Stühle durchsuchen und den Boden mit gespannter Sorgfalt betrachten; sie lesen nämlich die Cigarrenstumpfen, die Sous und andere Gegenstände zusammen, welche die sorglosen Spatziergänger des vorigen Abends vergessen oder verloren haben.

XIV.

Das Palais-Royal.

Dieses in seiner Art einzige Conglomerat von Palast, Bazar, Garten und Theatern hieß anfangs das Palais-Cardinal und wurde von Richelieu erbaut, der es nach seinem Tode Ludwig XIV. vermachte. Da dieser Monarch es während seiner Minderjährigkeit bewohnte, nannte man es von jener Zeit an Palais-Royal oder Königlicher Palast. Es ging durch Schenkung an das Haus Orleans über und der Prinz-Regent hielt darin seinen wohllüstigen Hof. Philipp Egalité verkleinerte den zum Palast gehörigen Garten und errichtete die umliegenden Galerien mit den Kaufläden, welche alsbald die sich hebende Industrie zu ihrem Hautquartier erkor. In den ersten Jahren der französischen Revolution von 89 wurde das Palais-Royal der Tummelplatz der Partheien; es war hier ein Vereinigungspunkt gegeben, wo man, vor Wind, Sonne und Regen ge-

schützt, sich die Zeitung vorlesen, durch politische Diskussionen erhitzen und über Revolutionspläne besprechen konnte. „Das Palais-Royal, sagt ein damaliger Schriftsteller, hat verschiedene Bestimmungen: Dienstags, Donnerstags und Sonntags singt man daselbst kleine Arien; Mittwochs und Samstags tanzen dort die Nymphen aus den umliegenden Entresols und Freitags wird an demselben Orte die Wahrheit gepredigt."

Das Direktorium verschmähete das Palais-Egalitè, (so hieß das Palais-Royal während des Schreckensystems) und thronte im Luxembourg. Der Schatten Law's nahm vom Palais-Royal Besitz und hielt daselbst den Scepter der Rente. Das Volk bemächtigte sich der Arkaden und feierte seine wüsten Orgien in Kneipen und Estaminets unter dem Erdgeschosse, aus denen zu jeder Stunde des Tags rauschende Musik ertönte und die gemeinste Liederlichkeit in unwürdigen Spirallinien bis ins letzte Stockwerk hinaufstieg. Wehe dem unklugen Fremden, der sich in jene schlechten Kaffehäuser und Billards, in die niemals das Tageslicht drang, verlocken ließ; er ward ohne Rettung ein Opfer der Beutelschneider und liederlicher Dirnen, welche in den Mansarden ihre Wohnungen hatten.

Der erste Consul säuberte diesen verpesteten Ort. Das Palais-Royal erhielt den Namen Palais du Tribunat und in seinem Innern wurde der größte Theil

des Code Napoleon ausgearbeitet. Während des Kaiserreichs war das Palais = Royal der Sitz des Luxus, das Capua der französischen Armeen, welche nach dem Siege, jedesmal mit reicher Beute beladen und heißhungrig nach neuen Genüssen, in die Heimath zurückkehrten, um in Paris den Glanz der fremden Hauptstädte zu vergessen. In den hundert Tagen bewohnte Lucian, der Bruder des Kaisers, das Palais-Royal. Unter der Restauration schlugen hier die Mode und die Opposition ihr Zelt auf, von wo aus sie der Hauptstadt und Frankreich Gesetze vorschrieben. Die reichen Fremden und Einheimischen machten Einkäufe in den Buden des Palais = Royal und die Kaffehäuser waren oft der Schauplatz stürmischer Auftritte, welche die Entwickelung der Julirevolution nicht wenig beschleunigten. Abends sah man in den zu jener Zeit schwach erhellten Arkaden zahlreiche Freudenmädchen aus den umliegenden Straßen, welche durch ihre schamlose Tracht und freche Zudringlichkeit ein öffentliches Aergerniß wurden.

In den letzten Jahren der Restauration legte der jetzige König der Franzosen, welcher damals den Palast bewohnte, die letzte Hand an die Vollendung des Palais = Royal; er brachte Ebenmaaß in die verschiedenen Gänge und erbaute die prachtvolle Galerie Orléans, welche die häßliche, maskirte Galerie de Bois ersetzte, wo in engen Buden Schuhputzer, Buchhändler, Tabuletkrämer und Parfümeurs neben

einander ihr Wesen trieben und die Leute prellten, so gut sie vermochten. Wegen der betrügerischen Raubsucht seiner Bewohner nannte man diesen Theil des Palais-Royal „das Lager der Tartaren.“

Während der drei Tage waren die Arkaden des Palais-Royal öde, verlassen, düster und schweigsam. Von Zeit zu Zeit pfiffen einige Kugeln durch die menschenleeren Räume. Chodruc-Duclos, der Quasimodo des Palais-Royal, war der Einzige, welcher nach wie vor seine Ringgänge machte. Man erzählt von ihm, daß er in der größten Hitze des Streits, welcher auf dem Platz vor dem Palais-Royal und in der Rue Saint-Honoré entbrannte, stets der kaltblütigste Zuschauer geblieben. Als einmal ein kämpfender Ouvrier in seine Nähe kam, der nicht recht mit der Muskete umzugehen wußte, entriß er ihm das Gewehr mit den Worten: „Junge, Du verstehst nicht, Deinen Feind aufs Korn zu nehmen; sieh, so mußt Du's machen. Dabei zielte er auf einen Schweizer, der sofort todt niederstürzte. „Ich könnte weiter fortfahren, aber das ist nicht meine Meinung“, fügte er achselzuckend hinzu, indem er dem Arbeiter seine Waffe zurückgab. Darnach kreuzte er, wie gewöhnlich, seine Hände auf dem Rücken und fing seine Promenade wieder an.

Nach „der großen Woche“ beherbergte das Palais-Royal einen Augenblick das Barrikaden-

Königthum, dem dieses Schloß jedoch bald zu eng wurde.

Von dem Platz und der Rue Saint-Honoré aus gesehen, bietet es einen ansehnlichen Privatpalast dar, welcher die eigentliche Residenz des Herzogs von Orleans, des jetzigen Kronprinzen von Frankreich ist, dessen Inneres aber sich mehr durch Pracht, als durch Wohnlichkeit auszeichnet, weshalb der Kronprinz bis jetzt noch immer vorgezogen hat, den Pavillon Marsan in den Tuilerien zu bewohnen. Von dem Vorhofe aus tritt man durch einen einfachen Peristyl in die sogenannte Cour d'honneur, welche jeden Abend durch ein Gitter geschlossen wird. Auf diesen Hof gehen die Wohnzimmer des Palastes hinaus, welche Louis Philipp mit Gemälden geschmückt hat, die sich größtentheils auf die Darstellung der geschichtlichen Vorfälle des Palastes und seines eignen vielbewegten Lebens beziehen. Unter den Fenstern des Pavillon de l'horloge ist der Balkon, auf welchem der neue Bürgerkönig den alten Lafayette umarmte und sich von Zeit zu Zeit dem versammelten Volke zeigte, welches ihn mit Vivatrufen oder dem Brüllen der Marseillaise begrüßte. Der übrige Theil des unermeßlichen Gebäudes ist vermiethet. Eine Art hängenden Gartens über der obengenannten prachtvollen Galerie Orleans ist die einzige, den Besitzern offenstehende, ausschließliche Promenade.

Dieser mit Glasplatten gedeckte Gang, dessen mit Säulen gezierte Lauben besonders Nachts, wenn jede Bude in einem Feuermeer strahlt, einen sehr schönen Anblick bieten, scheidet den Hof und Palast vom Garten des Palais-Royal, den wir weiter oben geschildert haben. Rund um den Garten herum laufen Arkaden von mehr als einer Viertelstunde Länge, unter denen man bequem die Tour des Gartens machen kann. Dieser Theil des Gebäudes ist ein viereckiger Kaufhof, wo man die kostbarsten Sachen aller Art, Gold und Edelsteine, Meisterstücke aller Künste, kurz Alles haben kann, was nur der ungemessenste Luxus fordern, was die Laune eines Crösus wünschen und vergnügen mag. Wenn wir in diesen Arkaden lustwandeln, sehen wir uns vergebens nach einem Bäcker, Tischler, Apotheker und Kleinkrämer um, aber unser Ringgang führt uns an zahlreichen Schneidersboutiken, Conditoreien, Putzläden, Wechselbüreaux, Restaurationen, Kaffeehäusern, Theatern u. s. w. vorüber. Auffallend sind die Rahmen mit Miniaturbildern, welche die Porträtmaler aushängen; ferner die Glaskasten mit ausgeschnittenen Hühneraugen, die auf eine Schnur gereiht sind; und die ebenfalls unter Glas gefaßten Rahmen von Zahnärzten, unter denen sich der des Herrn Desirabode auszeichnet, in welchem Zähne Napoleons und anderer historischer Personen, so wie eine Menge Kinn-

backen figuriren. Ueberall ist die Adresse des Ausstellers dabei bemerkt. Die Buden des Palais-Royal sind zwar nicht mehr die ausschließlich reichsten in Paris, jedoch immer noch sehr glänzend; besonders zeichnen sich die Schneider durch ungeheure Spiegelscheiben aus, hinter denen prächtige Westen, Schlafröcke, Staatraths,- Generals- und Minister-Uniformen, ja ganze ausgestopfte Herrn paradiren. Die Kaffeehäuser haben keine entschiedene politische Färbung mehr; die Cafès Lemblin, Valois und Foy haben sich neu vergolden und ausmalen lassen und sind ganz eklektische Kaffeehäuser geworden, wo man Kaffee trinkt und Eis ißt, ganz wie bei Tortoni und im Café Procope. Die Restaurans Véry und Véfour haben ihre Speisesäle ebenfalls mit neuen Verzierungen ausgeschmückt und ihre Preise etwas herabgesetzt; das klassische Gestirn der Trois frères provençaux leuchtet noch immer in seinem alten Glanze, welchen der Grand-Vatel vergebens zu verdunkeln strebt. Die Abendpromenaden in den Arkaden des Palais-Royal sind ungleich weniger belebt, als ehemals; seitdem die Nymphen mit den weitausgeschnittenen Kleidern verschwunden, hat das Palais-Royal seinen nächtlichen Glanz verloren. Der Polizeipräfekt Mangin, welcher den Palast dieser Zierde beraubte, ist dafür von der Julirevolution abgesetzt worden. Obschon das gewerbliche Leben

in seinen ausgezeichneten Erscheinungen nicht mehr, wie früher, ausschließlich auf diese Oertlichkeit beschränkt, sondern in den Bazars und Passagen ebenso glänzend und oft noch glänzender ist, so zahlen die Buden des Palais-Royal immer noch einen beträchtlichen Zins. Jedes Gewölbe von der Breite einer Arkade kostet mit Entresol und Keller 5000 Franken Miethe. Die meisten Boutiken gehören Privatleuten, welche mit Philipp Egalité einen bail emphytéotique, einen Erbpacht-Kontrakt auf 99 Jahre, abgeschlossen haben. Die Buden der Galerie Orleans sind das Eigenthum der Madame Adelaide, in deren Namen der König auch viele Läden von den andern Galerien wieder zurückgekauft hat. Die Gesammtzahl der Buden, von denen manche drei Arkaden einnehmen und folglich 15000 Franken Zins entrichten, beträgt 150; sie tragen eine jährliche Rente von etwa 1½ Millionen. Die sonst unter dem Erdgeschoß befindlichen Grotten, Estaminets, Billards und Wohnungen liederlicher Dirnen sind nicht mehr vorhanden. Statt Unzucht, Elend und Jammer steigt uns jetzt der Duft der Küchen von Véry, Véfour, Chevet u. s. w. in die Nase. Nur eins von diesen unterirdischen Gemächern hat man beibehalten und in ein Theater verwandelt; nämlich das Café des Aveugles, wo jeden Abend Musik ertönt und ein als Wilder verkleideter Franzose den

Marsch der Schlacht bei Wagram seit 21 Jahren trommelt. Außerdem besitzt das Palais=Royal noch drei Theater: das Théâtre français, das Théâtre Montpensier und das Schattenspiel, die sogenannten ombres chinoises des Sieur Sèraphim, welches Theater von allen Dreien am besten und am willkührlichsten dirigirt wird. Die drei öffentlichen Spielhäuser no. 36, 113 und 129 mit ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit sind geschlossen. Nichts bezeichnete am Tage den Weg in diese Räuberhöhlen; Abends zeigten die in einem Transparent über der Eingangsthür hin und herschaukelnden Nummern an, daß es da sei. Gleich den Gefängnissen, hatten diese Spielhäuser ihre eigenen Gewohnheiten und ihren eigenthümlichen Geruch; wie jene ihre Gefangenwärter mit dem Schlüsselbunde, so hatten diese ihre Geldwächter mit dem Rechen, beide gleich hartherzig und gemein und brutal. Sie hatten ferner ihre blank gescheuerten Sprachgitter, wo man beim Eintreten Hut und Stock ablegte, und endlich ihre Qualen, ihre Erwartungsschmerzen, ihre Freude und ihren Jammer. Das Innere war besonders garstig, wie das Unthier sich vor unsern Augen bald in die Höhe richtete, bald nieder duckte, wie es kläffte, nach allen Richtungen hin sich wieder zusammenzog, und dann aufs frische seine Raubvogelklauen und Insektenfühlhörner, Bankiersrechen

genannt, ausstreckte. So oft das Ungeheuer bellte, erhob es alle Tatzen zu gleicher Zeit. Dieses Gebell war ein rauhes, monotones, mit einem fremdklingenden Accent vorgebrachtes Gemurmel in einer armen, beschränkten Diebessprache, welche sich unabänderlich immer um dieselben Worte drehete, wie die in den verhängnißvollen Cylinder geworfene elfenbeinerne Kugel stets dieselben Kreise um dieselben Nummern beschrieb. Das Palais-Royal hat mit seinen Spielhäusern und Freudenmädchen keineswegs alle seine Pestbeulen verloren. Wir erinnern nur an die Buchhändlerläden, wo die rohesten Gemeinheiten, welche je die Druckerschwärze und Lithographie zu Tage gefördert, ganz offen ausgelegt sind. In dieselbe Kategorie gehöret jener mit verschlungenen Armen und scheuen Blicken in den Arkaden auf- und abspazierende Mann, der von der Polizei ein Aufmunterungspatent zu heimlichem Auflauern und Angeben erhalten, und jene geputzte Dame, welche mit ihren schönen Augen den Anstand und die Sittlichkeit verletzt und den Staat um ein Brevet betrügt. Die verworfensten Geschöpfe endlich sind jene infamen Colporteurs, welche sich in der Regel unter dem Peristyl bei Véfour aufhalten und allerlei kleine Bücher, obscöne Kupfer und andere unnennbare Schmutzsachen, nicht etwa leise und verschämt, sondern mit lauter Stimme den Vorübergehenden feil bieten.

Und diese Koth-Industrie und Litteratur besteht und blühet unter den Augen und vor den Ohren der so hochgepriesenen Pariser Polizei; es giebt Winkelfabriken, wo sie angefertigt, Künstler und Litteraten, von denen sie ausgebeutet, Colporteurs, von denen sie umgesetzt, ein Publicum, von dem sie gekauft wird! Gemeines Treiben, das Jeden mit Ekel erfüllen muß, in dem noch ein Funken sittlichen Gefühls übrig geblieben ist!

Der fremdartigste Gast des Palais-Royal ist ohne Widerrede der obenerwähnte Chodruc-Duclos. Dieser Mann ist wie ein leibhaftiges Sinnbild jener so berufenen Oertlichkeit; es besteht zwischen ihnen, ich weiß nicht welche mysteriöse Sympathie, worin alle Extreme zusammenstimmen und die schreiendsten Farben und entgegengesetztesten Bestandtheile sich amalgamiren. Chodruc Duclos ist der Familienteufel, der Gnom des Palais-Royal; wie man nicht mehr an Notre-Dame denken kann, ohne die verwachsene Gestalt Quasimodo's zu sehen, so fällt einem sogleich das Palais-Royal bei, wenn man Chodruc Duclos erblickt. Ewig in dieselben widrigen Lumpen gehüllt und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, mißt dieser sonderbare Kauz Jahr aus Jahr ein die Länge und Breite des Gartens und der vier angrenzenden Galerien; er trägt einen langen, schmutzigen Bart, einen braunen Ueberrock

welcher in Ermangelung von Knöpfen mit Bindfaden zusammengehalten wird, graue, ursprünglich blaue Beinkleider, welche um die Knöchel herum in Franzen aufgelöset und an den Knieen mit Leder geflickt sind, höchst schadhafte Stiefeln, aus denen einige Zehen hervorgucken und einen alten hambacher Hut, den die Julirevolution mit einer dreifarbigen Cokarde schmückte, deren Spur man noch bemerkt. Wer die Auflösung dieses wandelnden Problems in Menschengestalt haben will, kaufe sich die Lebensbeschreibung Chodruc Duclos, welche der Buchhändler unter dem Peristyl Montpensier feil hat.

Wenn das Palais-Royal reich an traurigen Contrasten ist, so mangelt ihm doch auch die Fülle denkwürdiger, historischer Erinnerungen nicht. Die beiden französischen Revolutionen datiren aus dem Palais-Royal. Dies Gebäude war von jeher gleichsam das Lieblingsnest, worin die öffentliche Meinung ihre Eier legt und bebrütet; sie läßt daselbst ihren Zorn aus und wenn die rechte Zeit gekommen, bricht sie von da mit ihrer jungen Adlerbrut auf, um die Welt in ihren Fugen zu erschüttern. Das Palais-Royal beginnt das Werk, Paris vollendet es. Man versetze sich nach Paris im Jahre 1789. Ist es nicht wie eingeengt im Palais-Royal; drängt es sich nicht ganz unter jenen Arkaden, welche von aufrührerischen Reden wiederhallen? Man schreit, man

erhitzt sich; da ertönt der Ruf: à la Bastille!.. Die Bastille wird mit Sturm erobert und die Revolution von 1789 ist begonnen.

Man denke sich ferner Paris im Jahr 1830. Am Morgen des 27. Juli ist noch Alles ruhig; man spricht nur mit Besorgniß und Entrüstung von den Ordonnanzen. Gegen Mittag wogen zahlreiche Schaaren dem Palais-Royal zu. Im Hof und Garten entsteht sofort das bunteste Treiben; Männer, Weiber und Kinder drängen sich in den Galerien. Von Zeit zu Zeit ziehen einzelne Abtheilungen der Gendarmerie und königlichen Garde durch den Hof und Garten; kaum können sie sich eine Oeffnung durch die dichten Massen brechen, sie sind sogleich wieder auf allen Seiten vom Volke umfluthet; Zischen und Hohnlachen empfängt sie und folgt ihnen nach. Neue Abtheilungen Gendarmerie, den bloßen Säbel in der Hand, rücken zur Verstärkung heran. Ein tausendstimmiges Vive la Charte! donnert ihnen entgegen; sie dringen langsam vor, schwankend und ohne Selbstvertrauen; das Volk weicht Schritt vor Schritt zurück und die Gitterthore rasseln hinter der Menge zu. Es war zu spät; mit wüthendem Rufen ergoß sich jetzt die Masse in die umliegenden Straßen; das Palais-Royal hat seine Pflicht gethan; die Revolution war in vollem Gange.

XV.

Die Cabriolets und Fiaker.

Wenn man die Masse von Wagen sieht, welche von Morgens früh bis Abends spät unablässig in den Straßen von Paris herumrollen, so wundert man sich über Eins, daß man nämlich auf den Trottoirs noch Fußgänger antrifft. Cabriolets, Fiaker, Delta's, Lütetiennes, Sylphiden, Tilbury's, Kaleschen, Kutschen, Coupé's, Landau's, Einspänner, Zweispänner, Postchaisen mit vier Pferden, Diligencen mit sechs Pferden, — dies Alles fährt Tag und Nacht in, unter, durch, an und auseinander, bricht die Achsen, wirft um und veranlaßt tausend Unfälle in der Hauptstadt Frankreichs, welche seit langer Zeit Frauenparadies genannt wird, mit mehr Recht aber ihren andern Beinamen, Pferdehölle, verdient und ganz füglich Fußgängerhölle heißen könnte. Denn der arme Fußgänger muß hier ein eigenes Studium daraus machen, wie

er sich am reinlichsten und sichersten durch das Labyrinth enger, tiefer und schmutziger Gassen hindurchwinde, wobei er stets in Lebensgefahr schwebt, da nur an den wenigsten Orten Bürgersteige die Fuhrwerke hindern, bis an die Häuser zu fahren. Was früher als ein Gegenstand des grenzenlosesten Luxus galt, ist gegenwärtig ein dringendes Bedürfniß geworden. Die Zeiten sind vorüber, wo Heinrich IV. seinen Minister Sully nicht besuchen konnte, weil er der schönen Gabriele von Estrées oder der Marquise von Verneuil seine Kutsche geliehen hatte. Der unbedeutendste Wechselmäkler der Stockbörse könnte heutzutage Heinrich IV. zwei, drei Wagen leihen, und zwar höchst elegante. Längst verschwunden sind die alten Portchaisen, die antiken, zweirädrigen Schiebkarren und Handwägelchen, vinaigrettes, worin sich die rothbeabsätzten Marquisinnen vom Hofe Ludwig XIV. nach dem Hotel de Bourgogne ziehen ließen, um Komödie spielen zu sehen. Ludwig XV., welcher schon die Cabriolets seiner Zeit für so gefährlich hielt, daß er sich eines Tages äußerte: „Wenn ich Polizeilieutnant wäre, ließe ich alle Wagen in Paris verbieten,“ — Ludwig XV. würde ganz anders erschrecken, wenn er gegenwärtig noch lebte. Zu seiner Zeit zählte man kaum fünf- oder sechstausend Wagen; heutiges Tags gibt es deren funfzig- bis sechszigtausend. Vor Ludwig XIII. hatte man

fast gar keine Wagen; die Straßen waren so eng und in so erbärmlichem Zustande, daß sie unmöglich hätten zirkuliren können. Die Reichen ritten damals auf Pferden oder Mauleseln durch die Stadt, und alle Tage sah man die ehrwürdigsten Magistratspersonen in diesem Aufzuge vor dem Justizpalast anlangen; von Ueberfahren wußte man noch nichts. Unter der Regierung Ludwig XVI., während der Republik und des Kaiserreichs wechselte die Anzahl der Wagen in Paris zwischen 8 und 12000. Im Jahr 1813 schätzte man sie auf 13048; fünf Jahre später auf 16910, ohne 4000 Privatwagen mit einzurechnen; am 1. Januar 1819 gab es deren etwa 22000, und im Jahr 1825 belief sich ihre Anzahl auf 26 — 27000. Von jener Zeit an bis auf heute ist das Verhältniß immer gestiegen; es ist so weit gekommen, daß drei Viertheile der Straßen und öffentlichen Plätze von den Wagen in Beschlag genommen sind; 12000 Privatpersonen haben eignes Fuhrwerk, und außerdem zählt man 120 Unternehmer an der Spitze von ebenso viel Anstalten, welche das Privilegium der öffentlichen Miethwagen im Großen ausbeuten. Da der Wohlstand von Paris alljährlich zunimmt, so steht zu erwarten, daß die Zahl der Wagen gleichfalls von Jahr zu Jahr anwachsen wird, und es liegt außer aller menschlichen Berechnung, wo das am Ende ein Ziel finden mag.

Wagen und Pferde, davon träumt jeder ächte Pariser. Dreißig Jahre lang mißt er Kattun in der Rue Saint-Denis, handelt er mit Syrup und Käse in der Rue Richelieu, bloß um am Ende das Vergnügen zu genießen, in seine kleine Kalesche zu steigen und nach seinem kleinen Landhause in Passy oder Belleville zu fahren, denn er glaubt auf dem Lande zu sein, wenn er in Passy oder Belleville fünf Schritte von der Barrière wohnt. Wagen und Pferde, das ist das erste, was ein durch glückliche Spekulationen von gestern reichgewordener Börsenmann sich anschafft, um nicht hinter seinen Kollegen zurückzustehen oder sie wo möglich an Aufwand zu überbieten. Wagen und Pferde verlangt jede Operntänzerin, welche kaum den Augenblick abwarten kann, wo sie zur Probe in einem eleganten Coupé ankommt, welches im Vorüberjagen die bescheidenen Figurantinnen, welche zu Fuß gehen, mit Koth bespritzt. Wagen und Pferde endlich wünscht sich sogar das naive, unschuldige junge Mädchen, welches kurz nach seinem Austritt aus der Pensionsanstalt, den ersten besten Mann nimmt, den die Eltern ihr vorstellen, um die Modepromenade des Bois de Boulogne in einem Tilbury mitzumachen, welcher im Schwalbenfluge dahinschießend, kaum den Erdboden zu berühren scheint, oder um sich sanft in die Kissen eines zierlichen Landau zurückzulehnen, auf dessen Hinter-

sitz ein schöner Jäger mit langem, wallendem grünen Federbusch die Arme kreuzt.

Es scheint, man lebt in unsern Tagen schneller, als sonst; fieberhafte Thätigkeit, welche den Pariser beseelt, macht es ihm unmöglich, den friedfertigen Butterfrauengang jener Transportmittel zu ertragen, welche der kalten, phlegmatischen, abgezirkelten Vergangenheit, womit diese monotone Langsamkeit in vollkommenem Einklang stand, genügten; daher nimmt heutzutage Jedermann einen Wagen. Das noble Faubourg Saint-Germain hat seine Equipagen, an deren Außenseiten die Familienwappen prangen; die Chaussée d' Antin steigt in ihre Kaleschen und Coupé's, mit wiehernden Holsteinern bespannt; der Kaufmann, welcher im Zuge ist, sein Glück zu machen, begnügt sich einstweilen mit dem Miethcabriolet; der Spießbürger, die kleinen Hauseigenthümer fahren mit dem Fiaker, und die alten Pensionäre, Studenten und Grisetten hocken sich in die Omnibus.

So geschieht es, daß das Leben in Paris, anstatt dahinzufließen, wie man noch in Deutschland sagt, pfeilschnell auf der großen Landstraße des Daseins fortrollt, bis ein letzter, ganz schwarz ausgeschlagener Wagen den Reisenden aus seiner Wohnung abholt und ihn an seine letzte Station bringt, wo er Zeit genug hat, sich von den unterwegs ausgestandenen Mühen und Rippenstößen zu erholen.

Wenn ich alle Fuhrwerke, welche die Straßen

von Paris durchschneiden, schildern wollte, könnte ich einen ganzen Band damit anfüllen; ich beschränke mich darauf, nur von denjenigen zu sprechen, welche, gegen Bezahlung des festgesetzten Preises, zu Jedermanns Verfügung stehen. Das erste Fuhrwerk, welches mir in die Feder kommt, ist jene bescheidene, zweirädrige Equipage mit einem Pferde, welche man an jeder Straßenecke trifft, und welche mehr als alle übrigen Wagen jeden Augenblick die Beine des armen Fußgängers bedroht.

Die Anzahl dieser Miethcabriolets, welche überall bereit halten und zu bestimmten Preisen nach einem beliebigen Orte innerhalb der Stadt fahren, beträgt 737. Das ist die ein für alle Mal von der Polizei festgesetzte Zahl, welche nicht überstiegen wird. Jeder Mieth-Wagen muß zuvor die Erlaubniß des Sultans der Rue de Jérusalem einholen, ehe er auf den öffentlichen Plätzen stationniren darf. Diese Gerechtigkeit bezahlt der Herr des Cabriolets mit 22 Franken monatlicher Steuer; für einen armen Teufel, der oft weiter kein Vermögen hat, als sein Cabriolet und einen magern Gaul, ist diese Abgabe nicht unbeträchtlich; er muß sonach jeden Monat 22 Fahrten zu 1 Franken rein umsonst machen, bloß um die Ansprüche der Polizei zu befriedigen. Das Monopol hat sich auch unter die Cabriolets, wie überall anderswo, eingeschlichen. Die meisten davon gehören nicht sowohl einzelnen, als einigen Personen,

welche reich genug sind, um die größte Anzahl Cabriolets zu accapariren. Ein Kutscher, der nur ein Cabriolet und ein Pferd hat, kommt selten auf; denn es gibt schöne Tage, wo der Cabrioletkutscher gar nichts zu thun hat und wenn er dann nicht einige Vorschüsse machen kann, so ist es schlecht um ihn bestellt. In Paris muß man Geld entbehren können, um Geld zu gewinnen. — Ein reicher Besitzer von Cabriolets hat deren über hundert, welche nebst den Pferden ein Betriebskapital von einer halben Million Franken vorstellen. Die Eigenthümer von öffentlichen Miethwagen haben je nach Umständen verschiedene Uebereinkunft mit ihren Kutschern getroffen. Einige müssen ihren Herrn jeden Abend zehn Franken heimbringen, mag nun ihre Einnahme gut oder schlecht gewesen sein. Was sie über zehn Franken eingenommen, gehört ihnen, was aber darunter ist, müssen sie aus ihrem Beutel zulegen. Die Kutscher von andern Herrn bekommen den vierten Theil der Tagseinnahme; dafür sind sie aber auch speziell beaufsichtigt und der Herr schickt von Zeit zu Zeit eigne Leute hin, um nachsehen zu lassen, ob sie zu fahren haben oder nicht. Manche Eigenthümer von Miethwagen erhalten den Wetteifer unter ihren Kutschern dadurch rege, daß sie demjenigen, der die reichlichste Einnahme im Laufe des Monats gemacht hat, eine Prämie von funfzig Franken geben. Das ist der Prix Monthyon der Cabrioletkutscher.

Der Cabrioletkutscher ist der vornehmste unter den Pariser Miethkutschern. Tag und Nacht in eine Ecke seines Wagens gekauert, wartet er unverdrossen auf den Fußgänger, welchen ein plötzlicher Regenguß oder eine weite Tour zwingt, zu einem Locomotiv seine Zuflucht zu nehmen; sodann seine Peitsche schwingend und mit der Zunge dazu zischend, treibt er sein Pferd soviel als möglich an und bringt es allmälig in den Gang, der nur den Cabrioletgäulen eigen ist, und den man weder Schritt, noch Trab, noch Galopp nennen kann. Kaum hat man zur Seite des Cabrioletkutschers Platz genommen, so sucht der Schwätzer sofort ein Gespräch anzuknüpfen; er sieht es einem gleich an der Nasenspitze an, ob man aus der Provinz, aus der Fremde oder aus Paris ist. Dem Provinzialen und Fremden spricht er sogleich von den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt und bietet sich ihm zum Führer an. Ist man ein Spanier, Russe oder Deutscher, so sagt er einige Worte spanisch, russisch oder deutsch, welche er in den Kriegen unter dem Kaiser gelernt; denn der Pariser Cabrioletkutscher hat ganz Europa von einem Ende zum andern durchzogen, bevor er seine Kreuz- und Querzüge in den Straßen von Paris antrat. Er spricht mit großer Vorliebe und bei jeder Gelegenheit von s e i n e m Kaiser; er ist weder Karlist, noch Philippist, noch Republikaner, sondern Napoleonist mit Leib und Seele. Er hat gewöhn-

lich in der Cavallerie gedient und wenigstens zwanzig Schlachten mitgemacht. Wenn wir über den Carousselplatz fahren, zeigt er uns das Viergespann auf dem Triumphbogen, wo er vor dreißig Jahren die echten Leucippischen Pferde von vergoldeter Bronze gesehen habe; kommen wir an der Vendômesäule vorüber, erzählt er, daß er in der Schlacht bei Austerlitz drei Kanonen erbeutet habe, daß diese prächtige Siegssäule aus lauter eroberten preußischen und österreichschen Geschützen gegossen worden, und andere dergleichen Mährchen. In diesen Erinnerungen und Lobpreisungen Napoleons hält der Pariser Cabrioletkutscher nur inne, um von Zeit zu Zeit einem vorüberfahrenden Omnibus einen derben Fluch nachzuschicken; denn der Omnibus und Cabrioletkutscher sind Todfeinde. Außer dem Omnibus hat der Cabrioletkutscher nur noch Einen Feind, den Stadtsergeanten; dieser läßt ihn ins Loch stecken, wenn er grob ist und die Polizeigesetze übertritt; jener entzieht ihm seine Nahrung oder schmälert ihm wenigstens seinen Gewinn. Darum ist auch der Cabrioletkutscher, obschon kein Republikaner, doch ein großer Freund von Emeuten, weil er sich bei diesen Gelegenheiten an seinen beiden Feinden zugleich rächt; aus den Omnibus hilft er Barricaden machen und hinter diesen hält er mit dem Sergeant de ville wegen alter Händel Abrechnung. Wenn unser Cabrioletkutscher merkt, daß wir nicht gerne politisiren, fängt

er von Litteratur an; am Stoff der Unterhaltung liegt ihm wenig, wenn er nur schwätzen kann. Uebrigens kitzelt es ihn, eine gewisse Bekanntschaft mit der Litteratur zu verrathen. Er kennt die Hausnummer Viktor Hugo's, Paul de Kocks und anderer belletristischer Notabilitäten; er besucht zuweilen den Cirque olympique und da es schöne Tage gibt, wo er keine Course zu machen hat, so holt er sich aus der nächsten Leihbibliothek einen Roman, den er in seinem Wagen liest; er ist sehr in Pigault Lebrun bewandert und er hat alle Romane von Paul de Kock gelesen. Doch gesteht er selbst, daß diese Romanlectüre ihn wenig anspricht und er lieber in der nächsten Schenke mit einigen seiner Freunde einen Schoppen trinkt. Wenn seine Börse ihm diese Unterhaltung versagt, so spielt er den Liebenswürdigen bei der Marktfrau, welche in seine Nähe Orangen, geröstete Kartoffeln und Papier Weynen verkauft. Obschon er nicht mehr in der ersten Jugend ist, so erinnert sich der Cabrioletkutscher doch noch immer seines alten Standes, als er Husar oder reitender Jäger war; er benimmt sich sehr galant gegen das schöne Geschlecht und füllt die Zwischenzeit zwischen 2 Fahrten à 20 Sous mit Complimenten und Liebeserklärungen aus.

Außer den 737 Miethcabriolets gibt es noch eine fast gleiche Anzahl von sogenannten *Cabriolets de regis* oder *sous remise*, welche nicht auf den öffentlichen

Plätzen, noch in den Straßen stehen, sondern unter den offenen Thorwegen der Häuser und in Remisen halten. Diese Remisecabriolets werden von der Polizei weniger strenge beaufsichtigt; sie haben auch die weiße Platte mit der großen schwarzen Nummer nicht, und man unterscheidet sie von den eigenthümlichen nur dadurch, daß die Pferde in der Regel nicht brillant sind, der Preis für die Fahrt mit einem solchen Cabriolet beträgt 30 Sous und für die Stunde 2 Franken. Die gewöhnlichen Miethcabriolets von der Straße kosten 25 Sous, wenn sie breit genug sind, zwei Personen außer dem Kutscher zu fassen, und 20 Sous, wenn sie nur für Einen berechnet sind. Der Preis ist entweder außen oder im Innern des Wagens auf einer von der Polizei gestempelten Blechplatte bemerkt. Der Brauch hat es geheiligt, daß man beim Aussteigen zu der legalen Bezahlung noch ein kleines Trinkgeld von zwei oder drei Sous hinzufügt.

In der letzten Zeit sind zwischen dem Cabriolet und Fiaker eine Menge Uebergangswagen aufgekommen, deren Nennung allein mehrere Spalten füllen würde. Diese neuen Equipagen haben denselben Preis und dieselbe Bespannung, wie die Cabriolets, dagegen aber vier Räder und einen außen angebrachten Kutschersitz, wie die Fiaker. Die Françaises, Parisiennes, Eoliennes, Zéphyrines, Atalantes und

Cabriolets compteurs sind nach diesem Jüstemilieu-prinzip eingerichtet. Ich bin kein großer Verehrer von diesen Bastardwagen, und in Ermangelung des Cabriolets lobe ich mir den guten alten Fiaker, den klassischen Sapin, welcher zwar piano, pianissimo, aber auch sano, sanissimo geht. Daher wundert es mich nicht, daß der Fiaker, trotz seiner zahlreichen Konkurrenten und Nebenbuhler, dennoch der Leibwagen der Familienväter, der Großmamas und der Liebenden geblieben ist.

Der Gebrauch der Fiaker in Paris ist alt; schon zur Zeit Heinrich IV. zirkulirten ihrer einige in den Straßen der Hauptstadt; jedoch hatten diese Wagen unter der Regierung Ludwig XIII. noch keinen besondern Namen. Ein Augustinermönch, Namens Fiaker, stand zu jener Zeit in einem starken Geruch von Heiligkeit. Als Frater Fiaker gestorben war, wurde der Ruf seiner Heiligkeit noch größer und Jedermann glaubte an die Wunderkraft seiner Reliquien. Die Kutscher der öffentlichen Miethwagen beschlossen, sich unter den Schutz dieses neuen Heiligen zu stellen, und hingen in ihren Wagen Bilder vom heiligen Fiaker auf, um sich während ihrer Fahrten gegen alle Unfälle sicher zu stellen. Deshalb nannte man Anfangs jene Wagen voitures de Saint-Fiacre, was man später in Fiaker abkürzte; und dieser Name ist bis auf den heutigen Tag geblieben und über die ganze Welt verbreitet.

Die Zahl der Fiaker, welche das Recht haben, in Paris zu halten, beläuft sich auf 1200. Wie die Cabriolets, stehen auch sie unter strenger polizeilicher Aufsicht und sind einer festen Taxe unterworfen. Lange Zeit hatten die Pariser Fiaker ein schmutziges, garstiges Aussehen, aber die neuen Conkurrenzen haben ihre Wirkung nicht verfehlt, die alten Fiaker sind so klug gewesen einzusehen, daß sie eine etwas elegantere Toilette machen müßten, um nicht den ganzen Tag über verlassen dazustehen; gegenwärtig sind sie viel zierlicher als die Berliner Droschken und ihre Münchner Namensvettern.

Zwischen dem Fiakerkutscher und Cabrioletkutscher ist ein großer Unterschied. — Der Mann dort auf dem hohen, mit Eisenspangen eingefaßten Bock, der als Kopfbedeckung einen breitkrämpigen Wachshut trägt, der um seine Schultern eine alte graue Houpelande geschlagen und seine Füße in Holzschuhen stecken hat, — dieser Mann ist der Fiakerkutscher, welcher ebenso barsch und einsylbig, als der Cabrioletkutscher leutselig und gesprächig ist. Fast unablässig an seinen Bock festgenagelt, allem Witterungswechsel ausgesetzt und gleichsam abgeschnitten von seinen Mitmenschen, welche er nur von oben herab sieht und folglich verachten darf, wenn er nur ein wenig deutsche Philosophie los hat, bekommt der Fiakerkutscher durch diese gezwungene isolirte Lebensweise mit der Zeit einen starken Anflug von Wildheit.

Denn selten verläßt er seinen Bock; wenn er einen kleinen Abstecher in die Schenke au cocher fidele macht, so geschieht das in aller Stille und Ordnung und geht ohne Lärm und ohne Rausch ab. Er steigt darnach ruhig wieder auf seinen luftigen Sitz, macht es sich bequem und wartet geduldig, bis ihm die Vorsehung oder der Regen Kunden, oder, wie er sich ausdrückt, Fracht zuführt; denn nach seinem philosophischen System sind die Menschen nur eine mehr oder weniger schwere Materie, die mehr oder weniger Platz einnimmt. Was sein Fiaker auch geladen haben mag, Reisekoffer, Grisetten, Hutschachteln, Deputirte, Waarenballen oder Verliebte, für das Alles hat er nur einen Ausdruck: es ist eine Fracht für seinen Wagen und damit Punktum.

Indessen, wie viel verschiedene Dramen erlebt der Fiakerkutscher oft an einem einzigen Tage! Kurz nach Sonnenaufgang begibt er sich ins Bois de Boulogne oder ins Gehölz von Vincennes. Vier Passagiere steigen aus dem Wagen und treten mit düstern Mienen in die grünen Alléen, deren Stille um diese Stunde nur von dem Gezwitscher der Singvögel unterbrochen wird. Die Passagiere halten an; man hört zwei Schüsse fallen, und einige Minuten darauf fährt der Fiakerkutscher wieder nach Paris zurück, mit einem Leichnam in seinem Wagen. — Eine Stunde später fährt er ein ganzes Hochzeitsgefolge zur Kirche. Der Tritt wird der jungen Neuver-

mählten heruntergelassen, welche an der Hand ihres Geliebten in den Wagen steigt und mit ihrem weißen Brautkleide die Blutstropfen abwischt, wovon noch die Kissen geröthet sind. Im Verlauf desselben Tags nimmt derselbe Fiaker, mit einem unglücklichen, von dem spähenden Huissier des Handelsgerichts unvermuthet überraschten Schuldner beladen, den Weg nach der Rue de Clichy und hält vor dem Gitterthor eines gewissen Hotels still, dessen Concierge sofort einen neuen Miethsmann auf fünf Jahre in sein Fremdenbuch einschreibt. — Am Abend endlich, wenn die Nacht ihren schwarzen Schleier über Paris ausspannt und die Schuldner, die Verliebten und die Spitzbuben aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, gleitet ein geheimnißvolles Paar verstohlen in denselben Wagen und sucht hinter den rothen Vorhängen des Fiakers ein Obdach gegen die indiskreten Blicke der Neugierigen, der Nebenbuhler und Ehemänner.

Man glaube nicht etwa, daß unser Fiakerkutscher sich von allen diesen verschiedenen Auftritten hat rühren lassen; man wäre sehr im Irrthum; er sieht auf alle mit demselben gleichgültigen Auge von seinem hohen Bocke herab; denn der Philosoph im grauen Mantel verachtet und bemitleidet seit langer Zeit alle menschlichen Leidenschaften. Thränen oder Freude, Weinen oder Jauchzen, Mord oder Liebe, Alles wird von ihm auf denselben Maßstab, oder evilmehr auf denselben Tarif reduzirt: 30 Sous für

die Fahrt, 40 Sous für die Stunde und ein kleines Trinkgeld nach Belieben.

Unlängst hat sich eine schreckliche Konkurrenz für die Fiaker etablirt; dieselbe verursacht ihnen einen größeren Schaden, als die Omnibus; ich meine die Unternehmung in den elysäischen Feldern, welche unter dem Titel Urbaines, Dandys etc. und fast zu denselben Preisen, wie die Fiaker, höchst elegante comfortable Equipagen vermiethet, die füglich mit den Herrschaftswagen wetteifern können. Denn nichts fehlt daran, weil man sogar einen Livreebedienten dazu haben kann, welcher für die Stunde nur sechs Sous Draufgeld kostet. Die Mulattengrooms kommen auf 8 Sous per Stunde, und die kleinen Neger, deren echter Teint garantirt ist, werden mit zehn Sous bezahlt. Man kann sich hier auch auf den Monat oder aufs Jahr abonniren, und also eine eigne Equipage, die in Paris oft mehr eine Last, als eine Bequemlichkeit ist, ganz gut entbehren. Vermittelst dieser Equipagenunternehmung kann sich heutiges Tags selbst der Unbemittelte alle Genüsse verschaffen, welche ehemals nur dem Geld- und der Standesaristokratie vorbehalten waren, und die niedrigsten Grisetten, wie die untersten Commis können den Boulogner Wald in zurückgeschlagener Kalesche besuchen und viertel, halbe oder ganze Stunden lang die Vornehmen und Großen spielen. Das sind die Folgen der unglückseligen Revolution, welche da

Streben nach Gleichheit in allen Köpfen angefacht und sogar den untersten Volksklassen in Paris ihre Equipagen, die Omnibus, verschafft hat.

Der Dampfwagen unseres Landsmannes Dietz, der sogenannte Remorqueur, hat seine Fahrten nach Versailles eingestellt und scheint den Kostenaufwand nicht gedeckt zu haben. Seine Station war an dem einzelstehenden, thurmartigen Hôtel de Nantes auf dem Karousselplatze; er zog zwei angehängte Omnibus und eine Tapissière, welche zusammen etwa 80 Personen fassen konnten, hinter sich her und brauchte eine Stunde nach Versailles und drei Viertel Stunden zurück. Neuerdings heißt es, der Dietz'sche Dampfwagen werde eine neue Communikation zwischen Paris und Auteuil bewerkstelligen. — Die Segelwagen, welche Herr Lennox vor mehreren Jahren einzurichten versprach, sind nicht zu Stande gekommen, und Paris muß es einstweilen bei seinen 50000 andern Fuhrwerken bewenden lassen; vor der Hand, dünkt mich, reichen diese vollkommen aus.

Es unterliegt keinem Zweifel, Alles ist hier im Fortschritt begriffen; man kann eigentlich nicht mehr sagen, daß das Jahrhundert fortschreitet, sondern daß es fortfährt. Mit den Eisenbahnen eröffnen sich neue Aussichten; der Himmel mag wissen, wo das ein Ende nehmen wird. Im Jahre 1890 muß man vielleicht sagen, daß das Jahrhundert fortfliegt; denn Trotz der bis jetzt noch sehr schwa=

chen Versuche des Herrn Professor Erb in Heidelberg und der Herrn Lennox und Green, zweifle ich keinen Augenblick, daß nicht über kurz oder lang Flugmaschinen und Luftdiligencen für Reisen nach bestimmten Orten aufkommen werden.

XVI.

Die Omnibus.

Paris besitzt erst seit ungefähr zehn Jahren dieses sinnreiche und bequeme Locomotiv, welches die häufigen Verbindungen zwischen den entferntesten Stadttheilen außerordentlich erleichtert, den täglichen Verkehr belebt und dem Handel und der Industrie zu unglaublichem Vortheil gereicht. Die erste Schöpfung der Omnibus trat unter der Verwaltung des Polizeipräfekten Debelleyme im Jahre 1828 ins Leben; die Unternehmer derselben waren die Herren Saint-Céran, Boutry und Boitard, welche anfangs ihr Glück mit diesen neuen Gesellschaftswagen in Bordeauxund Nantes versucht hatten und es nun auch in Paris probiren wollten. Allein der Erfolg entsprach ihren Erwartungen nicht; sie büßten dabei ihr bedeutendes Vermögen ein; Boutry erschoß sich und seine beiden Collegen arbeiteten später als gewöhnliche Aufseher in den Büreaux ihrer Nachfolger, denen diese Unternehmungen hübsche Prozente abwerfen. Das ist das gewöhnliche Loos der ersten Entrepre-

neurs aller derartigen Neuerungen; sie streuen den Saamen aus, und Andere ärndten. Uebrigens datirt sich die Idee zu dieser Art von Wagen bereits aus dem 17. Jahrhundert her. — Dem geschickten französischen Physiker und geistreichen Schriftsteller Blaise Pascal gebührt die Ehre der Erfindung. Er war es auch, welcher ihnen den passenden Namen Omnibus gab und den Preis der Fahrt auf sechs Sous festsetzte, der noch heutzutage derselbe geblieben ist. Allein da dieser große Mann mehr ein schaffendes, als ein spekulirendes Genie war, so mißlang die Unternehmung und erst in der dritten Hand gedieh sein Werk, nachdem große Summen dabei verloren worden und mancher Spekulant verarmt war. Bemerkenswerth ist, daß die definitive Einführung der Omnibus sich aus derselben Zeit herschreibt, wie die saint-simonistische Lehre, und daß beide auf derselben Grundlage, nämlich der Associationstheorie, beruhen. Aber den Jüngern Saint-Simons hat nicht dasselbe Glück gelächelt, wie den letzten Unternehmern der Omnibus. Die Apostel haben ihre schönen Träume bald in Rauch aufgehen sehen, während die Omnibus ihren Weg in der Welt fortsetzen und jedes Jahr an Ausdehnung und Bedeutung gewinnen. Unter der Benennung Omnibus begreift man nämlich nicht mehr blos die eigentlichen Omnibus, sondern auch alle nach demselben Prinzip eingerichteten Wagen, welche unter den verschiedensten Namen die

Hauptstadt durchkreuzen. Dieses Prinzip besteht darin, daß man an festen Ausgangspunkten und überall unterwegs, ohne die gewisse, vorgeschriebene Fahrbahn zu verlassen, Passagiere aufnimmt und absetzt. In der Sprache der Omnibusunternehmer heißt diese Fahrbahn Linie; man spricht von der Linie der Favorites, von der Linie der Citadines u. s. w. Keine dieser Linien hat übrigens die geringste Gemeinschaft mit der geraden Linie, d. h. mit dem kürzesten Wege zwischen zwei Punkten. Die Kreuz- und Queerfahrten, die Märsche und Gegenmärsche, die Finten und Krümmungen der stundenweis gemietheten Fiaker sind nichts im Vergleich mit den ewigen Zickzacks der Omnibus; die Béarnaises z. B. gehen vom Börsenplatz nach den Invaliden über — den Platz Saint-Sulpice, u. s. w. Es gehört ein besonderes Studium dazu, um sich mit dem Gange dieser Omnibus vertraut zu machen; hat man aber das Ganze einmal inne, so kann man für eine Kleinigkeit weit herumkommen. Erstlich fahren diese Wagen alle 8 — 10 Minuten, oder spätestens alle Viertelstunden von einem bestimmten Punkte zum andern, der zuweilen eine halbe deutsche Meile entfernt liegt, so daß man für seine sechs Sous beinahe die ganze Stadt durchfahren kann. Was ihnen aber noch mehr Wichtigkeit giebt, ist, daß sie Verzweigungen unter einander haben, was sie Correspondences nennen, und daß sie diejenigen

Passagiere, welche z. B. nicht von Süden nach Norden, sondern östlich oder westlich fahren wollen, an gewissen Orten absetzen, wo ein kleines Lokal mit einem Aufseher für sie offen steht; hier wechseln sie ihr Correspondence-Billet, welches ihnen der Conducteur für einen weitern Cours gegeben und warten so lange, bis ein Wagen, der östlich oder westlich fährt, vorbeikommt und sie aufnimmt, wofür sie keineswegs die doppelte, sondern nur die einfache Fahrt des ersten Omnibus bezahlen. Mehrere Omnibus treffen sogar an den Barrièren mit den Blamagewagen zusammen, welche in die Umgegend von Paris fahren, so daß man z. B. für vier Sous Draufgeld, also im Ganzen für 10 Sous, von der Barrière von Berry nach Neuilly und von der Magdalenenkirche nach Vincennes kommt. Diese Verzweigung der Omnibus ist von außerordentlichem Nutzen; in Folge derselben ist Paris gegenwärtig mit einem Omnibus-Netz überzogen, dessen Maschen so enge sind, daß man, nach Lust und Belieben, von allen Punkten aus, für die mäßige Summe von 30 Centimes in alle Stadtreviere gelangt, beinahe eben so gut, nur etwas langsamer als mit einer 30 Sous kostenden Miethkutsche. In den Sommermonaten werden an Sonn- und Festtagen keine Correspondencebillets ausgegeben.

Man zählt gegenwärtig funfzehn verschiedene Omnibusunternehmungen, welche auf 38 Fahr-

bahnen 378 Wagen im Umlauf halten, nämlich:

68 Omnibus
32 Dames Blanches
20 Tricycles
49 Favorites
28 Orleanaises
22 Diligentes
27 Bèarnaises
26 Citadines
8 Ecossaises
8 Batignollaises
18 Parisiennes
26 Hirondelles
26 Josephines
8 Dames françaises
12 Sylphides

Eine seltene Umsicht und Beobachtungsgabe scheint bei der Taufe dieser verschiedenen Wagen vorgewaltet zu haben; ihre Namen gereichen den Pathen und Pathinnen zur größten Ehre. Béarnaises z. B. heißen diejenigen Omnibus, welche von der Börse über den Pont-neuf nach Saint-Sulpice gehen und also jedesmal vor der Reiterstatue Heinrich des Bearner's hin- und zurückfahren; die Orléanaises führen vom Louvre nach Neuilly, welches bekanntlich die Wiege der Dynastie des Hauses Orleans; die

Dames blanches, welche grauweiß angestrichen, sich von ferne wie in Leichentücher eingeschlagen, ausnehmen, vermitteln die Verbindung mit dem Kirchhof des Père Lachaise. Das Quartier-latin, die vorzugsweise flüchtige, frivole, leichtfertige Bevölkerung, welche seit undenklichen Zeiten ihr Nest unter den Balken der Dachstuben baut, — das Quartier latin wird von den Hirondelles bedient. Diese Annäherungen mögen genügen, aber man glaube fest, daß, wenn wir das ganze Repertorium der Omnibusfamilie durchgehen wollten, es uns ein Leichtes sein würde, eine Menge eben so sinnreicher und passender Etymologien herauszufinden, als die eben genannten, wären es auch nur die Tricycles, welche einzig und allein Tricycles heißen, weil sie auf vier Rädern gehen.

Die Omnibus haben im Allgemeinen vier Räder, die Tricycles, wie gesagt, mit einbegriffen. Sie sind mit zwei Pferden bespannt, welche ein Kutscher vom Bocke aus leitet; der Condukteur steht hinten auf einem Tritt, wo auch ein- und ausgestiegen wird. So oft Jemand den Omnibus nehmen oder verlassen will, giebt der Condukteur das Signal zum Stillhalten vermittelst eines um den Arm des Kutschers befestigten Stricks. Funfzehn Personen haben im Innern des Wagens Platz, sieben auf der Bank rechts, sieben andere längs der Wand links; der funfzehnte Platz ist ein schmaler Sitz im Hin-

tergrunde von fünf Zoll Durchmesser, die Armesünderbank (pénitence) benannt. Topographisch zu sprechen ist die Armesünderbank eine Halbinsel, in gleicher Entfernung von zwei Continenten, welche die beiden Seitenbänke, oft ungemein festes Land, vorstellen. Zur Linken und Rechten hat man zwei Meerengen; und nie ist dieses Wort richtiger angewandt worden. Der auf diesem Platze sitzende Passagier hat drei unendlich angenehme Berührungspunkte; den ersten mit seinen Knieen, welche er seinen zwei nächsten Nachbarn dreist vor die Brust setze: den zweiten mit seinen Rippen, welche sich rechts und links an den Bündeln der Wäscherinnen oder an den Gemüsekörben der Köchinnen stoßen; den dritten mit seinem Occiput, welches bis oben an die Wagendecke reicht; und bei diesem allgemeinen Contakt hat gerade der Theil seines Individuums, welcher am wenigsten berührt, sechs Sous für den Genuß des Sitz-Privilegiums bezahlt.

Die Armesünderbank heißt auch noch Präsidentensitz, eine dem Repräsentativsystem entlehnte Benennung, ohne Zweifel um anzudeuten, daß wenn die Sitzung bewegt ist, (und der Omnibus ist immer in Bewegung), Niemand so sehr darunter leidet, als der Unglückliche, welcher jenen Schmerzensschemel inne hat. Es waltet jedoch der Unterschied dabei ob, daß der Dupin der Armensünderbank sich unter keinem

Vorwande und bei keiner Gelegenheit bedecken kann. Den Hut in der Hand zu behalten, ist hier strenge Vorschrift; so will es das Reglement oder vielmehr die Erhöhung des Sitzes, welche mit der Höhe des Wagens schlecht im Einklang steht. Alle diese Umstände bewirken natürlich, daß die Penitence nicht sehr gesucht ist; da heißt es: sero venientibus ossa! was wir uns die Freiheit nehmen zu übersetzen: die Zuletztkommenden mögen ihre Knochen wahren! deßhalb wird diese Bank gewöhnlich nur in der letzten Noth besetzt, wenn die vorschriftsmäßige Anzahl von 14 Passagieren auch nicht den mindesten Zwischenraum auf den Seitenbänken mehr übrig gelassen hat. Nun ruft der Conducteur dem Kutscher zu: Complet! Der Omnibus ist allerdings complet voll, wie eine Häringstonne.

Die Armesünderbank hat indeß etwas Tröstliches; ihr dankt man es, daß die aus den Salons verbannte französische Galanterie, deren Traditionen immer mehr abzukommen scheinen, noch im Schatten der Omnibus blüht und erfreuliche Lebenszeichen giebt. Eine Dame, die einsteigt, wenn alle Seitenplätze besetzt sind und nur noch jener Platz übrig ist, welcher nicht auf der Seite ist, und deßhalb von Allen von der Seite angesehen wird, eine in diesem Falle sich befindende Dame, sage ich, kann sicher darauf zählen, in der Gesellschaft einen galanten

Clerc davoué oder einen wohlerzogenen Commis en nouveautés anzutreffen, welche sich mit Freuden dem Märtyrerthume der Armensünderbank unterziehen werden, um ihren Antheil am privilegirten Kissen abzutreten. Wer nur zwei Omnibusfahrten in Paris gemacht hat, ist gewiß entweder Augenzeuge dieser Scene oder Mitspielender gewesen.

Jeder von den 378 Omnibus nimmt im Durchschnitt täglich 3 bis 400 Personen auf und zahlt an die Stadt Paris eine jährliche Abgabe von 120 Franken. Die jährliche Gesammteinnahme beläuft sich auf 10 bis 11 Millionen, welche zu sechs und sechs Sous zusammengerafft worden; so wahr ist es, daß die kleinen Bäche zu großen Flüssen anschwellen. Die Unterhaltungskosten dieser Unternehmungen sind sehr beträchtlich. Jede Omnibusanstalt muß wenigstens 50 Pferde in Bereitschaft haben; denn nach jeder Fahrt und Rückfahrt wird das Zweigespann gewechselt, und es sind auf einer und derselben Fahrlinie immer wenigstens 6 bis 10 Wagen in Bewegung, von denen jeder 10 bis 14 Mal den Tag über hin und herfährt. Wenn also auch über 50 Pferde gehalten werden, so kommen doch die nämlichen Pferde, nach gehöriger Ruhe, im Lauf des Tags immer mehrere Male an die Reihe. Ferner gehört zu jedem Wagen ein Kutscher und ein Conducteur; außerdem müssen überzählige Leute dasein, um im

Nothfall beide zu ersetzen; dazu rechne man endlich noch die verschiedenen Aufseher in den Correspondence-Bureaux und zuletzt das Hauptbureau. Manche Hauptpostexpedition einer großen Stadt ist nicht so wichtig und bedeutend, als eine Pariser Omnibus-anstalt.

Trotz der ansehnlichen Kosten tragen diese Unternehmungen gute Zinsen; die Aktien der Omnibus gewinnen im Durchschnitt 30 bis 40 Prozent; die auf den Boulevards machen die besten Geschäfte. Es gibt Omnibusbureaux, wo 3 bis 4 Wagen aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen, und wo also ein beständiges Ein- und Aussteigen der Passagiere, ein unaufhörlicher Wechsel der Reisenden von früh Morgens 7 Uhr bis spät in die Nacht hinein Statt findet. Die Omnibus der Boulevards, welche an den Theatern vorüberfahren, gehen bis über Mitternacht hinaus.

Anfangs bedienten sich nur die arbeitenden Klassen dieser Wagen; dazu gesellten sich bald die Mittelklassen und die kleinen Rentiers, welche sonst vom Faubourg Saint-Germain nach dem Marais und vom Faubourg-du-Roule nach der Porte Saint-Antoine zu Fuß gingen. Die Reichen und Vornehmen rümpften noch eine Zeitlang die Nase; Neugierde, Vorwitz und Geldverlegenheit bewogen die Künstler und gewisse Damen, in die Omnibus zu

steigen. Man fand diese Vermischung aller Klassen der Gesellschaft originell und pittoresk, und es vergingen keine 6 Monate, so klatschte jedermann dieser Neuerung Beifall. Heutzutage fährt alle Welt im Omnibus: Künstler, Packknechte, Dandys, Frachtfuhrleute, Kohlenträger, Grisetten, Courtisanen, ehrliche Bürgersfrauen, Köchinnen, Kindermägde, Handwerker, Deputirte, Pairs de France u. s. w. Ich kenne Leute, welche Pferd und Equipage haben, und sich doch oft der Omnibus bedienen, um ihre Pferde zu schonen. Fürwahr, man müßte wie der ewige Jude keine sechs Sous in der Tasche haben, wenn man jetzt von einem Ende der Hauptstadt bis zum andern zu Fuß gehen wollte. Viel hat zum Gelingen dieser Unternehmungen gewiß auch der Umstand beigetragen, daß man in den Omnibus stets Zerstreuung und Unterhaltung findet. Es giebt so leicht keinen öffentlichen Ort, wo der Beobachter der Sitten und Menschen eine reichere Aerndte halten könnte, und nirgends auf der Welt erlebt man komischere Situationen. Der Leser urtheile selbst nach folgender Probe.

Man stelle sich ein garstiges, abscheuliches Heidenwetter vor; Rinnsteine, fast so breit, wie die Straße; die Trottoirs mit Wasser überschwemmt; der Regen gießt in Strömen von den Dächern, von den Traufen und vom Himmel herab; Wasser über-

all, kurz ein Wetter wie zur Zeit der Sündfluth und zu Anfang des Frühlings in Paris, wo es übrigens acht Monate im Jahr so schreckliches Wetter ist, daß man keinen Tag ohne Regenschirm ausgehen kann, weshalb die Engländer, wenn sie sich vor den Nebeln und feuchten Dünsten der Themse auf den Continent flüchten, vorzugsweise die Hauptstadt Frankreichs besuchen, um sich am Sonnenschein zu laben. An einem solchen schönen Maitage war es, wo ein anständig gekleideter Herr mit einem mächtigen Sack von grauem Packpapier, beide über und über triefend, als wären sie eben aus der Seine gezogen worden, hinter einem Omnibus in der Rue Saint-Honoré herpolterte und aus vollem Halse dem Condukteur zuschrie. Da noch Platz übrig war, so wurde still gehalten. Place à droite! rief der Condukteur, indem er den Eingestiegenen anklingelte. *) — „Pardon, Messieurs; pardon, Mesda-

*) So oft Jemand einsteigt, rückt nämlich der Condukteur den Zeiger eines links von seinem Tritt befindlichen Zifferblattes um eine Nummer weiter vor, wobei es jedesmal klingelt. Die Zahl der angeklingelten Passagiere muß der Condukteur am Ende der Fahrt noch auf seinem lithographirten Tagszettel vermerken, worüber die Büreaux-Aufseher strenge Controlle führen, welche ihnen dadurch möglich wird, daß sie im ausschließlichen Besitz des Schlüssels zum Zifferblatt sind. Um den

mes,“ entschuldigte sich der Herr mit dem Sack von grauem Packpapier; „c'est pu'il fait un temps,“ — Aber sehen Sie sich doch ein Bischen vor, schrie eine Dame mit einem rehbauchfarbigen Seidenkleid; Sie treten mir ja auf's Kleid. — „Pardon, Madame; es geschieht nicht mit Absicht; das lausige Wetter!“ — So nehmen Sie sich doch in Acht, brach seinerseits ein wohlbeleibter Passagier der linken Bank los, Sie begießen ja meinen Ueberrock. — „Pardon, Monsieur, das heillose Wetter!“ — Ach, was, Herr! wenn man eingeweicht ist, wie schwarze Wäsche, steigt man nicht in einen öffentlichen Wagen. — „Ganz recht, mein lieber Herr, bitte tausendmal um Vergebung; aber gerade weil es so vermaledeites Wetter ist, bin ich — wäre es schön Wetter, würde ich weder Sie noch die ehrenwerthe Gesellschaft inkommodirt haben; ich nehme nie den Omnibus, wenn

---

Condukteurs jede Veruntreuung zu erschweren, hat die Administration außerdem spezielle Straßeninspektoren angestellt, welche auf dem letzten Drittel der Fahrbahn unversehens aus irgend einem Winkel hervor auf den Tritt des Condukteurs springen und die Zahl der anwesenden und angeklingelten Reisenden mit Röthel auf dem Tagzettel anmerken. Wenn der Condukteur geklingelt hat und der so eben eingestiegene Passagier inne wird, daß er in einen falschen Omnibus gerathen ist, so muß dieser Irrthum bezahlt werden, natürlich von dem Reisenden.

die Sonne scheint. Condukteur, haben Sie doch die Güte, den Herrn und Damen zu sagen, daß sie mir ein wenig Platz machen." — Allons, Messieurs et Mesdames du côté droit, un peu de complaisance! es ist noch ein Platz übrig. — Auf diesen allerhöchsten Befehl des Condukteurs bildet sich eine Leere, und der neue Ankömmling installirt sich auf der rechten Bank; das Wasser rinnt von ihm herab, wie von einem Pudel, der aus dem Fluße apportirt. — „Wenn der Herr doch wenigstens so gütig sein wollte, seinen dicken Papiersack unter die Bank zu stellen, bemerkte von neuem die Dame mit dem rehbauchfarbigen Seidenkleid; der Herr könnte sich alsdann etwas mehr einschränken." — C'est trop juste, Madame; soll gleich geschehen; tausendmal um Vergebung! Verdammtes Wetter, und am 8. Mai!

Man fuhr stillschweigend weiter, als einer von den Passagieren, mit den Augen blinzelnd und auf das Seidenkleid deutend, die allgemeine Stille mit den Worten unterbrach: Pardon, Madame, aber es will mich bedünken, als ob Sie unten an Ihrem Kleide etwas hätten, was mir nicht natürlich scheint; weiß Gott, ich irre mich nicht! Der Himmel verzeih mir's, es ist eine S ch n e ck e! — Eine Schnecke! Der Himmel steh mir bei! eine Schnecke auf meinem Seidenkleid! das ist gräßlich!

Alle im Chor einfallend: „Eine Schnecke! Voyons. — Voyons un peu. — Voyons voir. — C'est ma

soi vrai. — Et un superbe encore d'escargot. — Ist sie dick und fett? — Ist sie weiß oder schwarz? Ist es ein Männchen oder Weibchen? Es ist ein Weibchen. — Nicht doch; es ist ein Männchen; seht einmal die Hörner! —

Darob erschallt ein allgemeines ah, ah, ah, ah, ah! bon, bon! fameux le calembourg!

— „Pardon, Monsieur; sehen Sie einmal da unten, rechts, vorne an Ihrem Stiefel; wäre das nicht auch eine Schnecke?“ —

Es ist bei Gott wahr; aber wo kommen denn diese Schnecken her? —

Ein ältlicher Herr: „Sie kommen aus ihren Gehäusen hervor; die Naturgeschichte lehrt uns, daß der Hunger die Wölfe aus den Wäldern, und der Regen die Schnecken aus ihren Gehäusen treibt.“ — Im Walde allerdings, aber nicht in den Omnibus. St! nicht gerührt, da ist noch eine, hier am Regenschirme des Herrn da! —

Ah! c'est par trop fort!

Ça passe la plaisanterie!

Es muß Jemand im Wagen sein, der Schnecken bei sich hat.

Allerdings, offenbar hat Jemand Schnecken bei sich; das ist nicht anders möglich.

Man muß alle Passagiere visitiren! ce n'est pas moi d'abord.

Ni moi.

Ni moi.

Ni moi.

Ni moi.

Vierzehn Ni moi's erschallen. Ein einziger Passagier hat nichts gesagt, nämlich der zuletzt eingestiegene, diluvianisch eingeweichte und durchnäßte Herr, welcher während dieses ganzen Spektakels nicht aufgehört hat, sich mit seinem Schnupftuch abzutrocknen, das er, wenn es getränkt voll ist, unter der Bank ausdrückt. Diese mehrmals wiederholte Handbewegung fällt endlich auf, erweckt Verdacht und erinnert an den ungeheuren Sack von grauem Packpapier. Man hebt sofort die Draperie der Bank in die Höhe und zum allgemeinen Erstaunen sieht man den gigantischen Sack von Packpapier an mehr als zwanzig Stellen durchlöchert, woraus Myriaden von Schnecken hervorkriechen, die sich mit Sack und Pack nach allen Richtungen hin retten und das Weite zu gewinnen suchen. Zweihundert dieser Hornträger hatten ihre Fesseln abgeworfen und eroberten mit dem Ranzen auf dem Rücken den Boden der Freiheit.

Monsieur, c'est une infamie!

Monsieur, c'est une atrocité!

Monsieur, ça n'a pas de nom!

Ein solches Betragen sollte polizeilich geahndet werden.

„Eh, Messieurs et Dames, erwidert das Opfer

so heftiger Apostrophen, nicht so viel Lärm, wenns beliebt. Sie machen diese armen Thiere ganz verdutzt. Que diable! es sind ja nur Schnecken; die werden Sie nicht aufessen; im Gegentheil, sie sind gut zu essen. Ich esse die Schnecken für mein Leben gern; ich komme von der Halle, wo ich ein paar hundert Stück eingekauft habe; das ist ja kein so großes Verbrechen, anstatt mich zu perhorresciren, sollten Sie mir mit Ihrer Nächstenliebe wieder zu meinen Schnecken verhelfen."

Nach diesen Worten legt unser Schneckenliebhaber sofort Hand ans Werk und rafft die entsprungenen Gefangenen vom Boden auf. Der Papiersack ist dienstunfähig geworden; sein Hut tritt als Ersatzmann ein; er greift sie zu Eins, zu Zweie, an den Gehäusen, an den Hörnern und wirft sie in die Tiefe ihres neuen Gefängnisses, er setzt unverdrossen seine Jagd fort, umzingelt sie, verfolgt sie unter den Füßen, auf den Füßen, um die Waden, längs der Spazierstöcke, Regenschirme, Kleider und Körbe; seine Hände und Arme verlängern sich rechts und links, der Hut wird voll, aber so oft er neue Deserteurs zurückbringt, entbrennt ein neuer Kampf auf dem Rande des vollgepropften Hutes. Die Damen der Reisegesellschaft, welche in ihrem Zorn und Schrecken anfangs nur darauf bedacht gewesen waren, ihre Kleider um die Beine herum hermetisch zu

verschließen, und die Herren, welche ihre Hosen aufgestreift und in die Stiefel gesteckt hatten, können nicht länger ihren Ernst behaupten; ein tolles Gelächter bemächtigt sich aller Anwesenden; die Frauen werden ohnmächtig, die Männer fallen hinten über, der Condukteur hält sich an seinen Riemen fest und schwört, daß er seiner Lebtage nie ein größeres Getümmel von Hornvieh gesehen; der Kutscher weiß nicht, was er von diesem Lärm halten soll und bedenkt sich einen Augenblick, ob er seine Pferde nicht nach Charenton anpeitschen soll. Noch zwei Minuten und diese ganze Gesellschaft wird verrückt! Die Dame mit dem rehbauchfarbigen Seidenkleid hat einen besonders starken Lachkrampf, sie kann weder sprechen, noch schreien; sie winkt dem Condukteur mit der Hand, um ihm anzudeuten, daß sie aussteigen will, erhebt sich von ihrem Platze und erfaßt den oben an der Wagendecke hinlaufenden Riemen, um ihre Absicht deutlicher zu erkennen zu geben; der Condukteur, noch immer halb toll vor Lachen, zieht so stark an dem um den Arm des Kutschers befestigten Strick, daß der arme Wagenlenker beinahe vom Bocke stürzt; dieser reißt im Zorn die Pferde so schnell und ungestüm zurück, daß die Dame mit dem rehbauchfarbigen Seidenkleid, welche oben den Riemen losgelassen hatte und in der Mitte des Wagens aufrecht stand, durch den Rückstoß hintenüberfällt, gerade auf den

Hut mit Schnecken, den sie nebst seinem Inhalt zerquetscht. Ueber die Scene, welche nach diesem Un- und Umfall zwischen dem zerquetschten Hute und dem rehbauchfarbigen Seidenkleide erfolgte, verlieren wir kein Wort; es gibt Dinge und Auftritte, welche sich nicht malen lassen. Wir bemerken bloß, daß die Hauptpersonen der kleinen Posse nicht von einander gegangen sind, ohne ihre respektiven Namen und Adressen auszutauschen und den ganzen Omnibus zum Zeugen ihrer gegenseitigen Beschwerden aufzurufen. Ob sie letztere wirklich vor Gericht gebracht, ist uns nicht bekannt geworden.

Wie man aus der eben erzählten Geschichte sieht, ist nicht Alles in den Pariser Omnibus Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Man wird gedrückt und getreten von denen, die unterwegs einsteigen und sich setzen wollen. Wir müssen uns gefallen lassen, daß eine Höckerfrau ihr enormes, triefendes Parapluie an unserm Rocke abwischt, daß ein grober Lastträger seine beschmutzten Holzschuhe auf unsere blankgewichsten Stiefel setzt, daß Kinder unter vier Jahren sich zu allen Details ihrer Alters- oder vielmehr Jugendschwächen hinreißen lassen, daß weißgepuderte Gypsbereiter nicht immer in gehöriger Entfernung von dem blauen Elboeufer Tuch unseres Fracks zu sitzen kommen, daß endlich, was jedoch äußerst selten, Betrunkene ihre zu reichlichen Libationen über unsere Schulter ausleeren. Hat man ferner

das Unglück keine Scheidemünze bei sich zu tragen, so muß man beim Herausgeben auf einen Fünffrankenthaler eine Menge dicker, blödischer Sous annehmen, welche man nur mit Widerwillen angreift. Aber wer in Gesellschaft reist, dem ist es sehr anzurathen, Weltweisheit zu üben. Nicht alle Dinge im Leben sind gut, was auch die Hegelianer sagen mögen. Es gibt kein Vergnügen, das nicht mit Gefahr verknüpft ist, keinen Genuß, der nicht einen Mißbrauch zur Folge hat, keine Lust, die nicht langweilig wird. Es ist daher nichts Außerordentliches, wenn ein Gesellschaftswagen zu 6 Sous seine Inconvenienzen hat. In der „weißen Dame," welche vom place Saint-André-des-Arts nach der Villette fährt, saß ich eines Tags zwischen zwei Bauerfrauen, wovon die eine drei gerupfte Gänse und ein Kaninchen auf dem Schooße hielt, während die Andere ihre Arme um einen Stapel Porzellanteller geschlungen hatte, und ihn bei jedem Stoß des Wagens wider ihren Unterleib drückte, wie wenn sie Bauchgrimmen gehabt hätte. Aus diesem Allen lassen sich folgende Nutzanwendungen ziehen. Wer von einem Omnibus Gebrauch machen will, stecke klein Geld zu sich, sei nicht zu sehr pressirt, das Reiseziel zu erreichen, habe keine übermäßige Angst, die Glanzwichsstiefeln und der Leibrock möchten leiden, trage nichts Zerbrechliches in der Tasche und vermeide den Platz neben Jemand der eine Melone oder einen Mops auf den Knieen hat.

Obgleich die Omnibus allen Klassen der Gesellschaft ohne Unterschied dienen, so ist doch die innere Physiognomie dieser Wagen je nach den Stadttheilen, welche sie durchschneiden, verschieden. In den Omnibus, welche die Linie der Boulevards befahren, findet man sich häufig in Gesellschaft eleganter Damen und feiner Weltleute; zwischen dem Faubourg Poissonnière und der Rue Caumartin siehet man mehr als eine zarte, weibliche Gestalt einsteigen; einige davon und zwar nicht die häßlichsten, verlassen bald wieder den Wagen, indem sie sich mit der etwas romantisch = modernen Redensart an den Conducteur wenden: vous me descendrez passage de l'opéra! Wer bis zum Faubourg = du - Roule mitfährt, hat zuletzt lauter ernste Personnagen zu Reisegefährten. Dann macht man die Bemerkung, daß alle Passagiere Handschuhe tragen; man reicht die Scheidemünze, welche der Conducteur herausgibt, mit einem abgemessenen, kalten Gruße weiter. Außer dem Geschäfte des Zahlens herrscht gewöhnlich tiefes Schweigen, welches nur von Zeit zu Zeit der trockene Husten eines dekorirten Greises unterbricht.

Wenn man den Omnibus nimmt, der von der Porte Saint = Martin nach der Deputirtenkammer fährt, so ändert sich das Gemälde. Im Innern von Paris sind die Personen gemischt; Geschäftsmänner, Kaufleute, Schriftsteller, Wäscherinnen, Journali=

sten, Schauspielerinnen, kleine Beamte, Jedermann betrachtet und prüft seinen Nachbar; man wechselt hie und da einige Worte, macht den Einsteigenden mit einiger Zuvorkommenheit Platz und wirft sich ein anmuthiges Lächeln zu, wenn man Münze hingibt oder zurückerhält. Die Toiletten sind hier minder sorgfältig; in den Manieren offenbart sich größere Nonchalance und aus den Gesichtern spricht mehr Heiterkeit und Gutmüthigkeit. Man sieht zwar noch Handschuhe, aber sie sind nicht mehr in Majorität vorhanden; auch bemerkt man weniger schöne Damen, als auf der Linie der Boulevards. Wenn man aussteigen will, ruft man kurzweg mit lauter, vernehmlicher Stimme: Conducteur! und macht eine Handbewegung dazu, wie wenn man eine Klingelschnur zieht.

Die *Tricycles*, welche durch die Rue du Bac und das Faubourg St.-Germain fahren, haben ein eigenes Gepräge; man begegnet hier Marquisinnen, Grafen und Baronen mit dem heiligen Ludwigsorden im Knopfloch; parfümirte Handschuhe, Seidenstrümpfe, Spazierstöcke mit goldnem Knopf und gepuderte Haare herrschen vor; man trifft noch Leibröcke von anno 89; man spricht wispernd und leise, wie in der Fensterbrüstung eines Salons oder im vertraulichen Kreise um den Kamin, und was sehr löblich, man spricht noch das gute alte Französisch;

die Aussteigenden sagen dem Condukteur: vous me *mettrez* à la Rue Saint-Dominique!

Die *Parisiennes* verrichten den Dienst nach der Chaussée d'Antin; die combinirten Gerüche von köllnischem Wasser, Alcibiadesoel und eau de Portugal duften uns hier entgegen; man legt die buttergelben Handschuhe zum Fenster hinaus, so daß der bescheidene Omnibus das Aussehen eines Parfümerieladens der rue Vivienne erhält. Der Dandy steigt mit einem eignen Tik in den Omnibus, wie wenn er dem Conducteur sagen wollte: „Ich habe so eben mein Tilbury unter die Remise stellen lassen!" In den Parisiennes hört man ein fashionables Kauderwälsch sprechen, wie man es im Cafe de Paris radebrecht; wenn ein Petit-maitre still halten lassen will, schnarrt er durch die Nase: vous me *jetterez* à la rue de Provence!

Die Favorites, welche auf dem Platz der Ecole de Médicine und an der Barrière d'Enfer halten und die Communikation zwischen den Quartieren Saint-Denis, Saint-Martin und Saint-Jacques besorgen, sind meistens mit Studenten und Grisetten angefüllt. Hier herrscht artistische Ungezwungenheit und muntere Laune. Man berstet vor Lachen über die geringste Kleinigkeit und ein allgemeines Hurrah empfängt Jeden, dessen Wohlbeleibtheit nur einigermaßen in die Augen fällt. Es ist selten, daß zwei

Bekannte hier keine Unterhaltung anknüpfen, wenn sie auch durch 5 oder 6 Plätze von einander getrennt sind. Man flüstert unter einander spitzige Epigramme über den Hund, über den Regenschirm, über den Spazierstock oder die Nase eines Mitfahrenden; man bedauert mit einem spöttischen Lächeln den Reisenden, welcher bei einem Correspondenzbüreau einsteigt und eine doppelte Fahrt bezahlen muß, weil er sein Bülletin verloren oder umzutauschen vergessen hat; und wehe dem unachtsamen Passagier, der anstatt in eine Dame blanche sich in eine Favorite gesetzt hat und demnach anstatt in der Villette bei den Bädern von Tivoli anlangt. Man macht sich hier über Alles lustig, ausgenommen wenn eine Dame einsteigt; der französische Student ist ganz besonders höflich, galant und liebenswürdig gegen das schöne Geschlecht; er wird nie zugeben, daß eine Dame (wofern sie nicht sehr häßlich ist, was manche Illusion benimmt,) Präsidentin wird, d. h., den unbequemen Platz auf dem Bänkchen im Hintergrunde erhält. Wenn eine von den etwas weit hinten sitzenden Damen aussteigen will, so braucht sie kaum durch die leiseste Bewegung ihren Wunsch zu verrathen; jeder Cavalier beeilt sich, den zuweilen unaufmerksamen Conducteur das fatale Arretez! zuzurufen und der schönen Reisenden dienstwillig zu sein, welche sofort zu beiden Seiten ein Geländer von Armen improvisiren

sieht, woran sie ohne Fehltritt bis zum Conducteur kommt, der sie mit derselben Delikatesse und Galanterie auf das Pflaster setzt. Handschuhe sind hier in bedeutender Minorität.

Wenn man in die Dame blanche zwischen der Barrière de la Villette und dem Faubourg Saint-Jacques steigt, hat man Frachtfuhrleute, Ammen, Mehlträger, Weinwirthe, Künstler und die sogenannten Maraichers (Gemüsehändler) zu Reisegefährten. Außerdem besteht die Gesellschaft noch aus Paketen, Körben und eingekauften Wirthschaftsprovisionen. Da placirt sich Jeder so gut es eben gehen will; es kommt wohl zuweilen vor, daß Einer sich auf den Schooß des andern setzt, ohne um Erlaubniß zu fragen, noch um Entschuldigung zu bitten. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß man hier keine Handschuhe mehr antrifft. Man spricht ein Französisch, das nicht immer von der Akademie gebilligt wird; wenig korrekt ist die hier übliche Formel, welche man dem Condukteur zuruft: Vous m'arrêterez, rue Maubuèe.

Außer diesen gesellschaftlichen Abschattungen theilt sich das Omnibuspublikum noch in folgende 4 Kategorien: Auserwählte heißen diejenigen, welche längs den Wänden sitzen; Präsident oder Penitent ist der Supernumerarius, welcher das schmale Bänkchen im Hintergrund inne hat, und mit Un-

geduld auf die erste Gelegenheit wartet, um seinen Platz zu vertauschen; Postulanten nennt man diejenigen Individuen, welche, wenn der Wagen vollzählig ist, so lange den Tritt mit dem Conducteur theilen, bis Jemand aussteigt; Sollizitanten endlich heißen diejenigen, welche wie Haifische neben dem Omnibus herrennen und dem Conducteur verschlingen möchten, wenn er ihnen bei gießendem Platzregen antwortet: pas de places! complete!

Im Durchschnitt benehmen sich alle Mitfahrenden sehr schicklich und höflich; man reicht den Gratis, ein Annoncejournal, herum und Jeder beeifert sich, die Zahlung seines entfernteren Reisegefährten dem Conducteur einzuhändigen oder die herausgegebene Scheidemünze ihrem Besitzer zuzustellen. Nur wenn der Omnibus vor einem Correspondenzbürau anhält, hat es mit der Urbanität ein Ende. Da gilt es, wer am ersten aussteigen und sein Büllетin gegen die Nummer austauschen wird, die ihm das Recht gibt, in den ersten Wagen zu steigen, der nach der gewählten Richtung fährt. Das unmittelbare Unterkommen hängt von der Schnelligkeit ab, und wer sich eine Sekunde zu spät meldet, muß vielleicht den zweiten, dritten Wagen abwarten. Bei diesen Gelegenheiten geht es etwas stürmisch zu; man stößt und drängt und drückt sich; der arme

controlirende Auffeher wird von allen Seiten angefallen. Die Höflichkeit tritt in den Hintergrund und den Vordergrund füllt der Egoismus in seiner ganzen Häßlichkeit.

Im Allgemeinen betrachtet, ist ein Omnibus das ergötzlichste Panorama von der Welt. Außer den Kaffeehäusern und Kirchhöfen, ist es der einzige Ort auf Erden, wo alle Menschen vollkommen gleich sind, d. h. alle Menschen, welche 30 Centimes im Vermögen haben. Eine Omnibusfahrt hat endlich eine tief philosophische Bedeutung; sie gleicht dem menschlichen Leben. Wie Omnibus-Passagiere kommen wir hienieden an, Niemand weiß, woher; nehmen neben einander Platz und machen vorübergehende Bekanntschaften mit Leuten, welche derselbe Reisezweck mit uns zusammenführt. Wenn sie unterwegs aussteigen, erlöscht ihr Andenken gar bald in unserm Gedächtniß, weil andere Reisende ihre Stellen besetzen. Im Omnibus, wie in der ganzen Welt, treten wir uns gegenseitig auf die Füße, weil die Reihen überall gedrängt voll sind und Jeder seinen eigenen Weg zu machen sucht, ohne an seinen Nachbar zu denken, der Schlüssel zu jedem Mißbehagen ist hier wie dort das menschliche „Stehe auf und laß mich sitzen!" Wenn endlich der Omnibus an dem bestimmten, unvermeidlichen Ausgangspunkte, an der letzten Station, angelangt ist, zerstreuen sich alle Reisende, von denen Keiner weiß, woher die Einen gekommen, noch wohin die Andern gehen. Wir empfehlen daher die Pariser Omnibus den Sittenmalern, Romanschreibern, dramatischen Dichtern,

BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vaudevillisten, Moralisten, Zartgestimmten, melancholischen Seelen, kurz Allen.

Was die Omnibus-Restaurans betrifft, welche seit vier Jahren durch den Mund des Vicomte de Botherel versprochen, uns Cotelettes ins Haus zu liefern und ganz Paris mit Fricandeaux à Voscille zu überschwemmen, so haben sie sich noch nicht entschließen können, ihre Pferde anzuspannen, und sie figuriren hier bloß zum Andenken. Dagegen kündigt eine Aktiengesellschaft die baldige Verwirklichung der Parapluies-omnibus an, so daß wir also bei plötzlich eintretendem Regen für 3 Sous überall einen eleganten Regenschirm finden, welchen wir den Tag darauf entweder beim Aufseher des nächsten Büreau's der Straße, worin wir wohnen, oder beim Portier unseres Hotels abgeben, wo er dann abgeholt wird. — Victor Hugo und Alexander Dûmas, heißt es, wollen ein Omnibus-Theater gründen, worin man alle Genre spielen soll. Wenn erst die Eisenbahnen allgemein sind, wird man auch ohne Zweifel Postchaisen-Omnibus erfinden und die ganze Oberfläche unserer Erdkugel in Stationen zu 30 Centimes abtheilen. Dann wird die Menschheit in den Urstand der Natur zurückkehren und ein glückseliges Nomadenleben führen, wie die ersten Völker des goldenen Zeitalters, von denen die Geschichte uns nur dunkle Kunde gibt. Das war vielleicht auch der Gedanke Blaise Pascals, des unsterblichen Erfinders der Omnibus.

Druck und Papier von C. Schumann in Schneeberg.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kolloff, Eduard

Schilderungen aus Paris

Bd.: 1. - 414 S.

Hamburg 1839

Gall.sp. 203 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10427607-1